Paul Schreckenbach

Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806




EX LIBRIS
FRITZ REDLICH
47



19/11 06. 8M.–



Königin Louise

Nach dem Porträt von Joh. Friedrich August Tischbein

Paul Schreckenbach

Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806

Eine Erinnerungsgabe für das deutsche Volk
Mit 100 Illustrationen und Beilagen
nach zeitgenössischen Darstellungen



Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1906

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Über die Ereignisse des Jahres 1806 besitzen wir fünf umfangreiche Werke, deren jedes in seiner Art vorzüglich ist. Die älteren sind von Höpfner und Montbé, die neueren von Colmar von der Goltz, O. von Lettow-Vorbeck und Bruno von Treuenfeld. In allen ist die Darstellung so eingehend und genau, daß jeder Leutnant erwähnt wird, der eine Reiterpatrouille geführt oder einen Rapport überbracht hat, und daß man sich über die Marschleistung und Stellung jeder Kompagnie, Batterie und Eskadron an den verschiedenen September- und Oktobertagen vollkommen informieren kann.

Gerade das macht die Bücher sämtlich für das große Publikum ungenießbar. Was den Militärschriftsteller interessiert, ist oft dem Laien ganz gleichgültig, und die wenigsten haben auch nur die Zeit, geschweige die Geduld, sich durch die erdrückende Fülle von Namen, Zahlen und Daten hindurch zu arbeiten. Deshalb wird, wie ich denke, eine kurze, klare und übersichtliche Darstellung des Feldzugs von 1806 vielen willkommen sein. Wo die Fachschriftsteller voneinander abweichen, habe ich das hervorgehoben, einzelne charakteristische Züge, die ihnen entgangen sind, habe ich hinzugefügt.

Viel wichtiger freilich, als die Erzählung der kriegerischen Geschehnisse erscheint mir die Beantwortung der Frage: Wodurch wurde die Niederlage für Heer und Staat zur vernichtenden Katastrophe? Selbst für die damalige Zeit, die unsere Riesenheere noch nicht kannte, war die Streiterzahl nicht eben groß, die bei Jena und Auerstädt ins Feuer kam. Trotzdem hat kein Sieg Napoleons auch nur annähernd so gewaltige Folgen gehabt wie diese Schlacht. Was machte das alte Preußen so hilflos und schwach, daß es nach dem ersten Zusammenprall mit dem überlegenen Gegner aus allen Fugen barst?

Eine Antwort darauf können meines Erachtens nur die Zeugnisse kluger und glaubwürdiger Zeitgenossen geben, wie sie uns in Briefsammlungen, Lebenserinnerungen und ähnlichen Werken in Masse vorliegen. Ihnen bin ich in meiner Schilderung der Zustände Preußens von 1806 ausschließlich gefolgt. Dabei ist mir natürlich auch nicht entgangen, daß alle diese Männer vor der Niederlage ganz anders, viel günstiger über Heer und Staat urteilen, als nachher. Wenn aber der neueste Lobredner des damaligen Heeres

daraus den Schluß zieht, ihrem späteren Urteile sei deshalb nicht so besonderes Gewicht beizulegen, so verstehe ich seine Logik nicht. Weil Leute wie Scharnhorst und Boyen vor 1806 auf den Sieg hofften, soll ihr späteres Urteil über das Heer ein zu hartes, unrichtiges, von Voreingenommenheit getrübtes gewesen sein? Es ist doch eben die Art wirklich bedeutender Männer, sich durch Tatsachen belehren zu lassen, und einen ganz ähnlichen Umschwung der Meinungen haben wir ja selbst erlebt. Vor 1866 und 1870 hielten die klügsten Leute in Preußen die Heeresreform Wilhelms I. für eine törichte, kindische Soldatenspielerei, und Bismarck war in ihren Augen ein Gauner oder ein Narr. Nach Königgrätz und Sedan erkannte die ungeheure Mehrheit der Nation, daß kaum jemals ein Monarch seinem Volke eine so große Wohltat erwiesen hat wie der alte König, und daß sein Kanzler das größte staatsmännische Genie war, das Deutschland bis auf den heutigen Tag hervorgebracht hat. Ich denke, dieses spätere Urteil hat im vollsten Umfange seine Richtigkeit, obwohl die Leute, die es aussprachen, ursprünglich ganz anders dachten.

Es ist wohl nichts schwerer, als die Schwächen seiner Zeit zu erkennen. Kein Talent ist so selten wie dieses. Auch große Geister halten die Einrichtungen des Staates, in denen sie aufgewachsen sind, leicht für fester und lebenskräftiger, als sie sich dann in Zeiten des Sturmes und der Not bewähren. Das müssen wir uns stets vor Augen halten, wenn wir die Menschen einer vergangenen Zeit gerecht beurteilen wollen. Wir sehen schon jetzt klar vom Standpunkte der Späterlebenden aus, was man hätte tun müssen, wundern uns über das, was geschah und noch mehr über das, was nicht geschah, daß der absolute Herrscher vor dem Widerspruche der privilegierten Volksklassen mit seinen Reformplänen zurückwich, daß man die alten Mißstände in Staat und Heer nicht beseitigte. Was aber unserer Zeit fehlt, sehen wir ebensowenig, wie jene die Gebrechen ihrer Zeit erkannten. Auch von unsern Staatseinrichtungen wird deshalb ein späteres Geschlecht manche für unbegreiflich töricht halten, z. B. die, daß wir, das bestgehaßte und angreifbarste Volk Europas, die Stärke unserer Wehrkraft zu Lande und zur See von dem Votum bayrischer Kapläne und anderer Geistesheroen abhängig machen. —

Wer nun ein sicheres Urteil darüber gewinnen will, ob das im Folgenden über die Verhältnisse und Ereignisse der damaligen Zeit Gesagte richtig ist oder unrichtig, den verweise ich auf die Quellen selbst. Vor allem empfehle ich die Lebenserinnerungen des Generalfeldmarschalls von Boyen, durch dessen Herausgabe sich der Jenenser Kirchenhistoriker Friedrich Nippold ein großes Verdienst erworben hat. Fußnoten habe ich vermieden, denn das Buch ist nicht für die Gelehrten bestimmt, die ja schon alles wissen, sondern für gebildete Leute aller Stände, die sich ohne wissenschaftliche Arbeit über das, was vor hundert Jahren geschah, orientieren wollen. Ein Buch mit Fußnoten legt, meinen Erfahrungen nach, der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts achtungsvoll aber schleunigst beiseite. Möge das diesem Buche nicht geschehen!

Das Illustrationsmaterial besorgte die Verlagsbuchhandlung. Es wurden benutzt: das Königl. Kupferstich-Kabinett, die Sammlung Lipperheide und das Märkische Museum in Berlin, die Kupferstichsammlung von Friedrich August II. und die Sächsische Armeesammlung in Dresden, das Städtische Museum in Jena, die Sammlungen des Leipziger Historischen Vereins, ferner von Hermann Buhrig (Historisches Museum am Johannisplatz) und von M. Bertsch (Historisches Museum am Napoleonstein) in Leipzig, das Königl. Kupferstich-Kabinett in München und das Germanische Museum in Nürnberg. Den beteiligten Herren sei für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen hiermit der wärmste Dank ausgesprochen.

Klitzschen b. Torgau,
im August 1906

Paul Schreckenbach

Einleitung

Der alte Kaiser Wilhelm I. hat einmal das Bekenntnis ausgesprochen, er habe durch die Demütigungen in seinem Leben mehr gelernt, als durch alle seine Siege. Die Erfahrung, die er damit kundgibt, dürfte von allen Menschen gelten, und nicht nur von den einzelnen Menschen, sondern auch von den Völkern. Denn das Unglück, das über ein Volk hereinbricht, ist fast immer eine Folge seiner Fehler und Sünden. Höchst selten erliegt ein gesundes und kräftiges Volk der bloßen äußeren Übermacht seiner Feinde, zumeist verursacht die innere Schwäche das Verderben oder hilft wenigstens kräftig mit dazu. So ist es gewesen, so lange es Völker und Staaten auf Erden gibt, und die Geschichte unserer Zeit hat uns erst vor kurzem wieder einmal diese ernste Wahrheit erkennen lassen im Untergange der südafrikanischen Buren. Das kleine tapfere Volk von Oranje und Transvaal ist nicht nur zugrunde gegangen durch die gigantische Übermacht seines gewaltigen Gegners, sondern, wie wir jetzt genau wissen, auch mit durch seine eigene Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit.

Darum tut jedes Volk wohl daran, sich in die Geschichte der Zeiten zu versenken, wo es gebeugt und gedemütigt am Boden lag. Denn nur dadurch kann es die Fehler erkennen, die es einst schwach und zum Widerstande unfähig gemacht haben, und solche Einsicht mag ihm dazu verhelfen, die Wiederkehr des Unglücks zu vermeiden.

Uns Deutschen gibt nun das Jahr 1906 einen ganz besonderen Anlaß zu ernstem Gedenken an eine Zeit der tiefsten nationalen Schmach. Am 14. Oktober wird ein Jahrhundert vergangen sein, seitdem auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt die Monarchie Friedrichs des Großen in Trümmer geschlagen ward. Nie seit der Schlacht am Weißen Berge hat unser Volk einen so verhängnisvollen Tag erlebt. Denn mit der Niederwerfung Preußens war die Knechtschaft ganz Deutschlands vollendet und besiegelt. Sieben Jahre lang wurde der Norden und Osten unseres Vaterlandes von dem fremden Eroberer mißhandelt und ausgesogen, während alle übrigen Deutschen unter dem trügerischen Namen von Verbündeten dem Gewalthaber als Knechte dienten und auf hundert Schlachtfeldern für seinen Ruhm ihr Blut verspritzten. Das deutsche Volk war eine Beute seiner westlichen Nachbarn geworden und schien für alle Zeit in eherne, unzerreißbare Fesseln verstrickt zu sein.

Es war kein Zufall, daß solches geschah. Es war auch nicht nur die Übermacht des Feindes und das Genie seines großen Feldherrn, die das herbeiführten. Denn dadurch

Übrigens muß gesagt werden, daß die unteren Schichten der Bevölkerung von allen den religiösen Neuerungen nur wenig berührt wurden. Der kleine Handwerksmann in der Stadt und nun vollends der Bauer auf dem platten Lande kümmerte sich kaum darum. Es war Herkommen und gehörte zu einem ehrbaren Leben, daß man zu gewissen Zeiten in die Kirche ging und am Heiligen Abendmahl teilnahm, und dabei blieb es auch zunächst. Was gepredigt wurde, war gleichgültig, man schlief bei der nun rationalistischen Predigt so gut, als man bei der früheren orthodoxen geschlafen hatte. Anklang oder gar Anhängerschaft fand der Rationalismus im Bauernstande erst viel später.

Ganz anders war es bei den höheren Ständen, bei den Gebildeten und Halbgebildeten. Unter Friedrich dem Großen war es guter Ton gewesen, über religiöse Dinge zu spotten, der König selbst pflegte, wie männiglich bekannt, Lehren und Einrichtungen der christlichen Kirche mit der Lauge seines frivolen Witzes zu begießen. Daß ein erleuchteter Kopf zugleich ein Religionsspötter und Freigeist sein müsse, das stand seitdem für die Menge der Gebildeten fest, wer eine Ausnahme machte, wurde belächelt. Ferner hatte seine Vorliebe für französisches Wesen in den oberen Schichten des Volkes in geradezu erstaunlicher Weise Schule gemacht. Wer auf Bildung irgendwelchen Anspruch machen wollte, der mußte vor allem flott und richtig französisch parlieren können. Den Kindern gab man französische Hauslehrer oder mindestens eine Bonne. In gewählter Gesellschaft sprach man nur französisch, in Berlin wurde das sogar in Bürgerhäusern Sitte. Was von Frankreich, von Paris vor allem kam, galt für fein, für schön und gut. Man äffte nicht nur die französischen Kleidermoden nach, man bezog auch dort seine geistige Nahrung. Voltaire, Rousseau, Diderot und die anderen französischen Aufklärer wurden an der Spree fast ebenso wie an der Seine gelesen und galten als die unerreichten Muster guten Geschmacks und lichtvollen Denkens. Mit Pauken und Trompeten hielt der französische Materialismus seinen Einzug in Berlin.

Leider zog auch die französische Sittenlosigkeit mit ein. Es wäre allerdings durchaus falsch, wenn man das damalige Preußen ein sittenloses Land nennen wollte. Fast alles, was uns davon berichtet wird, bezieht sich doch nur auf die eine Stadt Berlin, die freilich sehr viel für den ganzen Staat zu bedeuten hatte. Sie war nicht nur die Residenz des Königs und der Sitz der höchsten Behörden, sie war auch mit ihren 180—190000 Einwohnern die einzige Großstadt des ganzen Landes. Hier gab es eine große Anzahl verhältnismäßig reicher Leute, infolgedessen auch Luxus und Wohlleben wie nirgends sonst in Preußen. Wer Konnexionen und Beförderung suchte, drängte sich hierher, wer größere Mittel besaß, verzehrte sie hier am liebsten, die reichen Beamten und Offiziere strebten alle danach, in die Hauptstadt versetzt zu werden. Es war kein Wunder, daß in einer solchen Stadt die Sitten locker wurden, es war vielmehr ein Wunder, daß die preußische Residenz so lange ein ehrbares Ansehen bewahrt hatte, während fast alle anderen Residenzen, große wie kleine, Brutstätten der Sinnenlust und Liederlichkeit waren. Die Zucht des alten Soldatenkönigs, der keine Unsittlichkeit und Dirnenwirtschaft duldete, hatte lange vorgehalten. Auch sein Sohn hatte darauf gesehen, daß die Zügellosigkeit sich nicht frech ans Tageslicht wage, und sein freudloser, mönchischer Hof war sicherlich alles andere als

hier wurde auch der hochgeborene Dieb gehängt, hier schützten keine Rücksichten, Beziehungen, Konnexionen den Frevler vor der verdienten Strafe. Im Machtbereich Friedrich Wilhelms I. gab es eigentlich nur drei Gebote. Das erste hieß: Arbeiten!, das zweite: Sparen! und das dritte: Nicht räsonnieren! Müßiggänger konnte der selbst rastlos tätige Monarch auf den Tod nicht leiden. Wenn er in den Straßen Berlins jemandem begegnete, der anscheinend nichts zu tun hatte und müßig umherschlenderte, so schnauzte er ihn an: „Schere Er sich nach Hause, Kerl, und tue Er was!" und der Betroffene konnte von Glück sagen, wenn er nicht auch noch unangenehme Bekanntschaft mit dem königlichen Rohrstocke machen mußte. Unablässig revidierte und inspizierte der König, ob auch überall fleißig gearbeitet werde, auf den Paradeplätzen, den Baustellen, den Domänen und sogar in den Volksschulen. Nun vollends seine Sparsamkeit, die dem Geize zum Verwechseln ähnlich war, ist allgemein bekannt. Die Staatskassen waren ihm Heiligtümer, wer aus ihnen etwas stahl, wenig oder viel, entging dem Gehängtwerden selten. Vor allem aber hielt der König darauf, daß sein Wille das alleinige Gesetz im Staate war und blieb. Niemand hatte neben ihm etwas zu sagen, nicht die Minister, die er als seine Schreiber und Handlanger betrachtete, nicht die Landstände, die er zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herabdrückte. Selbst in die Justiz mischte er sich rücksichtslos ein. Wo er Parteilichkeit oder Ungerechtigkeit in der Rechtspflege zu bemerken glaubte, da kassierte er einfach das Urteil, strafte die Richter und verfügte, was Recht sein sollte.

Ganz ebenso regierte sein großer Sohn Friedrich II. (Abb. 1). Auch er duldete keinen Willen neben sich, in seiner Hand liefen alle die Fäden der Staatsverwaltung zusammen, er befahl, er ordnete an bis ins Kleinste hinein, neben ihm hatte niemand etwas anzuordnen und zu befehlen. Alle Beamten waren nur dazu da, um das auszuführen, was des Königs Majestät ihnen auftrug.

Indessen schon der große König hatte mit jedem Jahre größere Mühe, in solcher Weise zu regieren. Nicht weil er alt wurde, sein Geist arbeitete noch fast mit derselben wunderbaren Spannkraft, wie in den Zeiten der ersten schlesischen Kriege. Aber sein Staat verwandelte sich ihm unter den Händen. Das kleine, noch immer dünn bevölkerte Land, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, war sehr viel größer geworden durch seine Siege und durch die Einverleibung polnischer Landesteile, die Menschenzahl mehrte sich, neue Ideen, neue Bedürfnisse regten sich im Volke. Mühselig beherrschte der Greis das größere Preußen nach dem ererbten Systeme, auch er vermochte es nur, weil er sich nicht scheute, gelegentlich hart und ungerecht zu sein. Ungeheures lag auf ihm, dem alleinigen Lenker des preußischen Staates, eine Riesenlast legte er nieder, als er am 17. August 1786 die Augen schloß.

Wer sollte sie aufnehmen? Der an seine Stelle trat, Friedrich Wilhelm II., war körperlich ein Hüne, aber weder ein großer noch ein starker Geist. Er gab sich zwar zunächst ehrliche Mühe, selbst zu regieren wie sein großer Oheim, aber er war viel zu unklar, zu weich, zu wenig scharfblickend dazu. Er ließ andere mehr und mehr Einfluß gewinnen auf die Staatsgeschäfte, und er hatte dabei eine unglückliche Hand. Während er



FRIDERICUS MAGNUS
REX BORUSSIÆ.

Abb. 1. Friedrich der Große an der Spitze seiner Truppen. (1740—1786.)
Kpfr. von D. Chodowiecki. 1758.

den alten Prinzen Heinrich sorgfältig von den Geschäften ausschloß, geriet er in Abhängigkeit von Wöllner und Bischoffwerder, in welchen Männern kein verständiger Mensch Zierden des preußischen Staates erblicken wird. Sie lenkten ihn durch Weiber und mystischen Schwindel. Der schöne, stattliche Mann war ein eifriger Verehrer weiblicher Schönheit. Mit seiner Gemahlin lebte er in unglücklicher Ehe, aber er wußte sich zu entschädigen. Schon als Prinz hatte er eine heftige Neigung gefaßt zu der Tochter eines niederen Hofbeamten, der anmutigen Friederike Enke, die er dann mit seinem Kammerdiener Ritz zum Schein vermählte, um sie ungestörter besitzen zu können. Später, als er längst König war, erhob er sie zur Gräfin Lichtenau und stattete sie reich mit Gütern aus. Ihr ist er nie ganz untreu geworden, sie hat ihn immer wieder zu fesseln gewußt, so daß er stets zu ihr zurückkehrte. Dabei hatte er aber noch nacheinander zwei richtige Nebengemahlinnen, die ihm seine Hofprediger kirchlich zur linken Hand antrauen mußten, nebenbei gesagt, ein schmähliches Zeugnis dafür, wozu hochstehende evangelische Geistliche sich damals hergaben. Neben der Neigung für die Frauen war in dem Könige ein wunderlicher Hang zu dem Geheimnisvollen, Übernatürlichen. Er glaubte an Gespenster und Geistererscheinungen und kam dadurch in innige Berührung mit den sogenannten Rosenkreuzern, einer Bande von Phantasten, Betrügern und Halbnarren, die im Besitze wunderbarer magischer Kräfte zu sein vorgaben. Er, der Zeitgenosse Lessings und Kants, ließ sich von ihnen die Geister großer Männer und seines verstorbenen Kindes vorführen, die jene Gauner mit Hilfe von Theaterkunststücken ihm vor die Augen zauberten und wodurch sie ihn aufs tiefste erschütterten.

Solch ein Mann war natürlich der Last nicht gewachsen, die Friedrichs Erbschaft ihm auferlegte, und er fühlte das selbst. Der große König wäre ihr übrigens auch nicht mehr gewachsen gewesen, seitdem durch die neue Aufteilung Polens wieder ein riesiges Stück Land an Preußen gefallen war, noch dazu ein Land, dessen Bewohner zum größten Teil der neuen Ordnung der Dinge feindlich gegenüberstanden, durch ihre Sprache und ihre katholische Bigotterie von den Deutschen getrennt und dabei in unglaublicher Weise wirtschaftlich verwahrlost waren. Der Adel eine zuchtlose Rotte großsprecherischer Faulenzer, die nichts gelernt und nie gearbeitet hatten, der Bauernstand durch den harten Druck und die Karbatsche der edeln Slachtitzen stumpfsinnig gemacht und zum Lasttier herabgewürdigt, die Städte nichts weiter als große Dörfer mit elenden Lehmbauten und ungepflasterten Straßen. Im ganzen Lande war ein gewisser Wohlstand nur zu finden bei den Schacherjuden und den Branntweinverkäufern, die es überall in großer Anzahl gab. Denn der Schnaps war der eigentliche König von Polen, in dessen unbedingter Verehrung alle die Krapülinskis und Waschlapskis einig waren. Selbst die eiserne Hand des großen Soldatenkönigs wäre erlahmt, hätte sie diesen Augiasstall sarmatischen Schmutzes reinigen sollen. Nur eine zähe, stetige Kolonisationsarbeit, mehrere Menschenalter hindurch, hätte dem Lande aufhelfen können. Sie konnte aber überhaupt nicht in Angriff genommen werden, denn Preußen besaß weder die dazu tauglichen Beamten, noch verfügte es über die nötigen überschüssigen Menschenkräfte.

Der König sah wohl ein, daß er die verworrenen Verhältnisse des Landes von Berlin aus nicht zu überschauen vermöge, und wälzte deshalb die neue Regierungslast, die ihm der zweifelhafte Landerwerb brachte, auf die Schultern eines anderen ab. Er stellte den Grafen Hoym an die Spitze der Riesenprovinz Südpreußen und stattete ihn mit fast vizeköniglicher Gewalt aus. Damit hatte er nun freilich den Bock zum Gärtner gesetzt, denn Hoym, der sich jeder Kontrolle zu entziehen wußte, trieb eine schauderhafte Mißwirtschaft, besonders auf dem Gebiete der Finanzen. Zu unglaublich niedrigen Preisen verschacherte er Staatsgüter an seine Günstlinge und lebte wie ein Pascha in Breslau als Mittelpunkt eines verschwenderischen Hofes. Sein Ankläger, der Zollrat von Held, kam zwar auf die Festung und hat sicherlich auch manches übertrieben. Aber viele der von ihm erzählten Untaten sind doch eben leider nur zu wahr und beweisen zur Genüge, was unter dem Regimente Friedrich Wilhelms II. in Preußen möglich war. Das sogenannte „schwarze Buch", das Held später 1801 veröffentlichte, ist nicht nur eine vernichtende Anklage gegen den Minister Hoym, sondern auch gegen den König, der das alles duldete und nicht strafte.

Vieles wurde nun freilich besser, als Friedrich Wilhelm III. 1797 den Thron bestieg. Er war in vielen Stücken das Gegenbild seines Vaters, nüchterner Rationalist, während jener ein mystischer Schwärmer gewesen war, und in seiner Lebensführung durchaus ehrbar, ja ein Mann von puritanischer Strenge. Er hat wohl nie ein anderes Weib angesehen, so lange seine schöne und anmutige Gemahlin Luise am Leben war. Sein Hof wurde ein leuchtendes Vorbild der Sittlichkeit für sein Volk, so wie der Hof seines Vaters eine Pflanzstätte krasser Liederlichkeit gewesen war, und insofern brach mit seinem Regierungsantritt eine andere bessere Zeit für Preußen an.

Das Hauptübel aber, an dem das Staatswesen krankte, ward nicht gehoben, sondern verschlimmerte sich noch unter ihm. Auch er wollte noch persönlich regieren, wie der alte Fritz, und dazu war der Staat viel, viel zu groß und in seinen Bedürfnissen viel zu kompliziert geworden. So konnte denn der König nur hie und da noch selbst eingreifen, nur einen Teil der riesigen Geschäfte übersehen. Sein Selbstregiment war nur eine Fiktion, in Wahrheit regierten seine Räte. Schon unter seinem Vater hatte eine Kabinettsregierung begonnen, unter ihm vollendete sie sich und wurde immer drückender empfunden. Die Kabinettsräte waren die einflußreichsten Männer im Staate, viel mächtiger als die Minister, denen sie eigentlich im Range nachstanden. Alle Klagen, Bitten, Beschwerden, Anträge, Denkschriften, die dem Könige eingereicht wurden, gingen durch ihre Hand, wurden meist von ihnen entschieden und vom Könige nur unterschrieben. So hatten sie in alles dreinzureden und redeten in alles drein, beeinflußten und lenkten den König und durch ihn den ganzen Staat. Die Fachminister traten diesen unberufenen Ratgebern gegenüber mehr und mehr in den Hintergrund. Dabei waren die Männer, die den Monarchen in solcher Stellung berieten, keineswegs Leute von stärkerem Willen und weiterem Gesichtskreise als ihr Gebieter, im Gegenteil. Beyme war wenigstens ein tüchtiger Jurist, Lombard dagegen nur ein seichter Schwätzer, „ein französischer Dichterling, Roué und frivoler Mensch", wie Stein sagt; und sie beide standen ganz im Banne der Männer, denen

Auch vor 1806 führte man in der Hauptstadt seine Stücke auf, und bei der Kunde seines Todes hatte nicht nur die schöne Königin Tränen vergossen, auch viele andere fühlten, was Deutschland an ihm verlor. Aber im allgemeinen kniete man an der Spree vor den Altären sehr untergeordneter Götter. Unter Friedrich Wilhelm II. war der französische Einfluß auch auf dem literarischen Gebiete durch deutsche Dichter und Schriftsteller zurückgedrängt worden. Aber nicht etwa Goethe und Schiller erlangten die Herrschaft, sondern Kotzebue und Lafontaine. Den einen bejubelte man im Theater und erfreute sich ebenso an seiner derben Komik wie an seiner weinerlichen Rührseligkeit, des anderen Romane wurden in Schloß und Hütte mit gleicher Begeisterung gelesen. Selbst die Königin Luise schwärmte eine lange Zeit für den tugendhaften und empfindsamen Poeten, in dessen Werken das Laster so unfehlbar bestraft, die Tugend so sicher belohnt wurde. Ihr Gemahl nun vollends war ganz und gar sein Verehrer, Lafontaines Romane bildeten fast ausschließlich seine Lektüre. Höchst selten konnte er dazu gebracht werden, etwas anderes zu lesen. Dramen liebte er nicht; sie waren ihm zu aufregend und traurig, er wollte eine Lektüre, die den Geist nur mäßig anstrengte und dabei moralisch und nützlich war. So wie er dachte die ungeheure Mehrzahl der Gebildeten dieses tugendseligen und friedevollen Geschlechts, der Pastor auf dem Lande ebenso wie der Kriegs-, Hof- und Geheimde-Rat.



Abb. 7. Empiretracht um 1800. Kpfr.

Die eigentlichen Schöngeister Berlins freilich verehrten weder Lafontaine noch Kotzebue, sondern blickten bewundernd zu anderen Sternen empor. In den Salons der beiden geistreichen Jüdinnen Rahel Levin und Henriette Herz fanden sich damals die ersten Jünger und Adepten der sogenannten Romantik zusammen. Was sie eigentlich wollten und erstrebten, ist weder ihnen selbst je ganz klar geworden, noch läßt es sich überhaupt in eine Formel bringen. Sie schwärmten für das Mittelalter mit seinen Burgen und Domen, seinem Ritterwesen, seinem Minnedienst. Ohne Zweifel machten sie sich dabei vom Mittelalter ein vielfach unrichtiges, viel

zu ideales Bild. Aber sie erwarben sich doch das unsterbliche, gar nicht genug zu preisende Verdienst, daß sie die großen versunkenen und vergessenen Schätze der mittelalterlichen Literatur wieder ausgruben und weiteren Kreisen zugänglich machten. Friedrich der Große hatte vom Nibelungenliede erklärt, es sei keinen Schuß Pulver wert. Jetzt pries es August Wilhelm Schlegel den Berlinern begeistert an, nannte es ein Wunderwerk der Natur und ein erhabenes Werk der Kunst und fand eine Menge gläubiger und freudiger Anhänger. Auch die schlichte Schönheit der alten Volkslieder empfanden die Romantiker und wiesen auf die Volksdichtung hin als auf den Jungbrunnen aller Poesie. Ebenso bedeutend und nachhaltig waren ihre Anregungen auf einem andern Gebiete: Sie weckten den Sinn für die Schönheit der Natur, für das Hochgebirge mit seinen Felsen und Schluchten, vor allem für den Wald mit seinem geheimnisvollen Dunkel und für die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält". Gegenüber dem Verstandesdünkel der Aufklärung betonten sie überall die Macht und das Recht des Gemütes und der Phantasie. Sie meinten, in dieser wunderbaren Welt sei nicht alles zu berechnen und zu erklären, es gäbe noch vieles, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Mit solchen Gedanken haben sie Kunst, Wissenschaft und Volksleben tief und unleugbar günstig beeinflußt, aber langsam und allmählich und erst, als ein jüngeres Geschlecht von größerer produktiver Begabung ihre Ideen aufnahm und verfocht. Jene älteren Romantiker waren eigentlich nicht imstande, ihren dichterischen Erzeugnissen eine feste Form zu geben. Nur einer macht eine Ausnahme, der geniale Heinrich v. Kleist, der aber seinen Ruhm erst später gewann. Freilich ärgerten sich schon damals seine militärischen Vorgesetzten darüber, daß ein von Kleist sich's beikommen ließe, „Versche zu machen". Sonst gelang dem schwermütigen Novalis und dem überhitzten Clemens Brentano wohl hin und wieder ein ergreifendes Lied oder eine anmutige Erzählung, aber einer größeren Aufgabe waren sie nicht gewachsen. Ihre umfangreicheren Schöpfungen, soweit sie nicht Fragmente blieben, entbehren aller straffen Komposition und sind deshalb, trotz aller Schönheit der einzelnen Episoden, für die meisten ungenießbar. Besonders in Hinsicht auf Novalis ist das zu bedauern, denn in seinem unvollendeten Romane „Heinrich von Ofterdingen" gehören einige Stellen zu dem Tiefsten und Zartesten, was die ganze deutsche Literatur aufzuweisen hat. Die Gebrüder Schlegel waren beide überhaupt keine Dichter, August Wilhelm ein vorzüglicher Übersetzer, ein Nachempfinder fremder Schönheit, wie ihn unsere Literatur sonst nicht aufzuweisen hat, Friedrich ein geistreicher, scharfer Kritiker, sehr anregend und vielseitig, aber, wie er z. B. in seiner vielumstrittenen Lucinde beweist, ohne die Gabe, die man vor allen andern vom epischen Dichter ebenso wie vom dramatischen fordern muß, die Gabe, Personen und Situationen klar und anschaulich zu schildern. Neben ihnen stand der junge Ludwig Tieck, dem ja später noch manch besserer Wurf gelungen ist, und der sich schon damals mit seinen satirischen Dramen und seinen zum Teil noch heute lesbaren Romanen als einer der schaffensfähigsten unter allen erwies. Allerdings auch er verkündete, wie die andern als die große Entdeckung der neuen Schule, daß die überlegene Ironie die eigentliche poetische Stimmung sei, woraus erhellt, daß er so wenig wie die andern von Goethe gelernt und an ihm geschaut hatte, was den Dichter macht. Erwähnen wir endlich noch

den tollen Zacharias Werner, der in seiner „Weihe der Kraft" den Doktor Martin Luther als ersten Liebhaber auf die Bühne brachte, so haben wir die eigentlichen Führer der älteren romantischen Schule beisammen, wenigstens die noch heute halbwegs bekannten. Neben ihnen spreizten sich nun noch unzählige Halbtalente, die in den literarischen Salons krampfhaft Geist zu sprühen versuchten und mit tönenden Worten unendlich große und tiefe Werke ankündigten, die nie geschrieben wurden. Sie alle fühlten sich als Genies und nahmen für sich das Recht in Anspruch, nach eigenen Gesetzen, unbekümmert um die hergebrachte Sitte zu leben, wie es ihnen gefiel. Ein überaus freier Ton, gelinde gesagt, herrschte in ihren Kreisen, Männlein und Weiblein fanden sich zusammen und liefen wieder auseinander, wie es ihnen gerade paßte, die eheliche Treue galt als ein leerer, überwundener Begriff, an dem nur Dummköpfe und Philister festhielten. Viele dieser wüsten Geister gingen in ihrem zuchtlosen Leben unter, andere fanden endlich die Ruhe des Gemütes, die sie in der Freiheit nicht hatten finden können, in der Beugung unter die unfehlbare Autorität der römischen Kirche. Friedrich Schlegel, Zacharias Werner wurden katholisch. Clemens Brentano brauchte nicht erst katholisch zu werden, denn das war er schon, aber dafür verblödete er so, daß er der gläubige Bewunderer, Biograph und Herold einer stigmatisierenden Nonne wurde. Alles in allem war der Einfluß der Romantiker vor der Kriegszeit für die Sitten der Hauptstadt verderblich, und der Ertrag ihres künstlerischen Schaffens wog das nicht auf, wurde zumeist überhaupt erst später fruchtbar gemacht. Von der großen Mehrzahl auch der Begabten unter ihnen gilt das Wort, das Karl August von seiner geistreichen Hofdame Th. v. Göchhausen gesagt hat: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen."

Mehr aber als für Schlegel und Tieck, Brentano und Kleist, schwärmten die ästhetischen Kreise Berlins für Jean Paul Friedrich Richter. Als er 1801 nach Berlin kam, waren seine größten und reifsten Werke noch nicht geschrieben, aber der Verfasser des „Hesperus", des „Siebenkäs'" und „Quintus Fixlein" fand trotzdem eine glänzende Aufnahme. Der Enthusiasmus der Damenwelt war so groß, daß selbst der wortkarge König darüber brummte. Es gab viele, die ihn weit über Schiller und Goethe stellten.

Wir verstehen das heutzutage nicht mehr. Denn uns genügt es nicht, daß ein dichterisches Werk voll von „schönen Stellen" und geistreichen Bemerkungen ist. Wir verlangen von einem Kunstwerke eine sehr viel klarere, einheitlichere und konzentriertere Darstellung, als seine Romane aufweisen, und wollen uns nicht mehr durch den Dichter vom Hundertsten ins Tausendste bringen lassen, wie das bei Jean Paul fast auf jeder Seite der Fall ist. Aber unbedingt muß zugestanden werden, daß seine Schriften ebenso wie die der Romantiker eine Fülle wundervoller Bilder und tiefer, eigentümlicher und fruchtbarer Gedanken enthielten, und daß ihm dabei eine große humoristische Kraft zur Verfügung stand.

Indessen ihrer aller Einfluß erstreckte sich eben nur auf Berlin und einige größere Städte. Die Masse des Volkes ward von den neuen literarischen Strömungen noch weit weniger berührt, als von den religiösen. Fünf Sechstel aller Preußen lebten auf dem platten Lande oder in kleinen Ackerstädtchen. Da gab es hie und da wohl einen kunstsinnigen

Pfarrer oder Gelehrten und eine schöngeistige Edeldame, aber im allgemeinen regte man sich über die Erzeugnisse der schönen Literatur wenig auf. In Berlin war der Enthusiasmus der Damenwelt für Jean Paul so groß, daß die verzückten Frauen und Jungfrauen nicht nur seine Haare, sondern auch die seines Pudels in ihren Medaillons trugen. In der Provinz war man von solchen Überschwenglichkeiten weit entfernt. Ein behagliches Philistertum herrschte in den Kreisen des bürgerlichen Mittelstandes. Als höchstes Glück galt die Ruhe, als höchste Tugend die Zufriedenheit. Der biedere, redliche Bürger kannte keinen schöneren Genuß, als gegen Abend nach vollbrachtem Tagewerke zur Seite des

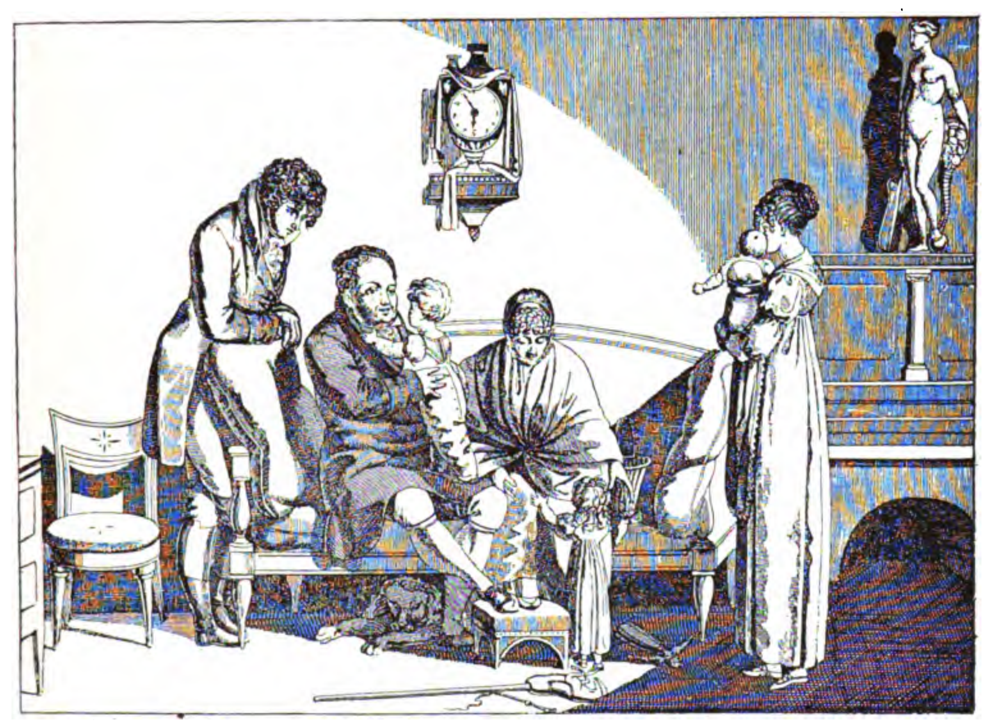


Abb. 8. Familienleben um 1800. Kpfr.

wärmenden Ofens zu sitzen und sein Pfeifchen zu schmauchen, während die kunstreiche Tochter am Spinett Lieder „im Schulzischen Wohllaut" sang. Was kümmerten sich diese Leute um die Gedanken eines Goethe oder Kant, eines Schiller oder Herder! Das alles war ihnen viel zu hoch. Ihre Welt war ihr Haus, ihr Geschäft. Was darüber hinaus lag, war ihnen fremd.

Die große Masse des Landvolkes nun vollends lebte ohne jedes geistige Interesse dahin. Das war nur allzu begreiflich, denn der Bauernstand seufzte unter einem harten Drucke. Die Hohenzollernkönige hatten zwar vieles getan, um die Lasten der bäuerlichen Untertanen zu erleichtern, leibeigene Bauern gab es in Preußen nicht mehr, und grobe Bauernschinderei ward streng bestraft. Auch dem sogenannten „Bauernlegen", dem Aufkaufen der Bauerngüter, sind die preußischen Könige oft sehr schroff und ungnädig

entgegengetreten. Aber die Hörigkeit und Erbuntertänigkeit bestand noch fast überall. Die jungen Bauernburschen und Mädchen waren, wenn sie sich nicht loskauften, zu mehrjährigem Dienste auf dem Gutshofe verpflichtet, an vielen Tagen des Jahres mußten die Untertanen Hand- und Spanndienste auf den Feldern des Edelmannes leisten, wofür sie nur die Kost, selten einen kärglichen Lohn empfingen. Im Jahre 1783 schrieb Friedrich der Große an den schlesischen Justizminister: „Drei Tage in der Woche zu dienen, ist billig, darüber kann sich kein Untertan beschweren und dabei kann er auch bestehn!" — Auch andere Rechte des Grundherren schnitten tief in den Betrieb der bäuerlichen Wirtschaft ein, so z. B. das Recht, die Schafe und Rinderherden bis zum 1. Mai über die Wiesen des Dorfes zu treiben. Vielfach wurden ja solche Rechte mild gehandhabt. Die Edelleute, oft selbst mäßig oder wenig begütert, lebten doch eben unter ihren Gutsuntertanen und mußten befürchten, daß mißhandelte Knechte in der Nacht ihnen Scheune oder Ställe in Brand steckten oder sonstige Gewalttaten verübten. Andere waren so sehr von den humanen Gedanken des Zeitalters ergriffen, daß sie aus freien Stücken auf die Frohnden verzichteten, wie das auf den königlichen Domänen vielfach schon geschehen war. Harte Herren aber, oder große Grundbesitzer, die vielleicht in der Hauptstadt lebten und ihre Güter durch Vögte und Amtleute verwalten ließen, drückten ihre erbuntertänigen Leute oft sehr. Auf solchen Gütern im Osten der Monarchie herrschte noch ein hartes Stockregiment, und gegen körperliche Mißhandlungen Recht zu finden, war schwer für die kleinen Leute. Nur bei groben Mißhandlungen hatte ihnen Friedrich der Große sich zu beschweren erlaubt, gegen ein paar Hiebe mit der Reitpeitsche oder dem Stocke des gnädigen Herrn durfte niemand räsonnieren. Dabei lag in den Händen des Gutsherrn die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule. Wurde der junge Bauer zum Militär eingezogen, so fand er die Söhne seines Dorfregenten als seine Vorgesetzten wieder, denn die Erbuntertänigkeit wurde ganz einfach aufs Heer übertragen, der Junker war der geborene Offizier. So sah sich der Bauer von allen Seiten eingeengt und lernte von früh auf, daß das Maul halten und sich ducken die höchste Lebensweisheit sei. Dazu lag auf dem Landvolke die Last des Militärdienstes fast ausschließlich, der Druck der staatlichen Steuern in unverhältnismäßiger Stärke. Die Bauern der Kurmark bezahlten z. B. mehr als dreißigmal so viel Steuern als die Ritterschaft. Daß in einem so gedrückten Geschlechte nicht eben eine große Begeisterung für das Vaterland vorhanden war, versteht sich ganz von selbst. Der Bauer fühlte sich als das Lasttier des Staates, und wie sollte er die Macht lieben, die ihm nur Arbeit und schwere Pflichten auferlegte, Rechte dagegen fast gar nicht gewährte!

Wenn nun irgend ein Fürst bauernfreundlich war, so war es Friedrich Wilhelm III. Merkwürdig, wie in ihm die Gedanken seines großen Urgroßvaters wieder auflebten! Er wollte die Erbuntertänigkeit aufheben, die Bauerngüter in freies Eigentum verwandeln, ganz wie sein Vorfahr im Jahre 1719. Aber was der alte eiserne Soldatenkönig nicht hatte durchsetzen können, das gelang seinem Urenkel erst recht nicht. Die Opposition der adeligen Stände, die sich von allen Seiten gegen die geplanten Neuerungen erhob, schreckte ihn von der Durchführung seiner Ideen ab. Auch die Bauernschaften selbst kamen

ihm nicht entgegen, denn der Bauer betrachtet nun einmal alles Neue mit dem größten Argwohn und vermutet hinter jeder neuen Einrichtung irgend eine niederträchtige Absicht, die auf seinen Schaden gerichtet sein könnte. So gelang nicht einmal die Beseitigung der Patrimonialgerichte. Überhaupt gelang dem Könige bei allem seinen guten Willen nichts, höchstens kleine Reformen wurden da und dort ins Werk gesetzt. Aber damit war im Grunde gar nichts gewonnen, Preußen bedurfte eines ganz neuen Gewandes, mit dem Aufsetzen kleiner Flicken und Lappen ward nichts geschafft. Hier mußte eine große Reform sofort eine zweite, noch größere nötig machen und so fort, wer z. B. das Heer reformieren wollte, der mußte auch die Finanzen, das Steuerwesen reformieren, mußte die Untertänigkeit des Landvolkes aufheben, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit gewähren, die Privilegien des Adels und der gebildeten Stände zum großen Teil vernichten. Wer sollte den Mut haben zu diesem ungeheuren Werke? Wer sollte die Kühnheit und die Kraft haben, das friderizianische Preußen umzustürzen und ein ganz neues Gebäude an seine Stelle zu setzen? Es war kein Mensch da, der das wollte und konnte, am allerwenigsten war der dazu geschaffen, auf den doch schließlich alles ankam, der König. Aber selbst der größte unter seinen Ratgebern, der Freiherr vom Stein, erkannte damals nur einzelne schwere Schäden des Staatswesens. Daß Preußen von Grund auf umgestaltet werden mußte, wenn es weiter bestehen sollte, das begriff auch er damals noch nicht. Auch ihm mußte erst die Katastrophe von 1806 die Augen öffnen, damit er sah, was not tat. Es steht eben in Wahrheit so, wie Heinrich von Treitschke urteilt: „Das historische Urteil vermag nicht abzusehen, wie die Demütigung von 1806 der alten Monarchie hätte erspart werden sollen.“

Das Heer

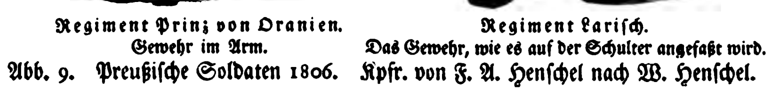
Als Preußen sich entschloß, die Waffen gegen seinen bisherigen Alliierten zu ergreifen, hatte es sich zu diesem unerwarteten Fall in keiner Weise vorbereitet." Dieses Urteil Rühles v. Lilienstern ist in jeder Hinsicht gerecht und unanfechtbar. „In keiner Weise vorbereitet." Das gilt in ganz besonderem Maße von dem Instrumente, mit dem man den Schlag gegen Napoleon führen wollte, von der Armee. Das Heer von 1806 hat in der neuesten Zeit einen warmen Verteidiger gefunden an Colmar von der Goltz. Aber seine versuchte Ehrenrettung zeigt nur, daß in der Tat verzweifelt wenig zu retten ist. Das muß ihm freilich ohne weiteres zugegeben werden, daß über die geschlagne Truppe von 1806 sündlich und schändlich viel gelästert und gelogen worden ist. So miserabel war sie nicht, wie sie die Pamphletschreiber nach dem Kriege hingestellt haben, etwa der Kriegsrat von Coelln in seinen „Feuerbränden". Ebensowenig glich sie dem Zerrbild, das in neuerer Zeit der geistreiche Wirrkopf Johannes Scherr in seinem Buche „Blücher und seine Zeit" von ihr entworfen hat. Diesen Schriftstellern merkt man es an, mit welcher Wonne sie den „verfluchten Junkern" den Eselstritt versetzen, und es ist v. d. Goltz nicht zu verdenken, wenn er ihr Zeugnis einfach ablehnt. Aber leider stimmen auch so viele hochangesehene und unverdächtige Augenzeugen in dem Verdammungsurteil über die Armee überein, daß gegen ihr Urteil nicht aufzukommen ist. Boyen, Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau, Rühle v. Lilienstern, Henckel von Donnersmarck, die alle dem Heere angehört, zum Teil sogar in verantwortungsvollen Stellungen, haben gewiß nicht leichtsinnig und oberflächlich oder gar boshaft geurteilt, und ebenso hat der spätere Bischof Eylert, 1806 Garnisonprediger in Potsdam, seine teils scheußliche, teils ergötzliche Schilderung Rüchels und seines Korps sicherlich nicht aus den Fingern gesogen. Kurz und gut — was auch zur Erklärung und Entschuldigung gesagt werden kann — die Armee war schlecht, ein unbehülflicher, schwerfälliger, mit vielen Krankheiten und Fehlern behafteter Körper. Kurz vor dem Feldzuge, im August 1806, meldete der Kommandeur des Regiments Zweifel nach Berlin, die Flintenläufe seiner Soldaten wären von dem ewigen Putzen und Polieren in einen so betrüblichen Zustand geraten, daß sie das Schießen mit scharfen Patronen nicht aushalten würden. Diese Prachtgewehre waren so recht eigentlich ein Sinnbild der ganzen Armee. Man konnte wundervoll exerzieren, chargieren und paradieren, aber der größere Teil der Soldaten — so unglaublich es klingt, so sicher bezeugt ist es — hatte noch nie eine scharfgeladene Flinte











Regiment Arnim.
Faßt das Gewehr an.

Regiment Prinz von Oranien.
Gewehr im Arm.

Regiment Larisch.
Das Gewehr, wie es auf der Schulter angefaßt wird.

Ein Kanonier
hält den Säbel präsentiert.

Abb. 9. Preußische Soldaten 1806. Kpfr. von F. A. Henschel nach W. Henschel.



Gens d'Armes.
Das Gewehr, wie es auf der Schulter angefaßt wird.

Reg. Winning.
Präsentiert das Gewehr.

Leibhusarenregiment Rudorff.
Präsentiert das Gewehr.

Jägerregiment York.
Präsentiert das Gewehr.

Abb. 10. Kpfr. von F. A. Henschel nach W. Henschel.

abgefeuert. Mit solchen Truppen marschierte man gegen Napoleon und sein schlachterprobtes Heer!

Eine Schilderung der preußischen Heereszustände, die einzig und allein auf den Berichten von Augenzeugen beruhen soll, möge das herbe Urteil rechtfertigen. Dabei sehen wir ganz ab von der vielumstrittenen Frage, ob die Armee noch das Heer des großen Friedrich war oder nicht. Das ist im Grunde herzlich gleichgültig. Vielmehr kommt es einzig und allein darauf an, ob das Heer auf der Höhe der Zeit stand, ob es dem seines großen Gegners gewachsen war, wenn auch nicht der Zahl, so doch der Tüchtigkeit nach, und das muß rundweg verneint werden.

Neben der jämmerlichen, zerfahrenen Führung hat vor allen Dingen ein Grundübel die Armee geschädigt, nämlich die Art ihrer Rekrutierung. Noch immer bestand ein sehr großer Teil des Heeres aus geworbenen Ausländern, sie verhielten sich zu den im Lande selbst Ausgehobenen etwa wie 7 zu 9. Das wurde längst als ein schwerer Schade empfunden, und die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen suchten mit redlichem Bemühen, ihr Heer mehr zu einem Volksheer umzugestalten. Aber man kam auch hier über die Anläufe, die kleinen Mittel und halben Maßregeln nicht hinaus. Wie hätte man die altgeheiligten Privilegien antasten können, nach denen ganze Städte wie Berlin, Magdeburg, Breslau, ja ganze Landschaften wie Ostfriesland u. a. vom Militärdienst völlig befreit blieben! Wie konnte man dem Sohne des Geistlichen, des höheren Beamten und nun gar dem hochgeborenen Junker zumuten, als einfacher Rekrut dem Kalbsfell zu folgen und die Montur anzuziehn! Da hätte ein Friedrich Wilhelm I. dazu gehört, der die Souveränität stabilierte wie einen rocher de bronce! Aber von dessen durchgreifender Härte hatten seine Enkel und Urenkel nicht das geringste geerbt. So blieb trotz mancherlei Verbesserungen im großen und ganzen alles, wie es war. Die niederen Klassen, die untertänigen Bauern und Kossäten trugen die ganze Last, und da man selbst diese Bevölkerungsklasse aus Rücksicht auf die Bestellung der adeligen Güter nicht rücksichtslos zum Dienste heranziehen mochte, so war und blieb man eben auf die Geworbenen angewiesen.

Aus demselben Grunde waren die sämtlichen Inländer elf Monate des Jahres in die Heimat beurlaubt. Von den 76 Ausländern durfte der Hauptmann 26 in die Garnison beurlauben und ihre Löhnung zurückbehalten. Meist aber wurden noch viel mehr beurlaubt, so daß die Kompagnie oft nur 30—40 Leute wirklich bei der Fahne behielt. Die reichten gerade noch zum Wachestehen aus, wirklich wertvolle, militärische Exerzitien konnten mit solch einem armseligen Häuflein gar nicht ausgeführt werden. Welche Folgen das hatte für die Truppe wie für das Offizierkorps, werden wir nachher ins Auge fassen.

Ganz verzwickt wurden die Verhältnisse nach der Erwerbung der polnischen Landesteile. Rund 2000 Quadratmeilen wurden dadurch der preußischen Monarchie angefügt, aber wie sollte man die neuen „Landeskinder" in der Armee behandeln? Bruder Polnisches wollte es absolut nicht begreifen, daß es für ihn eine Ehre sei, auf den Exerzierplätzen des neuen Landesvaters gedrillt und gefuchtelt zu werden. Massenhaft desertierten

die Rekruten, die man aus jenen Gegenden aushob, sie waren ebenso unsicher wie die geworbenen Ausländer.

Eine aus solchen Elementen zusammengesetzte Armee konnte gar nicht anders regiert werden als durch eine barbarische Disziplin. Denn wer waren die Leute, die sich freiwillig anwerben ließen? Zu dem einen Teil leichtsinnige Brüder, die es in keinem anderen Beruf zu etwas hatten bringen können, zum andern Teile „nichtsnutzige Wesen", wie Boyen sagt, „die das Desertieren von einem Dienst zum andern zum Gewerbe ihres Lebens machten, um sich mit dem neuen Handgelde berauschen zu können, sich aber in der Zwischenzeit durch Betrug und Diebstahl eine Zulage in ihrer Garnison zu erhaschen suchten". Derartiges Gesindel verdiente den Stock und bekam mit der Fuchtel genau das, was es brauchte. Aber auch die Landeskinder, die das Unglück hatten, mit solchen Kerls in Reih und Glied zu stehen, blieben von Schlägen, Tritten und den fürchterlichen Spießruten nicht verschont. Welch eine grausame Härte und Ungerechtigkeit bestand vor allem darin, daß die „sicheren" Leute für die „unsicheren" mit verantwortlich gemacht wurden! Da legte man einen braven Bauernburschen aus Pommern oder Schlesien mit irgend einem Galgenvogel in ein Schlafquartier und machte ihn zum Wächter seines Kameraden. Er mußte die Tür verschließen und durfte dem Verdächtigen sogar die Schuhe unter Verschluß legen. Entwischte der Gauner trotzdem, so wurde der unglückliche Sicherheitskommissar zu Spießruten verurteilt. Prügel gab es bei allen Gelegenheiten, wenn ein Rostfleck sich auf dem Gewehr vorfand, ein Knopf schlecht geputzt war oder dem Zopfe die vorgeschriebene Länge fehlte. Dabei hallten alle Exerzierplätze wieder von den gräßlichsten Flüchen und den entwürdigendsten Schimpfreden. Wohl gab es einzelne Truppenteile, wo der Stock fast unbekannt war, wie die Blücherhusaren und die Jäger Yorks, wohl mahnten einzelne Heerführer, wie Möllendorf, immer wieder zur Humanität, straften auch hier und da grobe Mißhandlungen des gemeinen Mannes, und mancher Armeeerlaß schärfte den Offizieren und Unteroffizieren ein, daß Se. Majestät nicht Hunde, Schweine, Bauernlümmel und Grobzeug kommandiere, sondern brave Soldaten. Vergebens. Die Erlasse sprachen eben nicht die Wahrheit, Se. Majestät kommandierte in der Tat nicht nur brave Soldaten, sondern eine Menge, eine sehr große Menge von Lumpen und verdorbenen Landstrolchen. Und, um gerecht zu urteilen, auch den Inländern gegenüber konnte man den Offizieren und Unteroffizieren ihre große Strenge nicht so schwer anrechnen, wie man es nach den Anschauungen unserer Zeit zu tun geneigt ist. Damals wurde ja überhaupt weit mehr gehauen wie heutzutage, in allen Schulen regierte die Rute, über die Kinder und das Gesinde schwang der Hausherr häufig den Stock, wie der Gutsherr über seine Fröhner und Tagelöhner. Selbst sehr erwachsene Leute fanden nichts Ehrenrühriges dabei, wenn ihre Eltern einmal gegen sie handgreiflich wurden. So erhielt im Jahre 1803 der Königliche Stabsrittmeister Graf Henkel von Donnersmark von seiner Mutter im Königsschlosse zu Potsdam ein paar Ohrfeigen, als er gewagt hatte, der schlagfertigen alten Dame zu widersprechen. Vielen der Rekruten waren also die Prügel keineswegs etwas Neues in ihrem Leben. Dann muß man aber auch fragen: Wie in aller Welt sollten die unglücklichen Drillmeister aus Leuten, die alle Jahre



Abb. 11. Preußische Exerciermeister. Kpfr. von D. Chodowiecki.

einen Monat zur Fahne einberufen wurden, eine brauchbare Truppe bilden? Wer die unglaubliche Ungelenkigkeit und die oft fast unüberwindliche Stupidität vieler ländlicher Rekruten aus Erfahrung kennt, wird die Schwere ihrer Aufgaben zu würdigen wissen.

Damit soll nun nicht etwa geleugnet werden, daß die preußische Disziplin barbarisch, unzeitgemäß und mit einem Worte greulich war. Der auf Lebenszeit Geworbene war durch den Fahneneid einfach zum Sklaven geworden, der kaum jemals die Erlaubnis erhielt, die Tore der Garnisonstadt zu verlassen. Seine Löhnung war so elend, daß er hungern mußte, wenn er keine Nebeneinnahmen hatte. In einer Denkschrift vom Jahre 1798 riet Courbière, der spätere tapfere Verteidiger von Graudenz, dem Könige, „das namenlose Elend" des gemeinen Soldaten zu heben. Man zahlte denselben Sold, den der alte Fritz seinen Truppen gezahlt hatte, aber was im Jahre 1780 ein armseliges und kärgliches Leben noch gerade ermöglicht hatte, war 20 Jahre später ganz unzulänglich. Zudem mußte man den alten Soldaten das Heiraten gestatten und gestattete es gern, denn dadurch wurden sie sicherer als durch die schärfsten Zwangsmaßregeln an die Fahne gefesselt. Mit Weib und Kind konnten sie aber erst recht von dem Hungerlohne nicht leben. Darum mußte ihnen auch erlaubt werden, sich Nebenverdienste zu machen. Die Geschickteren betrieben ein Gewerbe nebenbei, wer nichts gelernt hatte, mußte bei den Bürgern Holz hacken oder Jauche pumpen. Kam eine Mobilmachung, so hörte das alles auf, sie waren auf ihren kargen Sold gesetzt, Weib und Kind mochten sehen, wie sie sich durchschlugen. Blieben sie im Felde, so war die Frau auf ihrer Hände Arbeit oder auf den Bettel angewiesen, kehrten sie als Invaliden heim, so konnten sie selbst zum Bettelstabe greifen. Denn wie wenige seiner alten Krieger versorgte der Staat! Man kann sich leicht vorstellen, wie das alles auf den Geist einer Truppe wirken muß. Soldaten, die mit solchen Aussichten dem Feinde entgegengehn, müssen den Tag des Auszugs für einen Unglückstag ansehn.

War es da ein Wunder, daß der Bürger sich weit erhaben dünkte über eine Menschenklasse, die unter so erbärmlichem Drucke lebte? Es war wirklich so: „Kein honetter Mensch mochte den blauen Rock tragen, und der Abscheu davor war so groß, daß man lieber sein Vaterland heimlich verließ und sein Glück in der Fremde suchte. Es war ein

Unglück, eine Strafe und Schande, in der Armee zu dienen." Die Soldaten wurden von allen Leuten, die etwas auf sich hielten, vollkommen gemieden, durften bessere Wirtshäuser überhaupt nicht besuchen, sondern waren auf den Verkehr in niederen Kneipen und Spelunken angewiesen. Sie lebten von den Bürgern des Staates, den sie verteidigen sollten, fast völlig getrennt, und die Besseren unter ihnen hatten dabei ein lebendiges Gefühl von dem Elend und der Schmach ihrer sozialen Stellung.

Waren nun wenigstens diese Mannschaften so ausgebildet und gerüstet, daß sie der Armee Napoleons mit Aussicht auf Erfolg entgegengeführt werden konnten? Keineswegs, denn das höchste Ziel der militärischen Ausbildung war die Parade. Das ganze Heer war ein Paradeheer. Das zeigt schon seine Uniform. Auch in anderen Armeen preßte man damals den Soldaten in viel zu enge Kleider, die Zeit fand das nun einmal schön und martialisch. Aber so unzweckmäßig, so verrückt wie ein preußischer Grenadier, war kein anderer Soldat bekleidet. Denn in Preußen beschnitt man die Uniform nicht nur aus Schönheitsgefühl, sondern mehr noch aus Sparsamkeit, die im ganzen Staate aus einer Tugend zum Laster geworden war. Es war schon ein Kunststück für den Mann, in die engen Hosen, Röcke und Stiefeln überhaupt hineinzukommen, sich darin zu bewegen, war noch viel schwieriger. Der Kopf schwebte über einem ungeheuer hohen Kragen wie ein Apfel auf einer Stange, und das Haar war in einen dicken, mit Band umwickelten Zopf geflochten, der starr und steif lang über den Rücken herabhing wie ein gefrorener Rattenschwanz. Vor der Parade wurde der Zopf mit dem Zollmaße nachgemessen, und wehe dem Unglücklichen, bei dem das Ungetüm im Nacken nicht die vorgeschriebene Länge hatte! Er wurde unbarmherzig mit dem Stocke verprügelt. Der ganze Mann sah aus „wie eine Draht- und Gliederpuppe, deren Arme und Beine nur bis zu einem gewissen Punkte in Bewegung gesetzt werden können". Fast noch schlimmer aber war die stoffliche Beschaffenheit der Montur. Das Zeug war schlecht, elendes Tuch, miserables Lederzeug, bedenkliches Gewehrmaterial, denn man wollte sparen, sparen! Einige notwendige Kleidungsstücke besaßen die Leute überhaupt nicht. Die weiße Weste, die vorn sichtbar war, nahm sich aus der Ferne ganz stattlich aus. Sah man aber näher zu, so bemerkte man, daß nur ein dreieckiges Stück Tuch auf den Rock aufgenäht war, bestimmt, das Auge zu täuschen, aber ohne Wert für den Träger. Die Mäntel fehlten, das Unterzeug fehlte. Ohne Mäntel und Unterzeug rückten die Truppen 1806 ins Feld und trugen noch dazu statt der Beinkleider aus Tuch solche aus Linnen, denn man hatte sie noch nicht mit Winterzeug ausgerüstet, obwohl der Feldzug im Herbstanfang begann. So mußten sie in den kalten Oktobernächten biwakieren.

Auch in fast jeder anderen Hinsicht ruinierte das unwürdige Sparsystem die Schlagfertigkeit der Armee. „Im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt aufbewahrt, daß jeder Strick und jeder Nagel vorrätig war, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar," sagt Clausewitz. Aus Sparsamkeit verschoß man fast nie scharfe Munition und teilte den Soldaten eine viel zu geringe Anzahl von Patronen zu. Die ganze Hohenlohische Armee „hatte keine Munitionskolonnen. Sie marschierte mit einer Chargierung, und die Reservemunition ging erst am Tage der Schlacht

von Breslau ab." Zum Weinen oder auch zum Lachen war die Versorgung mit Proviant eingerichtet. Hohenlohe hatte genügende Feldbäckereien, da aber die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig deren überhaupt keine besaß, so mußte die Hälfte an sie abgetreten werden. Infolgedessen litten nun beide Armeen Mangel an Brot. Ein Kundschafterdienst war nicht eingerichtet, die Armee wußte vom Tun und Treiben des Feindes „nicht viel mehr als das, was jedermann in den Zeitungen las". Es fehlte ganz und gar ein Mineur- und Pionierkorps, daß ein Feldlazarett fehlte, versteht sich von selbst. Hohenlohe hatte nur ein sogenanntes „fliegendes Lazarett", das für 1500 Kranke und Verwundete berechnet war.



Abb. 12. Preußische Füsiliere und Jäger (1797)
Kpfr. von L. Ebner nach Seele.
Aus dem histor. Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig am Johannisplatz.

Ganz unbedingt muß man zugeben, daß die armselige Sparsamkeit in der Heerverwaltung die Katastrophe am meisten verursacht hat. Ein miserabel ausgerüstetes Heer, das erbärmlich verpflegt wird, kann auch ein großer Feldherr nicht zum Siege führen. Es war in der Tat alles vernachlässigt oder nicht vorhanden, was der Ernstfall erforderte. Aber die Griffe klappten und der Parademarsch sah prächtig aus. Wenn auf dem großen Exerzierplatz bei Potsdam die Bataillone an ihrem Kriegsherrn vorüberdefilierten in schnurgeraden Linien, wenn der Erdboden zitterte und dröhnte unter dem majestätischen, stampfenden Gleichschritte der Tausende, dann freute sich jedes Preußenherz seiner glorreichen Armee. Und wenn vollends bei der großen Revue im Herbste alle Bataillone und Schwadronen „mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes" sich nach einem bestimmten Punkte hinbewegten und den markierten Feind durch einen Massenangriff



Abb. 13. Preußische Reiterei 1806. Ferdinand von Schill als Leutnant im Rgt. Königin Dragoner. Blücher als Chef des dunkelroten Husarenregiments.
Kpfr. von J. B. Hoessel.

überrannten, so stand es allen fest, daß dieses Heer die französischen Windbeutel in Grund und Boden stampfen werde. Schade nur, daß der verwünschte Bonaparte so gar nicht auf einem bestimmten Punkte stehen bleiben wollte! Alle diese Manöver waren eben im letzten Grunde doch nur eine glänzende Spielerei, weil fast jede Bewegung vorher ausgerechnet, ausgetüftelt und vorgeschrieben war. Wie ernst man aber das Kriegsspiel nahm, geht daraus hervor, daß an höhere Offiziere für gute Leistungen ihrer Truppen hohe Orden, sogar die höchste Kriegsauszeichnung, der Pour le mérite, verliehen wurden. In den Garnisonen nun vollends war an ein richtiges Manövrieren schon deshalb nicht zu denken, weil die meisten Leute beständig beurlaubt waren. Wie man Feldwachen ausstellt, ein marschierendes Korps durch Patrouillen sichert, das alles wurde weder geübt, noch verstanden. Als am 13. Oktober einige Züge des Regiments Alt-Larisch als Seitenpatrouillen verwendet werden sollten, erwies sich das als gänzlich unmöglich. „Die Leute blieben stets in dicken Haufen und waren nicht auseinanderzubringen.“ Das Tiraillieren d. h. in ausgeschwärmten, in Deckung liegenden Schützenschwärmen fechten, verstanden in der ganzen Armee nur die Jäger Yorks. Man ging in geschlossenen Reihen vor, suchte den Feind durch Salven zu erschüttern und dann mit dem Bajonett den Sieg zu erzwingen. So blödsinnig, wie das heutzutage wäre, war es freilich damals nicht, denn die Gewehre trugen nur wenige hundert Meter weit. Immerhin hat der Feldzug gezeigt, daß die Franzosen durch ihre neue Fechtart gewaltig im Vorteil waren, und daß

die preußischen Truppen durch ihr Vorgehn in geschlossenen Reihen die schwersten Menschenverluste erlitten.

In Summa: Schlecht, ganz erbärmlich ausgebildet, zogen die Mannschaften in den Krieg. Man hatte sie zur Parade dressiert, aber im Felde hatten die Künste des Exerzierplatzes keinen Wert. Was die neue Zeit von einem Feldsoldaten verlangte, das ahnten alle diese wackern Krieger nicht.

Aber wie hätten sie es auch ahnen und wissen können? Ihre Führer, von denen sie Lehre und Befehl empfingen, wußten ja selbst nicht, wie weit sie hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben waren, ja, wie weit sie sich von allem gesunden Menschenverstande entfernt hatten. Denn darin lag im letzten Grunde der Fehler und die Schwäche des Offizierkorps, daß es, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt nicht mehr wußte, was Kriegführen heißt. Ganz besonders richtet sich dieser Vorwurf gegen seine Spitze. Die Männer, die Preußens Heer ins Feuer führen sollten, waren zu weich und friedliebend und gleichzeitig befangen in wunderlichen Wahnideen.

Weich und friedliebend war vor allen Dingen der König selbst, und darin war er ganz und gar ein Sohn seiner Zeit. Denn ganz Deutschland stand damals unter dem Zeichen der Gefühlsduselei. Man war gefühlvoll und rührselig in einer Weise, wie wir sie nicht mehr verstehn, man schwelgte in Tränen und schönen Empfindungen, man redete unendlich viel von Tugend und Menschenliebe, man floß über von Menschheitsbeglückungsträumen und berauschte sich an der Idee der Brüderlichkeit. Selbstverständlich verabscheute man den Krieg als eines aufgeklärten, gebildeten, humanen Zeitalters unwürdig. Während das Gestirn des größten Kriegsfürsten aller Zeiten blutrot über der Welt emporstieg, faselte man in den geistreichelnden Salons zu Berlin von dem Kommen eines ewigen Friedens. Der König und die Königin träumten denselben närrischen Traum, und seine höchste Pflicht sah der unkriegerische Sproß des großen Feldherrngeschlechtes in der Bewahrung des Friedens. Selbst Brüskierungen und Demütigungen steckte er ein, nur um seinem Volke den Frieden zu erhalten. Als er die Kunde von der Schlacht bei Austerlitz erhielt, sprach er das Wort: „Am Ende ist's ein Glück, daß der Napoleon siegt, nun wird Friede." So ähnlich waren sie alle gesinnt, die Männer, denen er sein Vertrauen schenkte, die seine Umgebung bildeten, die Zastrow und Köckeritz, die Haugwitz und Lucchesini. Sie alle wollten den Frieden — Frieden um jeden Preis.

Mußte man aber doch einmal Krieg führen, so sollte er wenigstens möglichst unblutig geführt werden. So erfand man eine Theorie der Kriegsführung, die dieser Friedensapostel ganz würdig war. Ihr zufolge sollte der Krieg nicht mehr in einer Reihe von Schlägen bestehen, durch die der Feind niedergeworfen wird, sondern in kunstvollen Märschen, Hin- und Herzügen und Stellungen, wodurch man das feindliche Heer mürbe machen und ins Netz locken könne. „Wissenschaftlich sollte die Kriegskunst betrieben werden. Da nannte einer die Taktik einen Teil der angewandten Mathematik. Da berechnete man nach geometrischen Formeln, wann ein Feldherr angreifen dürfe, wann nicht. Da fabelte man von „strategischen Punkten", von denen aus man ein ganzes Land militärisch beherrsche. In derartigen Gedanken waren die besten Köpfe der Armee be-

fangen, selbst ein Mann wie Scharnhorst. Der eigentliche Prophet aller solcher und ähnlicher Phantastereien war der verschrobene Massenbach, Hohenlohes rechte Hand und böser Dämon. Er war der festen Überzeugung, daß man den Bonaparte besiegen und die Monarchie retten werde, wenn es gelänge, die Armee auf den Ettersberg bei Weimar zu bringen. Der Ettersberg war nämlich, wie er meinte, solch ein „strategischer Punkt", von dem aus man nach allen Seiten die wichtigsten „Beziehungen" habe. Solche sinn- und naturwidrige Ideen wurden den jüngeren Offizieren als „Kriegswissenschaft", als die eigentliche wahre höchste Kriegskunst gepriesen und eingeschärft, und bei dem allen berief man sich noch dazu auf den großen König. Friedrich hatte allerdings in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges das Schlagen möglichst vermieden, weil eine verlorene große Schlacht für ihn den sicheren Untergang bedeutet hätte. Er konnte kein Collin oder Kunersdorf mehr überstehn, denn er war am Ende seiner Mittel. Aber was er aus Not getan hatte, das sah man als die höchste Offenbarung der Weisheit an. Ein großer Feldherr vermeidet nach Möglichkeit das unnütze Blutvergießen und siegt „durch Kunst, durch kluges Operieren", das war bei den Führern der preußischen Armee anno 1806 der Weisheit letzter Schluß.


Abb. 14. General Ernst Wilhelm Friedrich von Rüchel (1754—1823). Kpfr. von F. W. Bollinger.

Wer das bedenkt, der versteht es erst, daß die preußischen Kriegsmathematiker auf den so oft siegreichen Franzosenkaiser allen Ernstes mit Verachtung herabsahen. Von dem General von Rüchel (Abb. 14) wird erzählt, er habe nach einer Revue den tiefsinnigen Ausspruch getan: „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen." Man hat das für eine böswillige Erfindung erklärt, denn in der Tat klingt es fast wie die Äußerung eines Irren. Aber das Wort ist nicht nur gut bezeugt, es spiegelt auch die ganze, wirklich vorhandene, unermeßliche Selbstzufriedenheit der Herren vom grünen Tische wieder. Ganz gewiß würde Rüchel einem Manne wie Napoleon niemals ein Armeekorps zur Führung anvertraut haben. Denn der ungebildete Patron kümmerte sich den Teufel um die Regeln der Mathematik, und ebensowenig lag ihm eine vernünftige Schonung der Mannschaften am Herzen, wenn er nur seine Zwecke erreichte. —

Ein Offizierkorps, das von solchen Anschauungen durchsetzt ist, muß alle Initiative, allen Schneid verlieren. Wo alles kühne Draufgehn verpönt ist, wo man „rechnen und nach der Etikette Krieg führen" will, da wird das eigentliche kriegerische Wesen verloren gehn. An die Stelle der Tatkraft, des raschen Entschlusses und der begeisterten Hingabe des Lebens muß kühle Vorsicht, ängstliches Zaudern und nüchterne Zurückhaltung

von jedem Wagnisse treten. So war das preußische Offizierkorps von 1806, eine Reihe glänzender Ausnahmen abgerechnet. Das war das Grundübel, an dem es krankte.

Gewöhnlich wird freilich die Ursache seiner Entartung in etwas ganz anderem gesucht, nämlich in der Bevorzugung des Adels. Es gehörte bekanntlich zu den Schrullen Friedrichs des Großen, daß er nur dem Adel das höhere, feinere Gefühl für Ehre zuschrieb, und er hatte nach dem Siebenjährigen Kriege nur selten einen bürgerlichen Fahnenjunker eingestellt. Unter seinen beiden Nachfolgern war das anders geworden, es standen im Jahre 1806 rund 700 bürgerliche Offiziere bei der Armee, teilweise sogar in hohen Stellungen als Obersten und Festungskommandanten, wie Neumann in Kosel und Hermann in Pillau. Scharnhorst war erst 1804 geadelt worden. Die Bürgerlichen waren auch keineswegs nur auf die Artillerie und Husarenregimenter beschränkt, wie man so oft erzählen hört, sie fehlten in keiner Truppe, nur die Kürassiere und Dragoner hatten keinen bürgerlichen Offizier. Immerhin bestand doch nur etwa der zehnte Teil des Offizierkorps aus Bürgerlichen, ganz unleugbar ein wunderliches Mißverhältnis. Woher kam das? Ohne Frage mit daher, daß man in den maßgebenden Kreisen die bürgerlichen Offiziere nur als Ausnahmen haben wollte. Wie hätten auch Friedrichs Epigonen es über sich gewinnen können, von einem feierlich erklärten Grundsatze des großen Meisters abzuweichen! Aber selbst wenn sie das gewollt hätten, so wäre das Verhältnis schwerlich ein anderes geworden. Die über die Bevorzugung des Adels in der damaligen Armee räsonnieren, bedenken meistens nicht, daß sie eine bittere Notwendigkeit war. Denn fähigen jungen Leuten aus gut bürgerlichen Familien fiel es gar nicht ein, sich nach den Offiziersstellen zu drängen. Was sollte sie denn auch nur irgendwie dazu anreizen? Der Dienst war streng, einförmig, geistlos, schauerlich öde und langweilig. Die Gehaltsverhältnisse waren mehr als erbärmlich, geradezu unwürdig, und was das Schlimmste war, die Aussichten auf Avancement trostlos. Denn, um das gleich hier zu sagen, man pensionierte nur den, der vor Altersschwäche kein Pferd mehr besteigen konnte. Der Oberst von Lützow blieb die ganze Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1806 vor der Schlacht bei Auerstädt zu Pferde, aus Besorgnis, daß gichtische Schmerzen im Beine ihn verhindern könnten, an dem entscheidenden Tage zu Pferde zu steigen. Am andern Morgen saß er „steif und gerade auf seinem großen Schimmel wie der Komtur". Alle Hochachtung vor der Pflichttreue des Greises und der Leistungsfähigkeit seines Gaules — aber solche Offiziere gehören nicht mehr in die Front. Doch kann man ihn kaum als Ausnahme bezeichnen. Oberste und Majore unter 50 Jahren waren ganz selten, fast alle standen zwischen 50 und 60, viele hatten auch die 60 schon überschritten. Das mußte besonders bei der Kavallerie die übelsten Folgen für die Beweglichkeit der Truppen haben, mußte dem ganzen Offizierkorps einen greisenhaften Zug verleihen, die meisten Stabsoffiziere waren ja im Einerlei des Garnisondienstes alt und müde geworden, ehe sie in ihre verantwortlichen Stellungen gelangt waren. Wen sollte solch eine Karriere anlocken? Es mußte einer schon eine glühende Liebe zum Waffenhandwerk in der Brust tragen, wenn er unter solchen Verhältnissen Offizier werden wollte.

Ganz etwas anderes war das für die Söhne der alten Adelsgeschlechter. Sie waren

entgegengetreten. Aber die Hörigkeit und Erbuntertänigkeit bestand noch fast überall. Die jungen Bauernburschen und Mädchen waren, wenn sie sich nicht loskauften, zu mehrjährigem Dienste auf dem Gutshofe verpflichtet, an vielen Tagen des Jahres mußten die Untertanen Hand- und Spanndienste auf den Feldern des Edelmannes leisten, wofür sie nur die Kost, selten einen kärglichen Lohn empfingen. Im Jahre 1783 schrieb Friedrich der Große an den schlesischen Justizminister: „Drei Tage in der Woche zu dienen, ist billig, darüber kann sich kein Untertan beschweren und dabei kann er auch bestehn!" — Auch andere Rechte des Grundherren schnitten tief in den Betrieb der bäuerlichen Wirtschaft ein, so z. B. das Recht, die Schafe und Rinderherden bis zum 1. Mai über die Wiesen des Dorfes zu treiben. Vielfach wurden ja solche Rechte mild gehandhabt. Die Edelleute, oft selbst mäßig oder wenig begütert, lebten doch eben unter ihren Gutsuntertanen und mußten befürchten, daß mißhandelte Knechte in der Nacht ihnen Scheune oder Ställe in Brand steckten oder sonstige Gewalttaten verübten. Andere waren so sehr von den humanen Gedanken des Zeitalters ergriffen, daß sie aus freien Stücken auf die Frohnden verzichteten, wie das auf den königlichen Domänen vielfach schon geschehen war. Harte Herren aber, oder große Grundbesitzer, die vielleicht in der Hauptstadt lebten und ihre Güter durch Vögte und Amtleute verwalten ließen, drückten ihre erbuntertänigen Leute oft sehr. Auf solchen Gütern im Osten der Monarchie herrschte noch ein hartes Stockregiment, und gegen körperliche Mißhandlungen Recht zu finden, war schwer für die kleinen Leute. Nur bei groben Mißhandlungen hatte ihnen Friedrich der Große sich zu beschweren erlaubt, gegen ein paar Hiebe mit der Reitpeitsche oder dem Stocke des gnädigen Herrn durfte niemand räsonnieren. Dabei lag in den Händen des Gutsherrn die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule. Wurde der junge Bauer zum Militär eingezogen, so fand er die Söhne seines Dorfregenten als seine Vorgesetzten wieder, denn die Erbuntertänigkeit wurde ganz einfach aufs Heer übertragen, der Junker war der geborene Offizier. So sah sich der Bauer von allen Seiten eingeengt und lernte von früh auf, daß das Maul halten und sich ducken die höchste Lebensweisheit sei. Dazu lag auf dem Landvolke die Last des Militärdienstes fast ausschließlich, der Druck der staatlichen Steuern in unverhältnismäßiger Stärke. Die Bauern der Kurmark bezahlten z. B. mehr als dreißigmal so viel Steuern als die Ritterschaft. Daß in einem so gedrückten Geschlechte nicht eben eine große Begeisterung für das Vaterland vorhanden war, versteht sich ganz von selbst. Der Bauer fühlte sich als das Lasttier des Staates, und wie sollte er die Macht lieben, die ihm nur Arbeit und schwere Pflichten auferlegte, Rechte dagegen fast gar nicht gewährte!

Wenn nun irgend ein Fürst bauernfreundlich war, so war es Friedrich Wilhelm III. Merkwürdig, wie in ihm die Gedanken seines großen Urgroßvaters wieder auflebten! Er wollte die Erbuntertänigkeit aufheben, die Bauerngüter in freies Eigentum verwandeln, ganz wie sein Vorfahr im Jahre 1719. Aber was der alte eiserne Soldatenkönig nicht hatte durchsetzen können, das gelang seinem Urenkel erst recht nicht. Die Opposition der adeligen Stände, die sich von allen Seiten gegen die geplanten Neuerungen erhob, schreckte ihn von der Durchführung seiner Ideen ab. Auch die Bauernschaften selbst kamen

ihm nicht entgegen, denn der Bauer betrachtet nun einmal alles Neue mit dem größten Argwohn und vermutet hinter jeder neuen Einrichtung irgend eine niederträchtige Absicht, die auf seinen Schaden gerichtet sein könnte. So gelang nicht einmal die Beseitigung der Patrimonialgerichte. Überhaupt gelang dem Könige bei allem seinen guten Willen nichts, höchstens kleine Reformen wurden da und dort ins Werk gesetzt. Aber damit war im Grunde gar nichts gewonnen, Preußen bedurfte eines ganz neuen Gewandes, mit dem Aufsetzen kleiner Flicken und Lappen ward nichts geschafft. Hier mußte eine große Reform sofort eine zweite, noch größere nötig machen und so fort, wer z. B. das Heer reformieren wollte, der mußte auch die Finanzen, das Steuerwesen reformieren, mußte die Untertänigkeit des Landvolkes aufheben, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit gewähren, die Privilegien des Adels und der gebildeten Stände zum großen Teil vernichten. Wer sollte den Mut haben zu diesem ungeheuren Werke? Wer sollte die Kühnheit und die Kraft haben, das friderizianische Preußen umzustürzen und ein ganz neues Gebäude an seine Stelle zu setzen? Es war kein Mensch da, der das wollte und konnte, am allerwenigsten war der dazu geschaffen, auf den doch schließlich alles ankam, der König. Aber selbst der größte unter seinen Ratgebern, der Freiherr vom Stein, erkannte damals nur einzelne schwere Schäden des Staatswesens. Daß Preußen von Grund auf umgestaltet werden mußte, wenn es weiter bestehen sollte, das begriff auch er damals noch nicht. Auch ihm mußte erst die Katastrophe von 1806 die Augen öffnen, damit er sah, was not tat. Es steht eben in Wahrheit so, wie Heinrich von Treitschke urteilt: „Das historische Urteil vermag nicht abzusehen, wie die Demütigung von 1806 der alten Monarchie hätte erspart werden sollen.“

Das Heer

Als Preußen sich entschloß, die Waffen gegen seinen bisherigen Alliierten zu ergreifen, hatte es sich zu diesem unerwarteten Fall in keiner Weise vorbereitet." Dieses Urteil Rühles v. Lilienstern ist in jeder Hinsicht gerecht und unanfechtbar. „In keiner Weise vorbereitet." Das gilt in ganz besonderem Maße von dem Instrumente, mit dem man den Schlag gegen Napoleon führen wollte, von der Armee. Das Heer von 1806 hat in der neuesten Zeit einen warmen Verteidiger gefunden an Colmar von der Goltz. Aber seine versuchte Ehrenrettung zeigt nur, daß in der Tat verzweifelt wenig zu retten ist. Das muß ihm freilich ohne weiteres zugegeben werden, daß über die geschlagne Truppe von 1806 sündlich und schändlich viel gelästert und gelogen worden ist. So miserabel war sie nicht, wie sie die Pamphletschreiber nach dem Kriege hingestellt haben, etwa der Kriegsrat von Coelln in seinen „Feuerbränden". Ebensowenig glich sie dem Zerrbild, das in neuerer Zeit der geistreiche Wirrkopf Johannes Scherr in seinem Buche „Blücher und seine Zeit" von ihr entworfen hat. Diesen Schriftstellern merkt man es an, mit welcher Wonne sie den „verfluchten Junkern" den Eselstritt versetzen, und es ist v. d. Goltz nicht zu verdenken, wenn er ihr Zeugnis einfach ablehnt. Aber leider stimmen auch so viele hochangesehene und unverdächtige Augenzeugen in dem Verdammungsurteil über die Armee überein, daß gegen ihr Urteil nicht aufzukommen ist. Boyen, Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau, Rühle v. Lilienstern, Henckel von Donnersmarck, die alle dem Heere angehört, zum Teil sogar in verantwortungsvollen Stellungen, haben gewiß nicht leichtsinnig und oberflächlich oder gar boshaft geurteilt, und ebenso hat der spätere Bischof Eylert, 1806 Garnisonprediger in Potsdam, seine teils scheußliche, teils ergötzliche Schilderung Rüchels und seines Korps sicherlich nicht aus den Fingern gesogen. Kurz und gut — was auch zur Erklärung und Entschuldigung gesagt werden kann — die Armee war schlecht, ein unbehülflicher, schwerfälliger, mit vielen Krankheiten und Fehlern behafteter Körper. Kurz vor dem Feldzuge, im August 1806, meldete der Kommandeur des Regiments Zweifel nach Berlin, die Flintenläufe seiner Soldaten wären von dem ewigen Putzen und Polieren in einen so betrüblichen Zustand geraten, daß sie das Schießen mit scharfen Patronen nicht aushalten würden. Diese Prachtgewehre waren so recht eigentlich ein Sinnbild der ganzen Armee. Man konnte wundervoll exerzieren, chargieren und paradieren, aber der größere Teil der Soldaten — so unglaublich es klingt, so sicher bezeugt ist es — hatte noch nie eine scharfgeladene Flinte



Regiment Arnim.
Faßt das Gewehr an.



Regiment Prinz von Oranien.
Gewehr im Arm.



Regiment Larisch.
Das Gewehr, wie es auf der Schulter angefaßt wird.



Ein Kanonier
hält den Säbel präsentiert.

Abb. 9. Preußische Soldaten 1806. Kpfr. von F. A. Henschel nach W. Henschel.

hältnis ausgebildet. Da, wo der erfahrene, hochgeachtete Feldherr, der regierende Reichsfürst bestimmt und kräftig seine Meinung sagen konnte und mußte, da nahmen die höflichen Worte und die unmaßgeblichen Bemerkungen, die ehrerbietigen Anfragen kein



Abb. 16. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig. † 1806.
Lithographie von Krafft nach dem Pastell von Schröder.

Ende und setzten den von Natur unentschlossenen Mann, ihn, der eine Stütze suchte, in die peinlichste Lage; diese Unterwürfigkeit war aber nicht allein der Person des Königs gewidmet, nein, sie ging auch zu einem großen Teil auf dessen Adjutanten und

Kabinettsräte über, denen der Herzog oft auf eine kaum glaubliche Weise den Hof machte."

So Boyen. Für einen Heerführer von solchem Charakter war es freilich das schwerste Verhängnis, daß er den Souverän im Lager hatte. Er schob, soviel er irgend konnte, alle Verantwortung auf ihn ab, und so mußte die Einheitlichkeit der Führung, die erste Vorbedingung des Erfolges, von vornherein fehlen.

Eine ganz ähnliche Gestalt war der Führer der zweiten Armee, der Fürst Hohenlohe (Abb. 17), auch er ein Mann von vornehmer, ritterlicher Gesinnung, von altbewährtem Geschick und Glück im Felde, von todesverachtender Tapferkeit. Aber er hatte einen fürchterlichen Fehler, „er wurde niemals fertig". Traurig und lächerlich ist es, was sein Biograph von der Marwitz von ihm erzählt, und er schildert noch schonend und mit Liebe, denn er war dem Fürsten sehr zugetan. Da heißt es unter anderem: „Es ward z. B. ein wichtiger Befehl von ihm erteilt und das Nötige dem Adjutanten, der ihn niederschreiben sollte, so umständlich wie genau auseinandergesetzt; trat nun ein anderer ein, so mußte derselbe unfehlbar die ganze Geschichte wieder mit anhören. Ehe sie aus war, kam vielleicht ein Brief oder Rapport, der gelesen und durchgesprochen ward. Nun überbrachte jemand einen mündlichen Rapport. Begann dieser unglücklicherweise mit etwas Bekanntem, so nahm Hohenlohe das Wort: Mein Freund, ich werde Ihnen sagen, was ich davon weiß! erzählte dann alles genau und schickte den Offizier gewiß fort, ohne seinen Rapport ausgehört zu haben. Natürlich ruhte das erste Geschäft noch immer, und die Zeit rückte heran, wo abgeritten werden mußte. Trat dann etwa der Stallmeister ein, so war man gänzlich verloren, denn nun kamen Bestimmungen hinsichtlich aller vierundzwanzig Pferde. So mußten wohl viele Geschäfte liegen bleiben, und daher kam es, daß vieles nicht geschah, was notwendig war, besonders bei einer Armee, die nach langem Frieden wieder ins Feld rückt."

Dieser geborene Konfusionsrat stand nun noch dazu unter dem herrschenden Einflusse eines Querkopfes erster Klasse, nämlich seines General-Quartiermeisters, des Oberst Massenbach. In derselben Stellung wie er befand sich beim Herzog von Braunschweig der Oberst Scharnhorst, der freilich auch erst vieles lernen und vergessen mußte, ehe er der wurde, als den man ihn später kennen lernte. Aber trotzdem, welch ein ungeheurer Unterschied zwischen den beiden Männern! Der Niedersachse Scharnhorst immer kühl, klar, nüchtern, praktisch, bei allem Schwunge der Gedanken niemals das Wirkliche und Mögliche aus den Augen verlierend; der Schwabe Massenbach dagegen aufgeregt, verworren, erfüllt von überspannten Plänen und abstrakten Theorien, ein unerreichter Meister in der Kunst des Schwadronierens. Wenn er in nie stockendem Redefluß mit absoluter Sicherheit und großem Aplomb seine Ideen aussprach, verblüffte und verwirrte er sogar Leute von sehr gutem und gesundem Urteil. Beim Fürsten Hohenlohe galt er alles. Der alternde Feldherr verließ sich ganz auf ihn, traute ihm die höchste Einsicht zu und sah nur mit seinen Augen. Das ist wirklich ganz buchstäblich zu verstehn, denn Hohenlohes Kurzsichtigkeit war so groß, daß er nicht zwanzig Schritte weit sehen konnte. „Ein besonderer Eigensinn aber hinderte ihn, es einzugestehen und sich des so unentbehrlichen

Fernglases zu bedienen." So befand sich denn das Hohenlohische Korps in Wahrheit unter der Leitung eines Halbverrückten, denn so und nicht anders muß den Oberst jeder



Abb. 17. Friedrich Ludwig Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746—1818).
Kpfr. von J. P. Schweyer.

nennen, der seinen im September 1806 dem Könige überreichten Operationsplan kennt. Scharnhorsts Feldzugsplan zeigt ja auch, daß er die Kriegsweise Napoleons noch nicht be-

griffen hatte, ist aber doch die Arbeit eines klaren Kopfes, der leider nur noch in veralteten Anschauungen begriffen ist. Massenbachs Kriegsplan dagegen liest sich wie die tolle Phantasie eines Berauschten. Da heißt es: „Die Armee sucht den Feind auf, er stehe, wo er wolle. Hat sie ihn an der niederen Weser gefunden und geschlagen und es steht eine zweite feindliche Armee an der oberen Weser, so marschiert sie nach gewonnener Schlacht dahin links ab; sie überschreitet diesen Fluß und die Ems, um überall den Feind aufzusuchen und zu schlagen. Sie schlägt, was vor ihr steht, unbekümmert um das, was ihr der Feind in die Flanken geworfen haben kann, wir haben keine Flanken und keinen Rücken, da wir leben, wo wir stehen. Wie ein reißender Strom wirft sie alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegensetzt, nieder, die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zerstieben."

In diesem Stile geht es dann weiter, die Armee schlägt den Feind und schlägt ihn immer wieder, sie zersprengt und zerstreut alles, was ihr in den Weg kommt, sie kennt kein Hindernis, sie braucht auch keine Bundesgenossen, denn, rät Massenbach, „man nähere sich Rußland, verbitte sich aber alle unmittelbare Hilfe".

So konnte nur ein Mann schreiben, der geistig nicht ganz normal und zugleich von einer maßlosen Überschätzung des preußischen Heeres besessen war. Beides war Massenbach ohne Zweifel, und in seinem Dünkel kam ihm nur einer gleich, einer, der sogar dazu ausersehen war, ein selbständiges Kommando zu führen, der Generalleutnant von Rüchel. Niemand kann sein Wesen besser kennzeichnen, als es Clausewitz getan hat in dem bekannten Witzwort: „Man hätte den General von Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen können." Kein Hirn in der preußischen Armee war so umnebelt vom Ruhme Friedrichs des Großen, wie das seine, und in den Franzosen sah er noch immer die Leute, die bei Roßbach vor Seydlitz und seinen Reitern das Hasenpanier ergriffen hatten. „Wird es, wie es scheint, Krieg," dekretierte er, „so haben wir es mit einem Feinde zu tun, welcher zwar glücklich gewesen ist gegen Kriegsheere, die entweder übel geführt oder doch mit einer preußischen Armee in keine Vergleichung zu stellen sind." Einen Bajonettsangriff traute er den Franzosen überhaupt nicht zu, seine Bataillone setzte er vierzehn Tage vor der Schlacht von drei auf zwei Glieder herab, „weil zwei preußische Glieder vollkommen hinreichen, um einen solchen Feind zu schlagen".

So geartet waren die maßgebenden Führer der preußischen Armee. Das waren die Männer, die Preußens Heer gegen Napoleon ins Feld führen sollten. Von den Unterführern, Möllendorf, Kalckreuth usw., wird da die Rede sein, wo sie in den Gang der Handlung eingreifen. Nur einer verdient es, daß wir noch besonders seiner gedenken, weil sein heldenhafter Tod unsere menschliche Teilnahme erregt, und weil so viele glänzende Hoffnungen mit ihm ins Grab sanken — der unglückliche Prinz Louis Ferdinand von Preußen (Abb. 18). Obwohl er in seinem Leben wenig geleistet und wenig erreicht hat, war er ohne Zweifel ein groß angelegter, bedeutender Mensch. Die Größten seiner Zeit, wie der Freiherr vom Stein, erwarteten viel von ihm, das Heer war von ihm begeistert, selbst Männer wie den knorrigen, derben und nüchternen von der Marwitz riß er zur Bewunderung hin. In seiner prächtigen, männlich schönen Erscheinung lag etwas von der Art



Abb. 18. Prinz Louis Ferdinand. † 1806.
Nach einem anonymen Ölbild. Aus dem Histor. Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig am Johannisplatz.

eines antiken Helden. Den preußischen Alkibiades hat ihn Clausewitz genannt, und der Vergleich trifft in jeder Hinsicht zu. Wie jener glänzend begabte Athener vereinigte auch der Prinz eine Fülle der verschiedensten Talente in sich, er war der erste, kühnste Reiter der Armee und zugleich ein Meister der Töne, der durch sein Klavierspiel die Zuhörer

Abb. 19. Faksimile eines Wechsels von Prinz Louis Ferdinand. Aus dem historischen Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig am Johannisplatz.

aufs tiefste zu ergreifen verstand. Auch in seiner Genußsucht und Frivolität war er dem entarteten Schüler des Sokrates ganz ähnlich. Er war in früher Jugend verdorben worden durch den Umgang mit französischen Refugies, die als die wahren Adepten der niederträchtigsten Liederlichkeit in ganz Deutschland umherzogen. Eine unbändige Sinnlichkeit, die in seiner Natur lag, machte ihn zu einem leidenschaftlichen Verehrer der

Frauen, der feinsten wie der gemeinsten. Galante Abenteuer, darunter solche der bedenklichsten Art, füllten einen großen Teil seines Lebens aus, er fand ja auch nirgendwo eine große Aufgabe, die seinen Geist würdig hätte beschäftigen können, der öde Garnisondienst widerte ihn an. Eins aber hatte er sich bewahrt in dem wüsten, zuchtlosen Treiben, die glühende Liebe zu seinem Vaterlande. Er sah sein Preußen unaufhaltsam herabgleiten von der stolzen Höhe, auf die es das Genie des großen Friedrich gehoben hatte, und das fraß an seinem Herzen. Die schmähliche Rolle, die Preußen im Jahre 1805 Napoleon gegenüber spielte, brannte keinem so heiß auf der Seele wie ihm. Immer düsterer, immer hoffnungsloser wurde seine Gemütsstimmung, und als dann der Ruf ins Feld erscholl, da gab er seinen Freunden das fürstliche Wort, eine Niederlage Preußens nicht überleben zu wollen. Er hat es ehrlich gehalten, als Führer der Avantgarde starb er bei Saalfeld den Heldentod.

Napoleon, seine Armee und sein Machtbereich

Das Preußen von 1806 war einem Kriegsschiffe zu vergleichen, dessen Bauart ganz veraltet, dessen Mannschaft mangelhaft ausgerüstet und unzweckmäßig eingeübt, dessen Führung zwiespältig und unentschlossen ist. Wenn solch ein Kasten ehrwürdigen Alters mit einem ähnlichen Fahrzeuge, etwa der alten Brigg „Österreich" feindlich zusammenstieß — selbst dann war er in höchster Gefahr, und kein Mensch konnte vorher sagen, welche von beiden wackligen Galeeren den größten Schaden oder gar den Untergang riskierte.

Demgegenüber nahm sich Frankreich aus wie eine moderne Panzerfregatte, stattlich armiert, mit wohl ausgerüsteter sturm- und schlachterprobter Besatzung versehen und vor allen Dingen glänzend befehligt. Auf der Kommandobrücke dieses Schiffes stand ein Mann, der alles sah und berechnete, der alles wagte, wollte und konnte, ein Herrscher, Staatsmann und Feldherr, wie ihn seit Cäsars Tagen die Welt nicht wieder gesehen hatte: Napoleon Bonaparte.

„Männer machen die Geschichte" — kaum eine andere geschichtliche Gestalt zeigt uns das so deutlich wie der einzigartige Mann, den eine wunderbare Begabung und ein wunderbares Glück zum Lenker der Geschicke Europas gemacht haben. Die Übermacht Frankreichs war durch ihn begründet und beruhte auf seiner Person. Hätte ihn am Abend des 13. Oktobers 1806, als er sich zu nahe an die Vorposten Hohenlohes heranwagte, eine preußische Kugel getroffen, so hätte es kein Jena gegeben, so hätte die Monarchie Friedrichs des Großen jedenfalls noch lange in Frieden weitervegetiert. Keiner seiner Marschälle wäre fähig gewesen, sein Erbe anzutreten, weder der strenge, scharfe Davout, noch der stürmische Ney, „der Bravste der Braven", noch der verschlagene, ränkevolle Bernadotte, am wenigsten einer seiner Brüder. Die Entmutigung und Verwirrung des Heeres und in dem schon tief erschöpften Frankreich der Sieg der Friedenspartei wäre nach menschlichem Ermessen die Folge seines Todes gewesen.

Soviel bedeutete der eine Mann. Durch ihn ist das alte Preußen zugrunde gegangen. Will man verstehen, wie es zusammenbrach und daß es so zusammenbrach, so muß man auch den kennen lernen, der es vernichtete. Nicht eine Biographie Napoleons gehört hierher, es kann uns hier gleichgültig sein, wann er geboren wurde, und wie seine Mutter und seine Geschwister hießen. In diesem Zusammenhange interessieren uns nur sein Charakter und seine Fähigkeiten.

fangen, selbst ein Mann wie Scharnhorst. Der eigentliche Prophet aller solcher und ähnlicher Phantastereien war der verschrobene Massenbach, Hohenlohes rechte Hand und böser Dämon. Er war der festen Überzeugung, daß man den Bonaparte besiegen und die Monarchie retten werde, wenn es gelänge, die Armee auf den Ettersberg bei Weimar zu bringen. Der Ettersberg war nämlich, wie er meinte, solch ein „strategischer Punkt", von dem aus man nach allen Seiten die wichtigsten „Beziehungen" habe. Solche sinn- und naturwidrige Ideen wurden den jüngeren Offizieren als „Kriegswissenschaft", als die eigentliche wahre höchste Kriegskunst gepriesen und eingeschärft, und bei dem allen berief man sich noch dazu auf den großen König. Friedrich hatte allerdings in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges das Schlagen möglichst vermieden, weil eine verlorene große Schlacht für ihn den sicheren Untergang bedeutet hätte. Er konnte kein Collin oder Kunersdorf mehr überstehn, denn er war am Ende seiner Mittel. Aber was er aus Not getan hatte, das sah man als die höchste Offenbarung der Weisheit an. Ein großer Feldherr vermeidet nach Möglichkeit das unnütze Blutvergießen und siegt „durch Kunst, durch kluges Operieren", das war bei den Führern der preußischen Armee anno 1806 der Weisheit letzter Schluß.


Abb. 14. General Ernst Wilhelm Friedrich von Rüchel (1754—1823). Kpfr. von F. W. Bollinger.

Wer das bedenkt, der versteht es erst, daß die preußischen Kriegsmathematiker auf den so oft siegreichen Franzosenkaiser allen Ernstes mit Verachtung herabsahen. Von dem General von Rüchel (Abb. 14) wird erzählt, er habe nach einer Revue den tiefsinnigen Ausspruch getan: „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen." Man hat das für eine böswillige Erfindung erklärt, denn in der Tat klingt es fast wie die Äußerung eines Irren. Aber das Wort ist nicht nur gut bezeugt, es spiegelt auch die ganze, wirklich vorhandene, unermeßliche Selbstzufriedenheit der Herren vom grünen Tische wieder. Ganz gewiß würde Rüchel einem Manne wie Napoleon niemals ein Armeekorps zur Führung anvertraut haben. Denn der ungebildete Patron kümmerte sich den Teufel um die Regeln der Mathematik, und ebensowenig lag ihm eine vernünftige Schonung der Mannschaften am Herzen, wenn er nur seine Zwecke erreichte. —

Ein Offizierkorps, das von solchen Anschauungen durchsetzt ist, muß alle Initiative, allen Schneid verlieren. Wo alles kühne Draufgehn verpönt ist, wo man „rechnen und nach der Etikette Krieg führen" will, da wird das eigentliche kriegerische Wesen verloren gehn. An die Stelle der Tatkraft, des raschen Entschlusses und der begeisterten Hingabe des Lebens muß kühle Vorsicht, ängstliches Zaudern und nüchterne Zurückhaltung

von jedem Wagnisse treten. So war das preußische Offizierkorps von 1806, eine Reihe glänzender Ausnahmen abgerechnet. Das war das Grundübel, an dem es krankte.

Gewöhnlich wird freilich die Ursache seiner Entartung in etwas ganz anderem gesucht, nämlich in der Bevorzugung des Adels. Es gehörte bekanntlich zu den Schrullen Friedrichs des Großen, daß er nur dem Adel das höhere, feinere Gefühl für Ehre zuschrieb, und er hatte nach dem Siebenjährigen Kriege nur selten einen bürgerlichen Fahnenjunker eingestellt. Unter seinen beiden Nachfolgern war das anders geworden, es standen im Jahre 1806 rund 700 bürgerliche Offiziere bei der Armee, teilweise sogar in hohen Stellungen als Obersten und Festungskommandanten, wie Neumann in Kosel und Hermann in Pillau. Scharnhorst war erst 1804 geadelt worden. Die Bürgerlichen waren auch keineswegs nur auf die Artillerie und Husarenregimenter beschränkt, wie man so oft erzählen hört, sie fehlten in keiner Truppe, nur die Kürassiere und Dragoner hatten keinen bürgerlichen Offizier. Immerhin bestand doch nur etwa der zehnte Teil des Offizierkorps aus Bürgerlichen, ganz unleugbar ein wunderliches Mißverhältnis. Woher kam das? Ohne Frage mit daher, daß man in den maßgebenden Kreisen die bürgerlichen Offiziere nur als Ausnahmen haben wollte. Wie hätten auch Friedrichs Epigonen es über sich gewinnen können, von einem feierlich erklärten Grundsatze des großen Meisters abzuweichen! Aber selbst wenn sie das gewollt hätten, so wäre das Verhältnis schwerlich ein anderes geworden. Die über die Bevorzugung des Adels in der damaligen Armee räsonnieren, bedenken meistens nicht, daß sie eine bittere Notwendigkeit war. Denn fähigen jungen Leuten aus gut bürgerlichen Familien fiel es gar nicht ein, sich nach den Offiziersstellen zu drängen. Was sollte sie denn auch nur irgendwie dazu anreizen? Der Dienst war streng, einförmig, geistlos, schauerlich öde und langweilig. Die Gehaltsverhältnisse waren mehr als erbärmlich, geradezu unwürdig, und was das Schlimmste war, die Aussichten auf Avancement trostlos. Denn, um das gleich hier zu sagen, man pensionierte nur den, der vor Altersschwäche kein Pferd mehr besteigen konnte. Der Oberst von Lützow blieb die ganze Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1806 vor der Schlacht bei Auerstädt zu Pferde, aus Besorgnis, daß gichtische Schmerzen im Beine ihn verhindern könnten, an dem entscheidenden Tage zu Pferde zu steigen. Am andern Morgen saß er „steif und gerade auf seinem großen Schimmel wie der Komtur“. Alle Hochachtung vor der Pflichttreue des Greises und der Leistungsfähigkeit seines Gaules — aber solche Offiziere gehören nicht mehr in die Front. Doch kann man ihn kaum als Ausnahme bezeichnen. Oberste und Majore unter 50 Jahren waren ganz selten, fast alle standen zwischen 50 und 60, viele hatten auch die 60 schon überschritten. Das mußte besonders bei der Kavallerie die übelsten Folgen für die Beweglichkeit der Truppen haben, mußte dem ganzen Offizierkorps einen greisenhaften Zug verleihen, die meisten Stabsoffiziere waren ja im Einerlei des Garnisondienstes alt und müde geworden, ehe sie in ihre verantwortlichen Stellungen gelangt waren. Wen sollte solch eine Karriere anlocken? Es mußte einer schon eine glühende Liebe zum Waffenhandwerk in der Brust tragen, wenn er unter solchen Verhältnissen Offizier werden wollte.

Ganz etwas anderes war das für die Söhne der alten Adelsgeschlechter. Sie waren

meist arm, bürgerliche Berufe waren ihnen verschlossen, das Portepee gab ihnen eine zwar pekuniär dürftige, aber doch würdige, angesehene Lebensstellung. Darum kamen sie in Masse zur Armee und es war dem Könige nicht zu verdenken, daß er seine Offiziere nahm, wo er sie bekam. Auch war es begreiflich und verzeihlich, daß man den Söhnen und Enkeln derer, die auf den Schlachtfeldern der Schlesischen Kriege geblutet hatten, den Zugang zu den militärischen Ehrenstellen vor anderen leicht machte. Ganz töricht und verwerflich war es dagegen, daß man in der Armee noch Rücksichten auf den adeligen Stand der Offiziere nahm. Z. B. wurde die ohnehin große Schwerfälligkeit des Heeres noch dadurch vermehrt, daß auch die Subalternoffiziere beritten waren. Aber als man den General Rüchel auf den Mißstand aufmerksam machte, antwortete er schroff: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß.“ Man schleppte also lieber hunderte unnützer Pferde bei der Armee mit, als daß man den Herren Leutnants von So und So zumutete, zu Fuße ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Durch solche und ähnliche Maßnahmen mußte ein unberechtigter Dünkel auf Rang und Stand großgezogen werden, der das ganze Offizierkorps unpopulär machte. Zwar in den kleinen Garnisonen wurde wenig darüber geklagt, dort lebten die Offiziere zu armselig und dürftig und waren vielfach auf den guten Willen der Bürger angewiesen. Anders in den großen Garnisonen, besonders in Berlin und Potsdam. Die reichen Offiziere der vornehmen Regimenter sahen sogar auf ihre ärmeren Standesgenossen mit unkameradschaftlichem Hochmut herab, noch viel erhabener dünkten sich die hochnäsigen Leutnants der Gendarmen und Garde über alles, was nicht den Rock des Königs trug. „Man ging ihnen aus dem Wege und war froh, wenn man mit ihnen nichts zu tun hatte.“ — Dieses Urteil Eylerts drückt wohl ganz treffend die Gefühle aus, mit denen der Bürger und Bauer auf die Junker der Armee hinblickte.

Trotz alledem — die Gerechtigkeit erfordert es zu sagen: Die säbelrasselnden, dünkelhaften, übermütigen Junker waren ein sehr brauchbares Material zu einem Offizierkorps. Man hatte sie nur nicht in der rechten Weise angefaßt und erzogen. Sie hatten zu wenig gelernt und was sie gelernt hatten, war zum guten Teil falsch und unnütz. Aber sie verstanden zu lernen, denn die Leute, die 1813 kommandierten, waren samt und sonders schon 1806 Offiziere in der Armee gewesen. Die später Eingetretenen waren Leutnants, weiter konnten sie es in den sechs bis sieben Jahren nicht gebracht haben. Hätte man die Offiziere vor dem verhängnisvollen Jahre richtig ausgebildet, sie zum Felddienst, nicht zur Parade erzogen und vor allen Dingen den richtigen Elan in ihnen entwickelt, so hätte man Großes mit ihnen erreichen können. Ja, es muß noch mehr gesagt werden: Selbst mit dieser Armee, selbst mit diesem Offizierkorps war es möglich, den Franzosen einen schweren Stand zu bereiten und die schimpfliche und traurige Katastrophe zu vermeiden. Preußens Heer war eine rostige, plumpe, aber keineswegs eine ungefährliche Waffe. Sie mußte nur von einer starken und geschickten Hand gelenkt werden, dann konnte sie noch töten und verwunden. Aber daran fehlte es. Die Männer, die das Schwert hatten rostig werden lassen, besaßen nun auch nicht die Kraft, es zu schwingen. Dieselbe Unfähigkeit wie in der Politik offenbarte sich auch in der Heerführung. Durch seine eigenen Führer

ist das alte Preußen zugrunde gegangen, daran ist nicht zu rütteln und nicht zu deuteln. Darum muß man, um Jena und Auerstädt und alle folgende Schmach zu verstehen, vor allen Dingen die Männer kennen lernen, die an der Spitze standen.

Da ist zunächst der König. Friedrich Wilhelm III. (Abb. 15) war mit allen Tugenden geschmückt, die einen Privatmann zieren, er war „einfach, bieder und verständig", gütig, gerecht, besaß ein lebendiges Pflichtgefühl und persönlichen Mut, vor allen Dingen war er ein ausgezeichneter Gatte und Familienvater, und das wollte etwas heißen für den Sohn seines Vaters! Sein häusliches und privates Leben war ein Vorbild für sein Volk, ja für die ganze Welt, denn von einem bürgerlich anständigen Lebenswandel und ehelicher Treue auf Fürstenthronen gab es in der damaligen Zeit kaum ein Beispiel. Aber er war kein Herrscher. Weder war er selbst mit staatsmännischen oder kriegerischen Gaben ausgerüstet, noch wußte er die rechten Leute auf die rechte Stelle zu setzen, wie das sein Sohn, der alte Kaiser Wilhelm I., so unvergleichlich verstand. Später zwang ihn die Not, die genialen und gewaltigen Männer, die ihm die Vorsehung zur Verfügung gestellt hatte, in leitende Stellungen zu berufen, York, Scharnhorst, Blücher kamen empor und vor allem der große Reformator des preußischen Staates, der Freiherr vom Stein. Vor dem Unglücksjahre hat er fast nur mittelmäßige Köpfe hochgebracht und konserviert. Und wie ihm der sichere Blick für Menschenwert, die Gabe, die Geister zu unterscheiden, fehlte, so fehlte ihm auch die Strenge und Härte, die besonders für einen Kriegsherrn unerläßlich ist. Vor den scharfen Augen und dem Krückstocke des alten Fritz hatte das ganze Heer gezittert, nach seinem Tode schwand alle Furcht vor dem Könige aus der Armee. Selbst grobe Pflichtwidrigkeiten der Offiziere blieben oft unbestraft. Der König war zu weich und zu gütig, um Ernst und Strenge anzuwenden. Friedrich hatte manchen Offizier von der Parade weg zum Teufel gejagt, wenn er seinen Anforderungen nicht genügte. Friedrich Wilhelm dagegen schonte selbst die Unfähigen und Abgelebten, versetzte so leicht keinen in den Ruhestand, denn das ging in gleicher Weise gegen seinen Sinn für Sparsamkeit wie gegen seine Gutmütigkeit. Verhängnisvoller aber als das alles war seine unüberwindliche Bedenklichkeit. Er kannte viele von den Fehlern seiner Armee, er wußte, daß eine große Reform nötig sei, aber er konnte sich zu nichts entschließen. Er ließ sich von dem einen dies von dem andern jenes raten, um schließlich nichts zu tun. Denn jede abweichende Meinung, die er vernahm, machte ihn wieder bedenklich. Nur das wollte er ausführen, was allen richtig erschien, auf deren Urteil er Wert legte. Damit war jede Reform von vornherein ausgeschlossen, denn wie wäre eine solche Übereinstimmung je zu erreichen gewesen!

Daß er kein Feldherr war, fühlte er selbst. Darum wollte er den Oberbefehl im Felde nicht selbst führen, sondern ernannte den alten Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zum Generalissimus seiner Armee. Dabei hatte er aber doch die Empfindung, daß ein Preußenkönig im Kriege zur Armee gehöre, und deshalb blieb er nicht in Berlin, sondern schloß sich nebst Gemahlin und Gefolge dem Hauptquartiere gewissermaßen als Volontär an. Das war nun freilich das Unglücklichste, worauf er verfallen konnte. Dadurch erreichte die Verwirrung in der obersten Heeresleitung den denkbar



Abb. 15. König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).
Kpfr. von Sintzenich 1798.

höchsten Grad. Denn obwohl ihm bald die Augen aufgingen über die zerfahrene Führung des Heeres, fiel es ihm nicht ein, durch scharfes, selbständiges Eingreifen Remedur zu schaffen, doch enthielt er sich auch nicht der Einreden, Anordnungen und Befehle. „Das kann nicht gut gehn, denn es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen mir das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre zu jung und verstände das nicht", so rief er kurz vor der Schlacht bei Jena aus. Sehr richtig, es war in der Tat eine unbeschreibliche Konfusion. Nur wurde diese Konfusion durch nichts so sehr gefördert wie durch seine Anwesenheit im Hauptquartier. Denn nun hatte die Armee faktisch zwei oberste Führer. Noch dazu zwei Führer, von denen keiner einen entschiedenen Plan und Willen hatte.

Der alte Herzog von Braunschweig (Abb. 16) war ein tüchtiger Soldat von der höchsten persönlichen Bravour und hatte schon im Siebenjährigen Kriege und später noch mehrmals bewiesen, daß er ein Heer zum Siege zu führen verstand. Er war auch weder körperlich hinfällig noch geistig schwach, trotz seiner 71 Jahre. Aber er war mit den Jahren immer vorsichtiger geworden, wollte nicht gern mehr etwas wagen, hatte auch von vornherein wenig Zutrauen zu einem günstigen Ausgange des Krieges. Nur mit Widerstreben hatte er den Oberbefehl angenommen und hoffte bis fast zuletzt, es werde nicht zum Schlage kommen, man werde sich noch mit Napoleon einigen. Während er als Führer der preußischen Armee gegen Frankreich auszog, wollte er sein eigenes kleines Land neutral bleiben lassen — ein äußerst bedenkliches Zeichen dafür, wie gering seine Zuversicht auf den Sieg Preußens war. Er war also ganz und gar frei von dem Überlegenheitsdünkel der Fanfarons in der preußischen Armee, die von einem zweiten Roßbach träumten und den Sieg für zu leicht hielten, als daß er ehrenvoll sein könne. Nicht frei dagegen war er von dem Zopf- und Gamaschensinne, der das ganze Heer von oben bis unten durchsäuerte. Boyen erzählt eine ganz wundervolle kleine Anekdote von ihm, die ihn prächtig charakterisiert. Zehn Tage vor der Schlacht bei Jena beauftragte ihn der König, die Parole auszugeben. Der Herzog tritt auf die Straße, wo die Offiziere versammelt stehen, bemerkt aber, daß die vorschriftsmäßige Parolemannschaft, ein Unteroffizier und vier Mann, nicht zur Stelle sind. Darob großer Schrecken, ratlose Bestürzung, kaum glaubliche Verlegenheit! Eine volle Viertelstunde verstreicht, während der der Herzog unruhig umherläuft. Endlich kommt ein Brotwagen des Wegs daher, geleitet von einem Unteroffizier und zwei Mann. Die werden sofort requiriert, die zwei Wachtposten vor dem Hause dazu genommen, und nun tritt der Herzog mit befriedigtem Gesicht in den Kreis und gibt die Parole aus. Das geschah nicht etwa daheim auf dem Potsdamer Paradeplatz, sondern im Felde, kurz vor der Entscheidungsschlacht.

Das Schlimmste aber war, daß der alte Fürst und Feldherr innerlich und äußerlich im Laufe der Jahre zum königlich preußischen Kammerherrn geworden war. „Durch seine Sitte gewöhnt, nur immer mit den höflichsten Worten zu sprechen, vielleicht auch bei seinem Eintritt in den preußischen Dienst von seinem großen Oheim Friedrich ein wenig streng in Zucht gehalten und dadurch an einen untergeordneten Standpunkt gewöhnt, hatte sich zwischen ihm und dem König ein ganz ungewöhnliches, kaum glaubliches Ver-

Frauen, der feinsten wie der gemeinsten. Galante Abenteuer, darunter solche der bedenklichsten Art, füllten einen großen Teil seines Lebens aus, er fand ja auch nirgendwo eine große Aufgabe, die seinen Geist würdig hätte beschäftigen können, der öde Garnisondienst widerte ihn an. Eins aber hatte er sich bewahrt in dem wüsten, zuchtlosen Treiben, die glühende Liebe zu seinem Vaterlande. Er sah sein Preußen unaufhaltsam herabgleiten von der stolzen Höhe, auf die es das Genie des großen Friedrich gehoben hatte, und das fraß an seinem Herzen. Die schmähliche Rolle, die Preußen im Jahre 1805 Napoleon gegenüber spielte, brannte keinem so heiß auf der Seele wie ihm. Immer düsterer, immer hoffnungsloser wurde seine Gemütsstimmung, und als dann der Ruf ins Feld erscholl, da gab er seinen Freunden das fürstliche Wort, eine Niederlage Preußens nicht überleben zu wollen. Er hat es ehrlich gehalten, als Führer der Avantgarde starb er bei Saalfeld den Heldentod.

Napoleon, seine Armee und sein Machtbereich

Das Preußen von 1806 war einem Kriegsschiffe zu vergleichen, dessen Bauart ganz veraltet, dessen Mannschaft mangelhaft ausgerüstet und unzweckmäßig eingeübt, dessen Führung zwiespältig und unentschlossen ist. Wenn solch ein Kasten ehrwürdigen Alters mit einem ähnlichen Fahrzeuge, etwa der alten Brigg „Österreich" feindlich zusammenstieß — selbst dann war er in höchster Gefahr, und kein Mensch konnte vorher sagen, welche von beiden wackligen Galeeren den größten Schaden oder gar den Untergang riskierte.

Demgegenüber nahm sich Frankreich aus wie eine moderne Panzerfregatte, stattlich armiert, mit wohl ausgerüsteter sturm- und schlachterprobter Besatzung versehen und vor allen Dingen glänzend befehligt. Auf der Kommandobrücke dieses Schiffes stand ein Mann, der alles sah und berechnete, der alles wagte, wollte und konnte, ein Herrscher, Staatsmann und Feldherr, wie ihn seit Cäsars Tagen die Welt nicht wieder gesehen hatte: Napoleon Bonaparte.

„Männer machen die Geschichte" — kaum eine andere geschichtliche Gestalt zeigt uns das so deutlich wie der einzigartige Mann, den eine wunderbare Begabung und ein wunderbares Glück zum Lenker der Geschicke Europas gemacht haben. Die Übermacht Frankreichs war durch ihn begründet und beruhte auf seiner Person. Hätte ihn am Abend des 13. Oktobers 1806, als er sich zu nahe an die Vorposten Hohenlohes heranwagte, eine preußische Kugel getroffen, so hätte es kein Jena gegeben, so hätte die Monarchie Friedrichs des Großen jedenfalls noch lange in Frieden weitervegetiert. Keiner seiner Marschälle wäre fähig gewesen, sein Erbe anzutreten, weder der strenge, scharfe Davout, noch der stürmische Ney, „der Bravste der Braven", noch der verschlagene, ränkevolle Bernadotte, am wenigsten einer seiner Brüder. Die Entmutigung und Verwirrung des Heeres und in dem schon tief erschöpften Frankreich der Sieg der Friedenspartei wäre nach menschlichem Ermessen die Folge seines Todes gewesen.

Soviel bedeutete der eine Mann. Durch ihn ist das alte Preußen zugrunde gegangen. Will man verstehen, wie es zusammenbrach und daß es so zusammenbrach, so muß man auch den kennen lernen, der es vernichtete. Nicht eine Biographie Napoleons gehört hierher, es kann uns hier gleichgültig sein, wann er geboren wurde, und wie seine Mutter und seine Geschwister hießen. In diesem Zusammenhange interessieren uns nur sein Charakter und seine Fähigkeiten.

Frauen, der feinsten wie der gemeinsten. Galante Abenteuer, darunter solche der bedenklichsten Art, füllten einen großen Teil seines Lebens aus, er fand ja auch nirgendwo eine große Aufgabe, die seinen Geist würdig hätte beschäftigen können, der öde Garnisondienst widerte ihn an. Eins aber hatte er sich bewahrt in dem wüsten, zuchtlosen Treiben, die glühende Liebe zu seinem Vaterlande. Er sah sein Preußen unaufhaltsam herabgleiten von der stolzen Höhe, auf die es das Genie des großen Friedrich gehoben hatte, und das fraß an seinem Herzen. Die schmähliche Rolle, die Preußen im Jahre 1805 Napoleon gegenüber spielte, brannte keinem so heiß auf der Seele wie ihm. Immer düsterer, immer hoffnungsloser wurde seine Gemütsstimmung, und als dann der Ruf ins Feld erscholl, da gab er seinen Freunden das fürstliche Wort, eine Niederlage Preußens nicht überleben zu wollen. Er hat es ehrlich gehalten, als Führer der Avantgarde starb er bei Saalfeld den Heldentod.

Napoleon, seine Armee und sein Machtbereich

Das Preußen von 1806 war einem Kriegsschiffe zu vergleichen, dessen Bauart ganz veraltet, dessen Mannschaft mangelhaft ausgerüstet und unzweckmäßig eingeübt, dessen Führung zwiespältig und unentschlossen ist. Wenn solch ein Kasten ehrwürdigen Alters mit einem ähnlichen Fahrzeuge, etwa der alten Brigg „Österreich" feindlich zusammenstieß — selbst dann war er in höchster Gefahr, und kein Mensch konnte vorher sagen, welche von beiden wackligen Galeeren den größten Schaden oder gar den Untergang riskierte.

Demgegenüber nahm sich Frankreich aus wie eine moderne Panzerfregatte, stattlich armiert, mit wohl ausgerüsteter sturm- und schlachterprobter Besatzung versehen und vor allen Dingen glänzend befehligt. Auf der Kommandobrücke dieses Schiffes stand ein Mann, der alles sah und berechnete, der alles wagte, wollte und konnte, ein Herrscher, Staatsmann und Feldherr, wie ihn seit Cäsars Tagen die Welt nicht wieder gesehen hatte: Napoleon Bonaparte.

„Männer machen die Geschichte" — kaum eine andere geschichtliche Gestalt zeigt uns das so deutlich wie der einzigartige Mann, den eine wunderbare Begabung und ein wunderbares Glück zum Lenker der Geschicke Europas gemacht haben. Die Übermacht Frankreichs war durch ihn begründet und beruhte auf seiner Person. Hätte ihn am Abend des 13. Oktobers 1806, als er sich zu nahe an die Vorposten Hohenlohes heranwagte, eine preußische Kugel getroffen, so hätte es kein Jena gegeben, so hätte die Monarchie Friedrichs des Großen jedenfalls noch lange in Frieden weitervegetiert. Keiner seiner Marschälle wäre fähig gewesen, sein Erbe anzutreten, weder der strenge, scharfe Davout, noch der stürmische Ney, „der Bravste der Braven", noch der verschlagene, ränkevolle Bernadotte, am wenigsten einer seiner Brüder. Die Entmutigung und Verwirrung des Heeres und in dem schon tief erschöpften Frankreich der Sieg der Friedenspartei wäre nach menschlichem Ermessen die Folge seines Todes gewesen.

Soviel bedeutete der eine Mann. Durch ihn ist das alte Preußen zugrunde gegangen. Will man verstehen, wie es zusammenbrach und daß es so zusammenbrach, so muß man auch den kennen lernen, der es vernichtete. Nicht eine Biographie Napoleons gehört hierher, es kann uns hier gleichgültig sein, wann er geboren wurde, und wie seine Mutter und seine Geschwister hießen. In diesem Zusammenhange interessieren uns nur sein Charakter und seine Fähigkeiten.

Frauen, der feinsten wie der gemeinsten. Galante Abenteuer, darunter solche der bedenklichsten Art, füllten einen großen Teil seines Lebens aus, er fand ja auch nirgendwo eine große Aufgabe, die seinen Geist würdig hätte beschäftigen können, der öde Garnisondienst widerte ihn an. Eins aber hatte er sich bewahrt in dem wüsten, zuchtlosen Treiben, die glühende Liebe zu seinem Vaterlande. Er sah sein Preußen unaufhaltsam herabgleiten von der stolzen Höhe, auf die es das Genie des großen Friedrich gehoben hatte, und das fraß an seinem Herzen. Die schmähliche Rolle, die Preußen im Jahre 1805 Napoleon gegenüber spielte, brannte keinem so heiß auf der Seele wie ihm. Immer düsterer, immer hoffnungsloser wurde seine Gemütsstimmung, und als dann der Ruf ins Feld erscholl, da gab er seinen Freunden das fürstliche Wort, eine Niederlage Preußens nicht überleben zu wollen. Er hat es ehrlich gehalten, als Führer der Avantgarde starb er bei Saalfeld den Heldentod.

Napoleon, seine Armee und sein Machtbereich

Das Preußen von 1806 war einem Kriegsschiffe zu vergleichen, dessen Bauart ganz veraltet, dessen Mannschaft mangelhaft ausgerüstet und unzweckmäßig eingeübt, dessen Führung zwiespältig und unentschlossen ist. Wenn solch ein Kasten ehrwürdigen Alters mit einem ähnlichen Fahrzeuge, etwa der alten Brigg „Österreich" feindlich zusammenstieß — selbst dann war er in höchster Gefahr, und kein Mensch konnte vorher sagen, welche von beiden wackligen Galeeren den größten Schaden oder gar den Untergang riskierte.

Demgegenüber nahm sich Frankreich aus wie eine moderne Panzerfregatte, stattlich armiert, mit wohl ausgerüsteter sturm- und schlachterprobter Besatzung versehen und vor allen Dingen glänzend befehligt. Auf der Kommandobrücke dieses Schiffes stand ein Mann, der alles sah und berechnete, der alles wagte, wollte und konnte, ein Herrscher, Staatsmann und Feldherr, wie ihn seit Cäsars Tagen die Welt nicht wieder gesehen hatte: Napoleon Bonaparte.

„Männer machen die Geschichte" — kaum eine andere geschichtliche Gestalt zeigt uns das so deutlich wie der einzigartige Mann, den eine wunderbare Begabung und ein wunderbares Glück zum Lenker der Geschicke Europas gemacht haben. Die Übermacht Frankreichs war durch ihn begründet und beruhte auf seiner Person. Hätte ihn am Abend des 13. Oktobers 1806, als er sich zu nahe an die Vorposten Hohenlohes heranwagte, eine preußische Kugel getroffen, so hätte es kein Jena gegeben, so hätte die Monarchie Friedrichs des Großen jedenfalls noch lange in Frieden weitervegetiert. Keiner seiner Marschälle wäre fähig gewesen, sein Erbe anzutreten, weder der strenge, scharfe Davout, noch der stürmische Ney, „der Bravste der Braven", noch der verschlagene, ränkevolle Bernadotte, am wenigsten einer seiner Brüder. Die Entmutigung und Verwirrung des Heeres und in dem schon tief erschöpften Frankreich der Sieg der Friedenspartei wäre nach menschlichem Ermessen die Folge seines Todes gewesen.

Soviel bedeutete der eine Mann. Durch ihn ist das alte Preußen zugrunde gegangen. Will man verstehen, wie es zusammenbrach und daß es so zusammenbrach, so muß man auch den kennen lernen, der es vernichtete. Nicht eine Biographie Napoleons gehört hierher, es kann uns hier gleichgültig sein, wann er geboren wurde, und wie seine Mutter und seine Geschwister hießen. In diesem Zusammenhange interessieren uns nur sein Charakter und seine Fähigkeiten.

Napoleon war italienischen Blutes, und obwohl er später seinen Namen Buonaparte in Bonaparte französierte und von Frankreich als von seinem Vaterlande redete, ist er doch nie wirklich Franzose geworden. Er war ein italienischer Kondottiere, ein verspätetes Reis aus dem Stamme, dem die Sforze, Visconti und Medici entsprossen sind, freilich viel gewaltiger als sie alle. Vielleicht hat er gerade deshalb die Franzosen so gründlich durchschaut und so sicher beherrscht, weil er nicht ihresgleichen war. Einige unerfreuliche Züge des französischen Nationalcharakters haften allerdings auch ihm an, die Prahlsucht, die Neigung zur Phrase und zur Lüge. Er log, wo er es nötig zu haben glaubte, und log, wo er es ganz gewiß nicht nötig hatte, er log privatim in seinen Briefen und von Staats wegen in seinen Bulletins, das Täuschen anderer, das Verstecken seiner wahren Pläne und Absichten, das Übertreiben und Großsprechen war ihm ein Bedürfnis. Aber sich selbst belog er nicht, er selbst berauschte sich nicht an seinen tönenden Phrasen. Auch war er nie zufrieden mit dem bloßen Schein des Ruhmes und der Größe, er wollte stets das Wirkliche, die Macht, die Herrschaft. Insofern war er sehr verschieden von dem Volke, das er beherrschte, denn der Franzose läßt sich durch bloße Schlagworte und Phrasen von „gloire", „grande nation", vor allem „liberté" in einen Taumel der Begeisterung versetzen und erträgt, wie Napoleons Herrschaft zeigt, die härteste Knechtschaft, wenn ihm nur der nötige Weihrauchdunst vorgemacht wird. Das verstand Napoleon großartig, wie vor und nach ihm kein zweiter. Er führte ja wirklich die Adler Frankreichs von Sieg zu Sieg, aber er wußte auch seine Großtaten dem eitlen Volke stets in der nötigen bengalischen Beleuchtung hinzustellen und dabei der „großen Nation" in unvergleichlicher Weise zu schmeicheln. Besonders ließ er es sich angelegen sein, Paris immer bei guter Laune zu erhalten. Er wußte, daß hier die öffentliche Meinung ganz Frankreichs gemacht wird, und daß seine Herrschaft nicht nur auf der Armee, sondern auch sehr wesentlich mit auf dem guten Willen der hauptstädtischen Bevölkerung beruhte. Darum schmeichelte er den Parisern unaufhörlich, häufte den Raub aller Länder Europas dort zusammen und wußte immer wieder die Schaulust und das Sensationsbedürfnis des großstädtischen Pöbels, des höhern wie des niedern, durch allerhand glänzende Veranstaltungen zu befriedigen.

Es ist ihm lange Jahre hindurch gelungen. Wohl hatte er jederzeit im geheimen viele Feinde, die heimlichen Anhänger der alten Dynastie waren ihm ebenso gram wie die Anhänger der Republik, die nicht begriffen, warum man einen König geköpft habe, um einen Kaiser dafür einzutauschen. Auch verschwand seine Popularität mehr und mehr, denn immer drückender wurde die Blutsteuer der Konskriptionen empfunden, und als ihm 1812 das Glück den Rücken kehrte, da war sie ganz zu Ende. Einen sieglosen Imperator konnten die Franzosen nicht gebrauchen. Aber lange Zeit war er in Frankreich der populärste Mann, in dessen glänzendem Bilde die Nation sich selbst verehrte von dem man die Niederwerfung aller Feinde des Vaterlandes erwartete. Béranger erzählt, er sei gerade in dem von seinem Vater gehaltenen Lesekabinette gewesen, als die Kunde ankam, Bonaparte sei aus Ägypten zurückgekehrt und soeben gelandet. „Mehr als dreißig Personen waren anwesend, und alle erhoben sich zugleich und stießen einen langen und lauten Freudenschrei aus. Dasselbe geschah fast überall in Frankreich, das sich jetzt gerettet glaubte." So dachte und

empfand das französische Volk im Jahre 1799, und als fast ein Dutzend Jahre später der König von Rom geboren wurde, raste Paris vor Entzücken. Dem Pagen, der dem Senate die Kunde von der Geburt des kaiserlichen Erben gebracht hatte, wurde eine lebenslängliche Pension von 10 000 Franks ausgesetzt, die Leute auf der Straße umarmten sich, ganz Paris schwamm in einem Meere von Licht. Der „imperiale Märchentraum" hat also doch recht lange die Gemüter in seinem Banne gehalten. Es gab Zeiten, in denen die Masse den Imperator vergötterte. Kleine Züge zeigen das am deutlichsten. Als er einst eine Revue abhielt, hob eine Mutter ihr Kind hoch empor, um ihm den Kaiser zu zeigen. Das über die Helme der Soldaten erhobene Kind lenkte für einen Moment die Blicke des Kaisers auf sich, und die entzückte Mutter rief laut aus: „Er hat dich angesehen, Aurore, vergiß das nie, das muß dir Glück bringen!"

Wie nun Napoleon seinerseits über die Franzosen dachte, das hat er natürlich selten offen ausgesprochen, aber doch einmal sehr unumwunden an einem Junitage des Jahres 1797, als er in Montebello bei Mailand nach seinem siegreichen Feldzuge eine Art von Hof hielt. Dort ging er einst mit einem Italiener und einem Franzosen, Melzi und Miot, im Parke spazieren, unterhielt sich mit ihnen über seine Taten und brach dann in die Worte aus: „Was ich bis jetzt getan, ist noch nichts, meine Laufbahn ist kaum erst begonnen. Glauben Sie etwa, meine in Italien errungenen Triumphe hätten den Zweck, die Advokaten des Direktoriums, diese Carnot und Barras, groß zu machen? Glauben Sie, ich hätte gesiegt, um die Republik zu befestigen? Eine Republik von dreißig Millionen Menschen — welche Idee! Eine Republik bei unsern Sitten und Lastern! Das ist nur eine Chimäre, für die augenblicklich die Franzosen eingenommen sind, die aber vorübergehen wird, wie schon so viele andere Chimären vorübergegangen sind. Ruhm brauchen die Franzosen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen sie haben. Aber Freiheit? Bah, sie wissen nicht, was das ist. Sehen Sie sich die Armee an! Unsere Siege, die wir gewonnen, haben in dem französischen Soldaten den wahren französischen Charakter wieder hervorgekehrt. Ich bin ganz geschaffen für diesen Charakter. Möge sich das Direktorium einfallen lassen, mir den Oberbefehl zu nehmen, und es soll erfahren, wer der Herr ist! Die Nation braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Regierungstheorien, keine ideologischen Redensarten, von denen die Franzosen nichts verstehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Sie werden sich amüsieren und sich leiten lassen, sofern man ihnen nur das Ziel geschickt verhüllt, dem man sie zuführt."

Also mit „Kinderklappern" gedachte Napoleon die Franzosen zu beruhigen und zu gewinnen. Die Worte sind so durchaus napoleonisch dem Geiste wie dem Ausdrucke nach, daß man an ihrer Echtheit nicht zweifeln kann. Befremdlich ist ja die große, fast zynische Offenheit, die ihm sonst nicht eigen war, aber vielleicht hatte er dabei eine ganz bestimmte Absicht, die wir nicht kennen. Interessant sind sie jedenfalls im höchsten Grade, sie gewähren einen tiefen Einblick in die Denkungsart des ehrgeizigen, machtbegierigen und vom Bewußtsein seiner gewaltigen Fähigkeiten ganz durchdrungenen Emporkömmlings. Sie zeigen auch, daß der General Bonaparte schon ganz derselbe kalte und überlegene Menschen- und Ideenverächter war, wie später der Kaiser Napoleon.

Eine eigentliche innere Entwicklung ist überhaupt bei ihm nicht wahrzunehmen. Die meisten, die in höheren Jahren die Menschen verachten, sind solche, „die sich ihren Menschenhaß aus der Fülle der Liebe getrunken" haben, enttäuschte Schwärmer, die durch bittere Erfahrungen irre geworden sind an ihren Idealen und den Glauben verloren haben an die Güte der Menschennatur. Napoleon hatte nie einen solchen Glauben, er hatte auch nie ein Ideal. Er ist als Jüngling von 21 Jahren dem Vorkämpfer der korsischen Freiheit, Pasquale Paoli, der die Insel von Frankreich losreißen und unter englischem Schutze selbständig machen wollte, rücksichtslos entgegengetreten, obwohl die Familie Buonaparte zu Paolis alten Freunden und Kampfgenossen zählte. Aber was konnte Korsika ihm bieten? Frankreich, in dem jetzt alles drunter und drüber ging, gewährte ihm ganz andere Chancen. Übrigens war es seine eigene Mutter, die ihn darauf hinwies, daß Korsika nur ein kleines, elendes Fleckchen Erde sei. „Frankreich aber ist groß, reich und stark bevölkert. Es steht in Flammen. Da hast du eine deiner würdige Aufgabe." Mit der größten Freude begrüßte er den Ausbruch der Revolution, aber nicht etwa, weil er für die Ideen der liberté, égalité und fraternité schwärmte — das waren für ihn nur alberne, lächerliche Phrasen —, sondern weil sich nun eine Fülle von Gelegenheiten bot, sich auszuzeichnen und emporzukommen. Er hielt die Republik für eine kindische Chimäre, aber er ließ seelenruhig die Empörer gegen die Pariser Machthaber in Toulon niederkartätschen, und später, als die Zeit erfüllt war, warf er die Republik über den Haufen und ächtete und verbannte ihre überzeugten Anhänger.

Er war immer derselbe. Als kleiner Knabe malte er nur Soldaten und spielte mit einer Trommel und mit einem hölzernen Säbel. Er tauschte sein Weißbrot gegen Kommißbrot ein, um sich an das Essen der Soldaten zu gewöhnen, und ließ sich vom Regen bis auf die Haut durchnässen, um sich abzuhärten. So erzählt seine Mutter von ihm, die stolze, kluge, energische Frau, von der er Geist und Charakter geerbt hatte, und die ihn auch schon vor dem frühen Tode seines ziemlich unbedeutenden Vaters hauptsächlich erzogen hat. Es war kein leichtes Werk, den kleinen Napoleon zu erziehen, denn der Knabe war heftig und unlenksam über die Maßen. Auch war er von Natur ein Zerstörer, was ihm unter die Hände kam, suchte er zu zerbrechen, wie er auch noch als Kaiser ein Vergnügen darin fand, kostbare Porzellanservices zu zerschmettern, die Tische zu zerkritzeln und die Überzüge der Prunksessel zu zerschneiden. Dabei wollte er nie ein Unrecht eingestehen, nie um Verzeihung bitten, nie sich beugen. Als er zehn Jahre alt war, kam er in das Kadettenhaus in Brienne. Dort bestand die Strafart, daß der Übertreter der Anstaltsordnung seine Mahlzeit kniend einnehmen mußte. Als einer der Lehrer einst den kleinen Korsen zu dieser Strafe verurteilte, erklärte Napoleon: „Ich werde stehend essen. In meiner Familie kniet man nur vor Gott." Als er mit Gewalt auf die Knie niedergezwungen wurde, brach er ohnmächtig zusammen.

Brienne war überhaupt eine schwere Schule für ihn. Er fühlte sich tief unglücklich unter den Mitschülern, die ihn wegen seiner Armut über die Achsel ansahen. Verbittert und verzweifelt schreibt er im April 1784 an seinen Vater: „Wenn Ihr oder meine Gönner mir nicht die Mittel geben könnt, standesgemäß in dieser Schule aufzutreten, so



Abb. 20. Napoleon im Jahr 1806.
Kpfr. von Fr. Arnold nach dem Gemälde von H. Dähling.

laßt mich nach Hause zurückkehren, und zwar sofort. Ich bin es müde, wie ein Bettler dazustehen und es ruhig anzusehen, daß unverschämte Mitschüler, hinter denen nichts steht als ihr Vermögen, sich über mich lustig machen. In bezug auf edles Empfinden kommt mir hier niemand gleich. Soll ich hier die Zielscheibe abgeben für die Spottreden reicher und frecher junger Leute, die sich über die Entbehrungen, die ich mir auferlegen muß, lustig machen?"

Welch eine Sprache für einen Vierzehnjährigen! Noch viel frappierender aber wirkt ein anderer Brief, in dem der fünfzehnjährige Napoleon seinem Oheime einen seiner Brüder empfiehlt. Da urteilt der Knabe mit fast derselben ruhigen Sicherheit und Schärfe über Vorzüge und Fehler seines Bruders, wie später der Kaiser Napoleon über irgend einen seiner Marschälle oder Minister. Er hatte früh schon die Fähigkeit, die zum Beherrschen der Menschen die Vorbedingung ist, und die sich freilich bei ihm mit den Jahren noch steigerte, die Fähigkeit, andere gründlich zu durchschauen. Wie er in jeder Rechnung, in jeder gegnerischen Schlachtaufstellung, in jedem Kunstwerke sofort den etwa vorhandenen Fehler bemerkte, so hatte er für die Schwächen aller, die ihm nahetraten, gleichsam einen sechsten Sinn. Wenn er bei einem Menschen wirklichen Mut, hohen und reinen Sinn, wahrhafte Güte und Größe des Charakters antraf, so war er erstaunt und fast betroffen und hat Leuten solcher Art manchmal eine gewisse Achtung bewiesen, so wie etwa ein geistig klarer Mensch einem ehrlichen Narren noch Achtung erweist, eben um seiner Ehrlichkeit willen, mit der er an seinen Wahnideen festhält. Aber brauchen konnte er sie nicht, zog sie nicht in seine Umgebung, sie waren ihm doch im Grunde lächerlich als Träumer und „Ideologen", und paßten nicht zu ihm, denn er konnte sie nicht beherrschen. Traten sie ihm irgendwo in den Weg, so haßte und verfolgte er sie schärfer als andere. So hat er unter den Deutschen wohl keinen Menschen so bitter gehaßt, wie den großen „Ideologen" Stein. Er fühlte ganz genau, daß solche Leute in ihm nicht den großen Mann sahen, sondern daß sie ihn im Innersten verachteten, und was sollte aus seiner Herrschaft werden, wenn etwa die Völker von den Träumereien und Schwärmereien der „Phantasten" sich anstecken ließen? Seine Macht beruhte darauf, daß er die niedern Instinkte in den Menschen entfachte und für seine Zwecke benutzte, Ehrgeiz zumal und Gewinnsucht, er spekulierte auf die menschliche Gemeinheit, und deshalb spekulierte er leider fast immer richtig.

Wirklich geliebt hat er wohl nie einen Menschen, er war echter Liebe und Treue nicht fähig. Er hatte eine große Achtung vor dem Charakter seiner Mutter, aber Frau Lätitia Buonaparte war eine zu strenge und herbe Natur, als daß sie die Herzen ihrer Kinder für sich hätte gewinnen können. „Sie war eine Frau mit dem Kopfe eines Mannes und der höchsten Verehrung wert", urteilt er von ihr, aber doch konnte er ihr einmal zumuten, ihm die Hand zu küssen. Je höher er stieg, um so größer wurde die Entfremdung zwischen Mutter und Sohn. Auch das Verhältnis zu seinem Bruder Joseph verlor mit den Jahren immer mehr an Wärme und Herzlichkeit, aber wenn überhaupt je ein Mensch dem Herzen Napoleons nahe gestanden hat, so war es dieser Bruder, der ihm im Wesen so ganz ungleichartig war. Was nun endlich Napoleon als Gatten anbetrifft, so war er in seine

erste Gemahlin Josephine als jüngerer Mann stark verliebt und legte seine Verliebtheit zuweilen auch in Gegenwart anderer so drastisch an den Tag, daß jene anderen „nicht wußten, wo sie ihre Augen hintun sollten". So einmal im Reisewagen zwischen Mailand und Udine in Gegenwart Berthiers und Miots. Aber gerade das läßt erkennen, worauf seine „Liebe" gegründet war. Bekanntlich hat er dann auch seine Frau, übrigens in aller Ruhe und nach langer Überlegung, von sich weggeschickt und eine Kaisertochter geheiratet, um einen Sohn und Erben zu gewinnen. Nie ist ihm ein Weib etwas anderes gewesen, als ein Spielzeug seiner Sinnlichkeit, das er wegwarf, wenn er seiner überdrüssig war. Er war sehr sinnlich, und was ihm überreichlich geboten wurde, hat er überreichlich genossen, aber eine Macht über sein Gemüt hat nie ein weibliches Wesen gewonnen.

r menschlich anmutendste Zug seines Charakters war die Dankbarkeit. Die ihm Gi acte atten in den Jahren der Dürftigkeit und Armut, hat er nachher wahrhaft

Abb. 21. Faksimile einer eigenhändigen Instruktion Napoleons vom 15. September 1805.
Je compte passer le Rhin le 5 Vendémiaire. Je ne m'arrêterai pas que je ne sois sur l'Inn ou plus loin. Je me confie à votre bravoure et à vos talents. Gagnez moi des victoires. Napoléon.

erlich belohnt. Das ist vielfach bezeugt, selbst wenn die bekannte Geschichte von der Apfelfrau von Brienne eine Legende sein sollte. Aber auch hier erhält man meist den Eindruck, daß nicht die Güte die Triebfeder seines Wohltuns war, sondern sein unbändiger Stolz. Der große Napoleon durfte keinem Menschen auf Erden etwas schuldig sein. Er ertrug das nicht. Er fühlte sich zu hoch über den Menschen, als daß er von irgend einem etwas hätte annehmen wollen, ohne ihn dafür zu lohnen. Nicht einmal von Freunden hätte er in den Tagen des Glückes etwas angenommen. Allerdings hatte er auch gar keine Freunde im eigentlichen Sinne des Wortes. Manche seiner Generale standen ihm kameradschaftlich nahe, wie z. B. der Marschall Lannes, aber ihn einen Freund Napoleons zu nennen, das wäre doch verfehlt.

Alles in allem hat Napoleon einmal seine Meinung über Liebe und Freundschaft dahin ausgesprochen: „Der Mensch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt nur

laßt mich nach Hause zurückkehren, und zwar sofort. Ich bin es müde, wie ein Bettler dazustehen und es ruhig anzusehen, daß unverschämte Mitschüler, hinter denen nichts steht als ihr Vermögen, sich über mich lustig machen. In bezug auf edles Empfinden kommt mir hier niemand gleich. Soll ich hier die Zielscheibe abgeben für die Spottreden reicher und frecher junger Leute, die sich über die Entbehrungen, die ich mir auferlegen muß, lustig machen?"

Welch eine Sprache für einen Vierzehnjährigen! Noch viel frappierender aber wirkt ein anderer Brief, in dem der fünfzehnjährige Napoleon seinem Oheime einen seiner Brüder empfiehlt. Da urteilt der Knabe mit fast derselben ruhigen Sicherheit und Schärfe über Vorzüge und Fehler seines Bruders, wie später der Kaiser Napoleon über irgend einen seiner Marschälle oder Minister. Er hatte früh schon die Fähigkeit, die zum Beherrschen der Menschen die Vorbedingung ist, und die sich freilich bei ihm mit den Jahren noch steigerte, die Fähigkeit, andere gründlich zu durchschauen. Wie er in jeder Rechnung, in jeder gegnerischen Schlachtaufstellung, in jedem Kunstwerke sofort den etwa vorhandenen Fehler bemerkte, so hatte er für die Schwächen aller, die ihm nahetraten, gleichsam einen sechsten Sinn. Wenn er bei einem Menschen wirklichen Mut, hohen und reinen Sinn, wahrhafte Güte und Größe des Charakters antraf, so war er erstaunt und fast betroffen und hat Leuten solcher Art manchmal eine gewisse Achtung bewiesen, so wie etwa ein geistig klarer Mensch einem ehrlichen Narren noch Achtung erweist, eben um seiner Ehrlichkeit willen, mit der er an seinen Wahnideen festhält. Aber brauchen konnte er sie nicht, zog sie nicht in seine Umgebung, sie waren ihm doch im Grunde lächerlich als Träumer und „Ideologen", und paßten nicht zu ihm, denn er konnte sie nicht beherrschen. Traten sie ihm irgendwo in den Weg, so haßte und verfolgte er sie schärfer als andere. So hat er unter den Deutschen wohl keinen Menschen so bitter gehaßt, wie den großen „Ideologen" Stein. Er fühlte ganz genau, daß solche Leute in ihm nicht den großen Mann sahen, sondern daß sie ihn im Innersten verachteten, und was sollte aus seiner Herrschaft werden, wenn etwa die Völker von den Träumereien und Schwärmereien der „Phantasten" sich anstecken ließen? Seine Macht beruhte darauf, daß er die niedern Instinkte in den Menschen entfachte und für seine Zwecke benutzte, Ehrgeiz zumal und Gewinnsucht, er spekulierte auf die menschliche Gemeinheit, und deshalb spekulierte er leider fast immer richtig.

Wirklich geliebt hat er wohl nie einen Menschen, er war echter Liebe und Treue nicht fähig. Er hatte eine große Achtung vor dem Charakter seiner Mutter, aber Frau Lätitia Buonaparte war eine zu strenge und herbe Natur, als daß sie die Herzen ihrer Kinder für sich hätte gewinnen können. „Sie war eine Frau mit dem Kopfe eines Mannes und der höchsten Verehrung wert", urteilt er von ihr, aber doch konnte er ihr einmal zumuten, ihm die Hand zu küssen. Je höher er stieg, um so größer wurde die Entfremdung zwischen Mutter und Sohn. Auch das Verhältnis zu seinem Bruder Joseph verlor mit den Jahren immer mehr an Wärme und Herzlichkeit, aber wenn überhaupt je ein Mensch dem Herzen Napoleons nahe gestanden hat, so war es dieser Bruder, der ihm im Wesen so ganz ungleichartig war. Was nun endlich Napoleon als Gatten anbetrifft, so war er in seine

erste Gemahlin Josephine als jüngerer Mann stark verliebt und legte seine Verliebtheit zuweilen auch in Gegenwart anderer so drastisch an den Tag, daß jene anderen „nicht wußten, wo sie ihre Augen hintun sollten". So einmal im Reisewagen zwischen Mailand und Udine in Gegenwart Berthiers und Miots. Aber gerade das läßt erkennen, worauf seine „Liebe" gegründet war. Bekanntlich hat er dann auch seine Frau, übrigens in aller Ruhe und nach langer Überlegung, von sich weggeschickt und eine Kaisertochter geheiratet, um einen Sohn und Erben zu gewinnen. Nie ist ihm ein Weib etwas anderes gewesen, als ein Spielzeug seiner Sinnlichkeit, das er wegwarf, wenn er seiner überdrüssig war. Er war sehr sinnlich, und was ihm überreichlich geboten wurde, hat er überreichlich genossen, aber eine Macht über sein Gemüt hat nie ein weibliches Wesen gewonnen.

Der menschlich anmutendste Zug seines Charakters war die Dankbarkeit. Die ihm Gutes getan hatten in den Jahren der Dürftigkeit und Armut, hat er nachher wahrhaft

Abb. 21. Faksimile einer eigenhändigen Instruktion Napoleons vom 15. September 1805.
Je compte passer le Rhin le 5 Vendémiaire. Je ne m'arrêterai pas que je ne sois sur l'Inn ou plus loin. Je me confie à votre bravoure et à vos talents. Gagnez moi des victoires. Napoléon.

kaiserlich belohnt. Das ist vielfach bezeugt, selbst wenn die bekannte Geschichte von der Apfelfrau von Brienne eine Legende sein sollte. Aber auch hier erhält man meist den Eindruck, daß nicht die Güte die Triebfeder seines Wohltuns war, sondern sein unbändiger Stolz. Der große Napoleon durfte keinem Menschen auf Erden etwas schuldig sein. Er ertrug das nicht. Er fühlte sich zu hoch über den Menschen, als daß er von irgend einem etwas hätte annehmen wollen, ohne ihn dafür zu lohnen. Nicht einmal von Freunden hätte er in den Tagen des Glückes etwas angenommen. Allerdings hatte er auch gar keine Freunde im eigentlichen Sinne des Wortes. Manche seiner Generale standen ihm kameradschaftlich nahe, wie z. B. der Marschall Lannes, aber ihn einen Freund Napoleons zu nennen, das wäre doch verfehlt.

Alles in allem hat Napoleon einmal seine Meinung über Liebe und Freundschaft dahin ausgesprochen: „Der Mensch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt nur

zwei Hebel, durch die man die Menschen in Bewegung setzt, Furcht und Eigennutz. Freundschaft? Ach, das ist nur ein Wort! Was mich betrifft, so liebe ich niemand, nicht einmal meine Brüder. Den Joseph vielleicht noch ein wenig, aber es geschieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder ist. Ich weiß auch sehr wohl, daß ich keine wirklichen Freunde habe, und das ist mir sehr gleichgültig."

So stand er den Menschen gegenüber. Er glaubte nicht an Liebe und Freundschaft, suchte sie nicht, bedurfte ihrer nicht, hatte dafür gar kein Organ.

Er glaubte auch nicht an einen Gott. Wenn er gelegentlich von einer Vorsehung redete, so hatte das denselben Wert, wie wenn er über das Glück der Völker und die Segnungen des Friedens redete. Es waren Worte, leere Phrasen, wodurch er auf andere wirken wollte. In seiner Bibliothek standen das Alte wie das Neue Testament unter den „Schriften politischen Inhalts". Ihm waren die Religionen nur ein Mittel, die Seelen der Menschen zu beherrschen. Darum ließ er auch den Papst zu seiner Kaiserkrönung nach Paris kommen. Sein neues Kaisertum sollte auch in den Augen der Dummen, die nach seiner Meinung nicht alle werden, einen Nimbus erhalten. Ihm selbst war der gekrönte Priester eine ebenso lächerliche wie abscheuliche Erscheinung, und als der bedauernswerte Greis sich weigerte, seinen Kirchenstaat der Kontinentalsperre anzuschließen, da nahm er ihm ohne weiteres seine weltlichen Besitzungen weg. Im ganzen Christentume sah er nur einen ungeheuern Schwindel der Pfaffen. „Es ist eine große Frage, ob Jesus Christus je gelebt hat", sagte er 1808 leise zu Wieland, als er sich mit dem „Deutschen Voltaire" in Weimar unterhielt. Es „frappierte" ihn, als der greise Dichter mit Lebhaftigkeit die geschichtliche Existenz Christi verteidigte. Ihm war die Gestalt Christi eine Erfindung späterer Jahrhunderte, aber auch, wenn er sein Leben und seine Taten für wahr gehalten hätte, so wäre das ohne Bedeutung für ihn gewesen. Er hätte in ihm nur den größten aller „Ideologen" und in seinem Gotte nur eine „Chimäre" sehen können.

Er kannte einen ganz andern Gott, der hieß Napoleon Bonaparte. Um seinetwillen war die Welt da, es verstand sich ganz von selbst, daß die Menschen sich vor ihm in den Staub herniederbeugten, und, wenn es sein Vorteil erheischte, bluteten und starben. Er stand unendlich hoch über ihnen, wie ein Gott, wie das Schicksal über den armen Sterblichen. Ein ungeheures Überlegenheitsgefühl war in ihm, und was das Wunderbarste war, er wußte das Gefühl der Unterlegenheit jedem beizubringen, der in seine Nähe kam. Es war etwas in seinem Auftreten, was die Menschen zur Unterwerfung zwang. Jeder beugte sich, Widerstand gab es nicht. Es ist bekannt, daß der rohe, vierschrötige Augereau wütend war, als er dem Befehle des jungen Generals Bonaparte unterstellt wurde. Er ging in das Zimmer hinein, wo sich der neue Vorgesetzte befand, mit dem festen Vorsatze, ihm eine Szene zu machen. Aber ganz still und klein und konsterniert kam er wieder heraus, und doch war gar nichts Besonderes geschehen. Napoleon hatte ihm nur, während er sich den Degen umschnallte, kurz und scharf seine Befehle gegeben und ihn dann entlassen. Aber „der Mensch hat einen Teufel im Leibe, es ist nichts gegen ihn zu machen", sagte der spätere Marschall.

Ja, etwas Dämonisches war in ihm, dem niemand so leicht widerstand. Der unweigerliche Gehorsam seiner Generale rührte nicht nur daher, daß er das Verdienst mit Ehren und Reichtümern überhäufte. Die Anhänglichkeit seiner alten Soldaten und ihre todesmutige Begeisterung erklärt sich nicht dadurch, daß Napoleon stets für ihr Wohl sorgte und wo es irgend anging, sie in Überfluß leben ließ. Für ein Lächeln von ihm oder gar ein lobendes Wort gingen die Truppen in den Tod, er bezauberte, wenn er liebenswürdig sein wollte, jeden und duckte jeden, wenn er unliebenswürdig war. Selbst sein Todfeind, der alte Blücher, war nach einem Gespräch mit ihm ganz begeistert von ihm und fühlte sich offenbar geschmeichelt, daß „der große Mann" sich so lange mit ihm unterhalten hatte. Wie Goethe von ihm dachte, ist bekannt. „Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß", sagte er beim Beginne der Befreiungskriege, und Hegel meinte nun gar, „die Weltseele" selbst dahinreiten zu sehen, als er den Kaiser erblickte. Napoleon ist wahrlich nicht nur um des Vorteils willen hündisch umschmeichelt, sondern von vielen, sehr vielen wirklich bewundert, verehrt, geradezu angebetet worden. Der Zauber, der von einer großen, geschlossenen, mächtigen Persönlichkeit nun einmal ausgeht, ist von ihm in ganz besonderem Maße ausgegangen. Jeder fühlte sich ihm gegenüber klein und unbedeutend, darum ist es auch nie einem seiner Generale oder Minister auch nur im Traume eingefallen, mit ihm rivalisieren zu wollen. Sie fühlten alle, wie er ihnen mit seinem durchdringenden Scharfsinn und Organisationstalent im Staatsrate, im Felde durch sein blitzschnelles Erfassen der Lage und ebenso blitzschnellen Entschluß unermeßlich überlegen war. Auch seine Arbeitskraft war riesig, er brauchte nur sehr wenig Schlaf, konnte aber allerdings jederzeit schlafen, wann er wollte. Das alles, obwohl er kein gesunder Mensch war, sondern höchst wahrscheinlich an Epilepsie oder einer ähnlichen Krankheit, in späteren Jahren auch am Magen litt und sich oft stundenlang in ganz heißes Wasser legte, weil ihm das wohltat und zur Erfrischung diente.

So war Napoleon Bonaparte „der ungeheuerste Mensch der neuern Geschichte". Sein Leben, in Dunkelheit beginnend, zu Sternenhöhen emporsteigend, endlich wieder in Dunkelheit erlöschend, mutet uns nicht an wie Wirklichkeit, sondern wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Zu den Größen der Geschichte, von deren geistigem Erbe die Menschheit lebt, gehört er nicht, denn er hatte nie einen Gedanken, der über ihn selbst hinauslag, konnte also auch keinen hinterlassen. Aber er wirkte wie eine gewaltige Naturerscheinung, wie ein Gewittersturm, der brausend durch die Welt hinfährt. Eine Riesenmasse alten Gerümpels hat er über den Haufen geworfen, vermorschte Throne, überlebte Staatsformen, wacklig und rostig gewordene Staatsmaschinen. Er war „der Totengräber des alten Europa" und insbesondere der Totengräber des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Schon dadurch ist er wider Willen unseres Volkes größter Wohltäter geworden. Er hat, indem er die geistlichen Kurfürsten und Fürsten hinwegfegte, uns die Möglichkeit geschaffen, von der Verbindung mit Österreich loszukommen und endlich frei zu werden von dem Einflusse des Erzhauses, das unserem Volke mehr geschadet hat, als jede andere Macht auf Erden. Auch Preußen hat seinem größten Feinde seine Wiedergeburt zu danken. Erst nachdem das alte Preußen zerschlagen war, konnten Scharnhorst und Stein

zwei Hebel, durch die man die Menschen in Bewegung setzt, Furcht und Eigennutz. Freundschaft? Ach, das ist nur ein Wort! Was mich betrifft, so liebe ich niemand, nicht einmal meine Brüder. Den Joseph vielleicht noch ein wenig, aber es geschieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder ist. Ich weiß auch sehr wohl, daß ich keine wirklichen Freunde habe, und das ist mir sehr gleichgültig."

So stand er den Menschen gegenüber. Er glaubte nicht an Liebe und Freundschaft, suchte sie nicht, bedurfte ihrer nicht, hatte dafür gar kein Organ.

Er glaubte auch nicht an einen Gott. Wenn er gelegentlich von einer Vorsehung redete, so hatte das denselben Wert, wie wenn er über das Glück der Völker und die Segnungen des Friedens redete. Es waren Worte, leere Phrasen, wodurch er auf andere wirken wollte. In seiner Bibliothek standen das Alte wie das Neue Testament unter den „Schriften politischen Inhalts". Ihm waren die Religionen nur ein Mittel, die Seelen der Menschen zu beherrschen. Darum ließ er auch den Papst zu seiner Kaiserkrönung nach Paris kommen. Sein neues Kaisertum sollte auch in den Augen der Dummen, die nach seiner Meinung nicht alle werden, einen Nimbus erhalten. Ihm selbst war der gekrönte Priester eine ebenso lächerliche wie abscheuliche Erscheinung, und als der bedauernswerte Greis sich weigerte, seinen Kirchenstaat der Kontinentalsperre anzuschließen, da nahm er ihm ohne weiteres seine weltlichen Besitzungen weg. Im ganzen Christentume sah er nur einen ungeheuern Schwindel der Pfaffen. „Es ist eine große Frage, ob Jesus Christus je gelebt hat", sagte er 1808 leise zu Wieland, als er sich mit dem „Deutschen Voltaire" in Weimar unterhielt. Es „frappierte" ihn, als der greise Dichter mit Lebhaftigkeit die geschichtliche Existenz Christi verteidigte. Ihm war die Gestalt Christi eine Erfindung späterer Jahrhunderte, aber auch, wenn er sein Leben und seine Taten für wahr gehalten hätte, so wäre das ohne Bedeutung für ihn gewesen. Er hätte in ihm nur den größten aller „Ideologen" und in seinem Gotte nur eine „Chimäre" sehen können.

Er kannte einen ganz andern Gott, der hieß Napoleon Bonaparte. Um seinetwillen war die Welt da, es verstand sich ganz von selbst, daß die Menschen sich vor ihm in den Staub herniederbeugten, und, wenn es sein Vorteil erheischte, bluteten und starben. Er stand unendlich hoch über ihnen, wie ein Gott, wie das Schicksal über den armen Sterblichen. Ein ungeheures Überlegenheitsgefühl war in ihm, und was das Wunderbarste war, er wußte das Gefühl der Unterlegenheit jedem beizubringen, der in seine Nähe kam. Es war etwas in seinem Auftreten, was die Menschen zur Unterwerfung zwang. Jeder beugte sich, Widerstand gab es nicht. Es ist bekannt, daß der rohe, vierschrötige Augereau wütend war, als er dem Befehle des jungen Generals Bonaparte unterstellt wurde. Er ging in das Zimmer hinein, wo sich der neue Vorgesetzte befand, mit dem festen Vorsatze, ihm eine Szene zu machen. Aber ganz still und klein und konsterniert kam er wieder heraus, und doch war gar nichts Besonderes geschehen. Napoleon hatte ihm nur, während er sich den Degen umschnallte, kurz und scharf seine Befehle gegeben und ihn dann entlassen. Aber „der Mensch hat einen Teufel im Leibe, es ist nichts gegen ihn zu machen", sagte der spätere Marschall.

Ja, etwas Dämonisches war in ihm, dem niemand so leicht widerstand. Der unweigerliche Gehorsam seiner Generale rührte nicht nur daher, daß er das Verdienst mit Ehren und Reichtümern überhäufte. Die Anhänglichkeit seiner alten Soldaten und ihre todesmutige Begeisterung erklärt sich nicht dadurch, daß Napoleon stets für ihr Wohl sorgte und wo es irgend anging, sie in Überfluß leben ließ. Für ein Lächeln von ihm oder gar ein lobendes Wort gingen die Truppen in den Tod, er bezauberte, wenn er liebenswürdig sein wollte, jeden und duckte jeden, wenn er unliebenswürdig war. Selbst sein Todfeind, der alte Blücher, war nach einem Gespräch mit ihm ganz begeistert von ihm und fühlte sich offenbar geschmeichelt, daß „der große Mann" sich so lange mit ihm unterhalten hatte. Wie Goethe von ihm dachte, ist bekannt. „Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß", sagte er beim Beginne der Befreiungskriege, und Hegel meinte nun gar, „die Weltseele" selbst dahinreiten zu sehen, als er den Kaiser erblickte. Napoleon ist wahrlich nicht nur um des Vorteils willen hündisch umschmeichelt, sondern von vielen, sehr vielen wirklich bewundert, verehrt, geradezu angebetet worden. Der Zauber, der von einer großen, geschlossenen, mächtigen Persönlichkeit nun einmal ausgeht, ist von ihm in ganz besonderem Maße ausgegangen. Jeder fühlte sich ihm gegenüber klein und unbedeutend, darum ist es auch nie einem seiner Generale oder Minister auch nur im Traume eingefallen, mit ihm rivalisieren zu wollen. Sie fühlten alle, wie er ihnen mit seinem durchdringenden Scharfsinn und Organisationstalent im Staatsrate, im Felde durch sein blitzschnelles Erfassen der Lage und ebenso blitzschnellen Entschluß unermeßlich überlegen war. Auch seine Arbeitskraft war riesig, er brauchte nur sehr wenig Schlaf, konnte aber allerdings jederzeit schlafen, wann er wollte. Das alles, obwohl er kein gesunder Mensch war, sondern höchst wahrscheinlich an Epilepsie oder einer ähnlichen Krankheit, in späteren Jahren auch am Magen litt und sich oft stundenlang in ganz heißes Wasser legte, weil ihm das wohltat und zur Erfrischung diente.

So war Napoleon Bonaparte „der ungeheuerste Mensch der neuern Geschichte". Sein Leben, in Dunkelheit beginnend, zu Sternenhöhen emporsteigend, endlich wieder in Dunkelheit erlöschend, mutet uns nicht an wie Wirklichkeit, sondern wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Zu den Größen der Geschichte, von deren geistigem Erbe die Menschheit lebt, gehört er nicht, denn er hatte nie einen Gedanken, der über ihn selbst hinauslag, konnte also auch keinen hinterlassen. Aber er wirkte wie eine gewaltige Naturerscheinung, wie ein Gewittersturm, der brausend durch die Welt hinfährt. Eine Riesenmasse alten Gerümpels hat er über den Haufen geworfen, vermorschte Throne, überlebte Staatsformen, wacklig und rostig gewordene Staatsmaschinen. Er war „der Totengräber des alten Europa" und insbesondere der Totengräber des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Schon dadurch ist er wider Willen unseres Volkes größter Wohltäter geworden. Er hat, indem er die geistlichen Kurfürsten und Fürsten hinwegfegte, uns die Möglichkeit geschaffen, von der Verbindung mit Österreich loszukommen und endlich frei zu werden von dem Einflusse des Erzhauses, das unserem Volke mehr geschadet hat, als jede andere Macht auf Erden. Auch Preußen hat seinem größten Feinde seine Wiedergeburt zu danken. Erst nachdem das alte Preußen zerschlagen war, konnten Scharnhorst und Stein

und ihre Helfer das neue Preußen aufrichten, das wieder ein deutscher Staat wurde und einst die Vormacht in Deutschland werden konnte.

Wer solche Wirkungen auf die Gestaltung der Welt ausübt, der ist eine geschichtliche Größe ersten Ranges — wenn auch nur groß als Vernichter und Zerstörer, aber doch auf jeden Fall ein gewaltiger Mensch.

Er ist schließlich untergegangen, als sich ganz Europa wider ihn verbündet hatte und — als er nicht mehr ganz er selbst war. Er war 1813 ein Mann, der nicht mehr auf der frühern Höhe stand; ein Leben, wie er es führte, vernutzte die Nerven und Kräfte



Abb. 22. Friedrich der Große und Napoleon.
Anonymer kolorierter Stich.

schnell. Auch hatte ihm der Weihrauchdampf, den er überall einsog, das Hirn umnebelt, er war zum Phantasten geworden, dessen Träume ins Maßlose schweiften, dem nichts mehr unmöglich schien, der die Menschen wie Pygmäen unter sich sah. Aber auch dann noch war ihm kein einzelner seiner Feinde gewachsen, nicht der tapfere alte Blücher und noch viel weniger der steifleinene Lord Wellington. Wie hätten ihm nun vollends im Jahre 1806 die alten Zopf- und Pudergenerale aus dem Nachlasse Friedrichs des Großen widerstehen sollen, ihm, der damals in der Fülle seiner Kraft stand und noch nicht sein sieggewohntes Heer in den spanischen Straßen- und Gebirgskämpfen und in den Schneewüsten Rußlands verloren hatte!



Beilage 3. Napoleon in der Schlac



...chlacht von Jena. W. H. del. F. H. sc.

Wenn auch die Armee, mit der Napoleon gegen Preußen heranzog, mancherlei und nicht nur kleine Mängel aufwies — im ganzen war sie doch eine ausgezeichnete Truppe und in jeder Hinsicht kriegstüchtiger als das preußische Heer. Das Hauptübel der preußischen Armee bestand darin, daß die Mannschaften zum größern Teile geworbene Söldner waren. In Frankreich dagegen war jeder junge Mann vom 20. bis zum 25. Jahre der sogenannten „Konskription" unterworfen, konnte zum Waffendienste ausgehoben werden. Wer reich genug war, durfte sich einen Stellvertreter mieten, und von den besitzenden Klassen wurde dieses Recht sehr in Anspruch genommen. So waren es auch hier wesentlich die Söhne der niedern Klassen, der Arbeiter, Kleinbürger und Bauern, die in Reih und Glied standen, aber sie waren doch wenigstens alle Landeskinder, Franzosen, Söhne der Grande Nation. In solch einer Armee war eine barbarische Prügeldisziplin, wie sie in der preußischen Armee herrschte, gar nicht möglich, sie war aber auch gar nicht nötig. Die Taugenichtse, Schnaps- und Pennbrüder aus Bayern, Holland oder sonstwo her, die bei den Preußen Handgeld nahmen, taten ihre Schuldigkeit nur, wenn sie die Fuchtel fürchteten und liefen davon, wenn sie konnten, denn was ging sie Preußen an! Die französischen Soldaten fochten zwar eigentlich auch für einen ihnen fremden Zweck, nämlich für den unersättlichen Ehrgeiz eines einzigen Mannes, aber sie bildeten sich doch wenigstens ein, pour la gloire de la patrie zu fechten. Dazu wußten sie, daß dem Tapfern und Tüchtigen der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen stand. Es war keine leere Redensart, wenn es hieß, in Napoleons Armee trage jeder Soldat den Marschallstab im Tornister. Ein guter Teil der Marschälle hatte wirklich einst in Reih und Glied gestanden. Der frühere Fechtmeister Augereau war Herzog von Castiglione, der frühere Färberlehrling Lannes Herzog von Montebello — welch ein Ansporn für die Krieger des ehrsüchtigsten Volkes der Welt! Der Kaiser war zwar davon überzeugt, daß die Armee Offiziere mit Vorbildung notwendig brauche, „Bauern ohne Erziehung", erklärte er einmal, „können erst nach acht- bis zehnjähriger Diensterfahrung Offiziere liefern". Aber er machte viele Ausnahmen, wo er Mut und Umsicht fand, und er mußte viele Ausnahmen machen, denn der Offiziersverbrauch war bei den fortwährenden Feldzügen ein ganz ungeheurer. Natürlich war deshalb auch das Avancement glänzend, wer heute Leutnant wurde, konnte im nächsten Jahre schon Kapitän sein. Auch sonst wußte Napoleon den Ehrgeiz der Soldaten in unvergleichlicher Weise anzustacheln. Das Kreuz der Ehrenlegion am roten Bande war jedem erreichbar, und wie mußte es auf die Soldatenherzen wirken, wenn es hieß „Die Tapfern vor die Front!" und wenn dann, während die Kameraden präsentierten, der große Kriegsfürst selbst seinen Getreuen das heißersehnte Ehrenzeichen auf die Brust heftete! Eine Ansprache von ihm, meist nur ein paar kurze Worte, versetzte die Truppen in einen Rausch der Begeisterung. Vor allen Dingen aber besaß er die wunderbare Gabe, die auch Friedrich der Große besaß, jedem einzelnen Soldaten den Glauben einzuflößen, er sei dem Feldherrn persönlich bekannt. Dadurch fesselte er sie ganz besonders fest an sich. Natürlich war solch ein Kennen des einzelnen Mannes unmöglich, aber er hatte in der Tat ein so fabelhaftes Personengedächtnis, daß er Leute, die er einmal gesehen hatte, oft nach Jahren wiedererkannte und an irgend ein Ereignis erinnerte.

Bei dem allen kann man jedoch nicht sagen, daß die Mannszucht in seiner Armee eine unbedingt zuverlässige war. Zwar ihm persönlich gehorchte jeder ohne Widerrede. Wo er selbst zugegen war, da herrschte die eisernste Disziplin. Aber er konnte doch nicht überall sein, und wo er nicht war, da haperte es mit der Subordination manchmal bedenklich.



Abb. 23. Plünderungsszene zu Lübeck seitens der Franzosen am 6. November 1806. Kolorierter Stich.

Die Herren Marschälle waren aufeinander verteufelt eifersüchtig, keiner ordnete sich gern dem andern unter, manchmal kam es zwischen ihnen zu Reibereien und bösen Händeln. Im österreichischen Feldzuge von 1805 wurde ein Pistolenduell zwischen Murat und Ney gerade noch vermieden, am 14. Oktober 1806 kam Bernadotte dem tapfern Davout

nicht zu Hilfe, weil er ihn um den errungenen Erfolg beneidete. Um ein Haar ist er damals dem Kriegsgerichte und der infamen Kassation entgangen. Später sind solche Fälle noch häufiger vorgekommen.

Auch die Truppen waren nicht immer in Zucht und Ordnung zu halten. Napoleon wußte ganz genau, „daß nichts geeigneter ist, eine Armee zu desorganisieren und sie vollständig zugrunde zu richten", als Plünderungen. Er erließ gerade im Oktober 1806 einen Befehl, „jeder Soldat, der sich hinter der Armee Plünderung oder ein ähnliches Verbrechen zuschulden kommen lasse, solle sofort einer Militärkonvention zur eventuellen Verurteilung zum Tode durch die Kugel überwiesen werden". Trotzdem erreichte er es nicht, daß überall die Plünderungen unterblieben. In Lübeck hausten die Franzosen im November wie die Teufel, besonders gegen die Frauen und Mädchen (Abb. 23). In Jena und Weimar benahmen sie sich in den Oktobertagen mindestens wie eine Räuberbande, und es liegt gar kein Grund vor, die zahlreichen, oft sehr eingehenden Schilderungen, die das bezeugen, für unwahr oder übertrieben zu halten. Wer es selbst aus dem Munde alter Leute gehört hat, welch schändlichen Unfug und Mutwillen die Franzosen hie und da in den thüringischen Dörfern verübten, der wird nicht sagen: „Ganz so schlimm stellt sich die Sache nicht," wie Lettow-Vorbeck.

Dagegen wird man ohne weiteres zugeben müssen, daß im Jahre 1806 solche Auftritte noch zu den seltenen Ausnahmen gehörten. An vielen anderen Orten wunderte man sich sogar über das höfliche, gesittete Betragen der ungebetenen Gäste. Ach, den armen Liebhabern und Ehemännern schienen sie häufig sogar viel zu artig und höflich zu sein — nämlich ihren Mädchen und Frauen gegenüber! Wo sie im Quartier lagen, machten sie sich an jedes schmucke Weibsbild heran und verdrehten ihm den Kopf (Abb. 24). Sie begleiteten die Dienstmädchen auf den Markt und trugen ihnen den schweren Korb dienstbeflissen nach Hause, sie halfen der Hausfrau oder den Töchtern des Kleinbürgers oder Bauern sogar in der Küche, holten ihnen Holz und Wasser und radebrechten dabei das Deutsche so drollig, daß die guten Weiber aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Sie erschienen auf den Tanzböden und wußten da die Beine viel zierlicher zu schwenken als die schwerfälligen Jünglinge des heimatlichen Dorfes, sie begleiteten dann ritterlich die Schönen nach Hause, und die ließen sich gar zu gern geleiten. Denn diese Wetterkerle waren so ganz anders als Nachbars Kunz und Michel, soviel gewandter und behender, und alle redeten die Sprache, in der sich die vornehmen Leute unterhielten. Sie mußten also doch etwas ganz Apartes sein. Mancher ehrlicher Junge ballte da wütend die Faust — natürlich in der Tasche —, wenn er seine Grete oder Hanne am Arme eines französischen Chasseurs dahinchassieren sah, wenn er es mit ansehen mußte, wie sie mit dem bezaubernden Fremdling kokettierte und scharmuzierte. Oft blieb es leider nicht einmal beim bloßen Kokettieren, es kam zu viel schlimmeren Dingen. Es ist peinlich zu sagen, aber es ist die Wahrheit: Das Verhalten der deutschen Frauen war den französischen Eindringlingen gegenüber vielfach ein unwürdiges. Sie waren im Norden nicht so entgegenkommend wie in den Rheinbundstaaten des Südens, aber sie waren es auch hier immer noch viel mehr als gut war, und die frechen Verse Heinrich Heines in



Abb. 24. No wart, des sog i'n Kounz. Kolor. Kupfer.
Aus den Sammlungen des historischen Museums der Völkerschlacht und Zeit Napoleons von M. Bertsch am Napoleonstein in Leipzig.

seinem Liede vom alten französischen Tambourmajor haben leider, leider nur allzuviele Berechtigung. (Vergl. Zeitgedichte Nr. 7.)

Auch noch ein Zweites muß zugestanden werden, was uns Deutschen einzugestehen bitter ist: Viele Roheiten, die aus der „Franzosenzeit" erzählt werden, fallen nicht den Franzosen zur Last, sondern den Rheinbundtruppen (Abb. 25—28). Im Heere Napoleons waren wenigstens die Offiziere immer bemüht, Gewalttaten und Brutalitäten zu verhindern, sie achteten den Willen des Kaisers. Von den deutschen Vasallenheeren Napoleons ist das leider nicht zu rühmen. Besonders berüchtigt und gefürchtet waren die Bayern und Württemberger, sie hausten aufs ärgste in den preußischen Quartieren, in Schlesien sind ihre Taten noch heute unvergessen. Die Lebensmittel, die sie nicht verzehren konnten, verdarben sie, verübten allerlei Quälereien und Mißhandlungen, und keine Person des anderen Geschlechtes war sicher vor ihrer rohen Gier, besonders wenn sie betrunken waren.

Vieles freilich von dem, was der friedensgewohnten Bevölkerung als Roheit und Brutalität erschien, war nur das ganz Natürliche, das der Krieg nun einmal mit sich bringt. Die wackern Leute waren nur nicht gewohnt, den Krieg auf natürliche Weise geführt zu sehen. Ihre Soldaten wurden ja aus Magazinen verpflegt, sie durften bei Leibesstrafe nicht requirieren. Als im Jahre vorher die mobile preußische Armee ausgerückt war, hatten sich die Kompagnieführer von den Dorfschulzen Zeugnisse über das Wohlverhalten ihrer Mannschaften ausstellen lassen müssen — wohl das Unglaublichste, was preußischen Offizieren jemals zugemutet worden ist. Napoleon hatte auch Magazine, aber sie dienten dem Ausnahmefalle, wenn nämlich das Land zu arm war, die Armee zu ernähren. Sonst lebte das französische Heer von Requisitionen und Fouragierungen (Abb. 29). Das war vom Standpunkte Napoleons aus sehr nützlich und vernünftig ge-

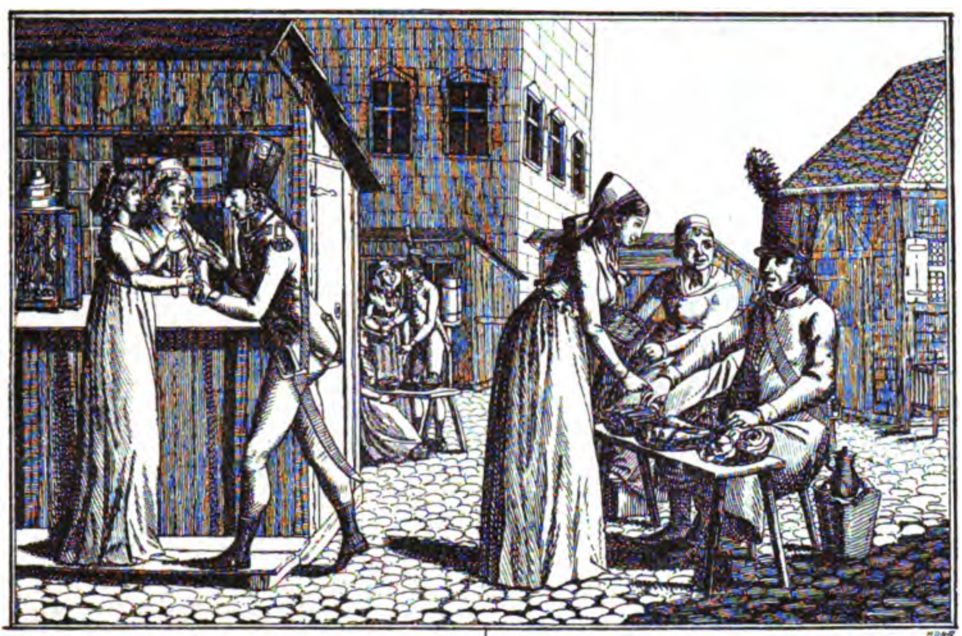




Abb. 25/26. Genreszenen aus dem Leben der Rheinbundtruppen. Kpfr.



Mein Schaz du Kanſt es nicht preſtiren | Kind ſtelle deine Klagen ein
Sonſt ließ ich dich gleich mit marſchieren | Es muß einmal geſchieden ſein



Pak diß in deinen Schnappſak ein, | Ja Vatter dabey ſoll es bleiben,
Bedanke vor den Brandewein. | Wenn ich nach Maynz kom, will ich ſchreiben

Abb. 27/28. Genreſzenen aus dem Leben der Rheinbundtruppen. Kpfr.

handelt, die Preußen hätten es nur ebenso machen sollen. Den Bauern aber schien es als eine unerhörte Brutalität, daß man ihnen ihr Heu und Stroh, ihre Kühe und Schweine wider ihren Willen abnahm, daß sie Pferde stellen und Fuhren leisten sollten für die feindliche Armee, daß sie für das alles wenig, manchmal auch nichts bekamen. Schon deshalb erhoben die Leute ein Zetergeschrei, es mögen wohl auch hie und da Widersetzlichkeiten vorgekommen sein, oder die Bauern stellten sich dumm und schwerhörig, wenn etwas von ihnen gefordert wurde. Daß dann die Feinde nicht eben glimpflich verfuhren, ist nicht verwunderlich, das System verlockt an und für sich schon zu Übergriffen und Gewalttätigkeiten. Darum befahl Ney, daß nur Offiziere von besonders festem Charakter dazu verwendet werden sollten, und immer wieder schärfte Napoleon den Truppen ein, daß sie sich bei schweren Strafen aller Ausschreitungen enthalten sollten.

Dafür verlangte nun freilich der Kaiser, daß die Einwohner des feindlichen Landes seinen Truppen alles liefern sollten, was in ihren Kräften stand. Die Berliner mußten die siegreiche Armee aufs trefflichste verköstigen, mußten jedem Manne täglich auch eine halbe Flasche Wein liefern. „Mein Wille ist, daß mir Berlin alles im Überfluß liefre, was für meine Armee nötig ist, und daß nichts gespart werde, damit die Soldaten in allem Überfluß haben —", befahl er nach Besetzung der feindlichen Hauptstadt. Er wußte wohl, daß man den Truppen nach den Strapazen des Feldzuges etwas bieten muß, wenn sie bei guter Laune bleiben sollen, ja daß sie überhaupt den Strapazen und Gefahren des Krieges nur dann gewachsen sind, wenn die Verpflegung und Ausrüstung nichts oder doch möglichst wenig zu wünschen übrig läßt. Deshalb hatte er auch diesen scheinbaren Nebendingen die größte Sorgfalt zugewendet. Es klappte auch in der französischen Armee nicht alles, da und dort fehlte es an Kochgeschirren und Feldflaschen, die Bäckereien funktionierten nicht immer richtig, die Pontons waren nicht alle zur rechten Zeit vorhanden. Aber im großen und ganzen war alles in Ordnung, und jedenfalls waren die Soldaten der Napoleonischen Armee viel besser bekleidet und ausgerüstet als die preußischen Soldaten. Man ging in einen Herbst- und Winterfeldzug und daraufhin waren die französischen Truppen fast alle mit Mänteln ausgerüstet worden. Den Preußen fehlten die Mäntel, ja sie rückten noch in linnenen Beinkleidern ins Feld, eine entsetzliche Zumutung für Soldaten, die fast nie in Quartieren, sondern meist in Biwaks nächtigten. Auch mit Schuhwerk waren die Franzosen reichlich versehen, fast jeder Soldat führte drei Paar mit sich. In Jena verwunderten sich freilich die Bürger, daß die Tirailleurs, die zuerst ihre Stadt betraten, zumeist barfuß ankamen. Sie mochten sich wohl der Stiefel entledigt haben, um desto behender laufen und klettern zu können. Auf alten Stichen finden sich manchmal marschierende Franzosen dargestellt, die ihre Schuhe an das Bajonett gehängt haben. Auf das Parademäßige legte Napoleon keinen Wert, am allerwenigsten auf dem Marsch im Felde, und nun vollends bei den leichten Truppen. Er fragte immer nur nach dem Zweckmäßigen. Beweglich mußten solche Truppen sein, mochten sie aussehen, wie sie wollten. Auf die Beweglichkeit der Armee kam ihm überhaupt sehr viel an, darum ließ er fouragieren, statt sich an Magazine zu



Abb. 29. Fouragieren der Franzosen. Farbige Zeichnung.

binden, darum vermied er den großen Troß von Last- und Packpferden, den die preußische Armee mit sich herumführte. Nur mit einem war die französische Armee reichlicher versehen als die preußische, nämlich mit Munition. Der einzelne Mann hatte 50 Patronen bei sich und drei Feuersteine, 50—80 Patronen pro Mann wurden hinter der Schlachtlinie nachgefahren. Auch die Artillerie hatte viel mehr Munition bei sich als die des preußischen Heeres. Vor allen Dingen aber waren die Soldaten im Schießen ganz anders geübt als die preußischen. Sie feuerten überhaupt in ganz anderer Weise, als es herkömmlich war, nicht in langen Linien stehend oder kniend gliederweise hintereinander, sondern sie suchten sich Deckung hinter Gräben, Bäumen, Steinen und Erdhügeln und schossen von da auf den anrückenden Feind. Das war etwas ganz Neues, Ungewohntes, und nichts erschütterte die Haltung der preußischen Regimenter so, wie der Kampf mit einem Feinde, der ihnen aus dem Verstecke die schwersten Verluste beibrachte.

Das war die Armee des großen Napoleon, bei allen ihren Fehlern und Mängeln doch die erste ihrer Zeit, an Geist, Beweglichkeit und zweckmäßiger Ausrüstung den veralteten Soldheeren der übrigen Staaten weit überlegen.

Wer waren nun die Männer, die das Heer unter Napoleons Oberbefehl zum Siege führten? Kein Feldherr, auch der größte nicht, vermag einen großen Krieg siegreich zu beenden ohne geschickte Unterführer, aber jeder große Feldherr findet sie auch. Denn sie fehlen selten in einer Armee, zumeist fehlt nur das Auge, das sie unter den übrigen erkennt. Ein bedeutender Herrscher hat immer auch bedeutende Diener, denn das Talent

Große Armee

Stadt und Commando von Naumburg und Weimar.

Stadt-Befehl

vom 15ten November 1806.

Von dem Obrist-Lieutenant beym Kaiserlichen Generalstabe, auch Waffen- und Platz-Commandanten, wird allen durch diese Gegend marschirenden Französischen und mit ihnen verbündeten Truppen bekannt gemacht, daß kein Soldat Quartier, Verpflegung, Fourage oder Transport-Mittel zu fordern berechtiget ist, wenn er sich nicht durch ein von ihm, dem Commandanten, ausgestelltes Zeugniß dazu legitimiren kann; die Obrigkeit ist befugt, Jedem welcher dergleichen verlangt, und keine Ordre aufweisen kann, mit seinem Verlangen zurück zu weisen. Hierbey werden zugleich die von Sr. Kaiserl. und Königl. Majestät im Nivose, Jahr 14. und Jenner 1806. auf dem Schlosse Schönbrunn gefaßten Beschlüsse als noch in voller Kraft und Wirksamkeit bestehend, erneuert, mit dem Beyfügen, daß derjenige, der ihnen zuwider handeln würde, nach der Strenge der Gesetze bestraft werden soll. Dem zufolge werden die Obrigkeiten der Stadt und hiesigen Gegend, auch alle Commandanten der militairischen Posten aufgefordert, die Contravenienten dieser Ordre anzuzeigen.

Die Soldaten haben sich weiter zur Nachricht dienen zu lassen, daß sie von ihren Quartierwirthen weiter nichts fordern können, als was ihnen nach dem Gesetze zugestanden ist, nehmlich;

täglich:
- Zwey Pfund Brodt, } Wenn beydes nicht aus den
- Ein halb Pfund Fleisch, } Magazinen geliefert wird.
- Gemüse,
- Ein Maaß Bier; hiernächst
- Quartier nebst Heitzung und Licht.

Diejenigen, welche dieser mir von Sr. Fürstl. Durchl. dem Herrn Fürsten von Neufschatel und Valangin General-Major, zugegangnen Ordre zuwider handeln, dürften sich gewärtigen, daß ich, um meiner Pflicht gemäß, Ordnung und gute Mannszucht in hiesiger Stadt und Gegend zu halten, mit der äußersten Strenge gegen sie verfahren werde.

Der Platz-Commandant
Freytag.

Naumburg den 15. November, 1806.

Beilage 4. Proklamation über die Verpflegung der französischen Truppen vom 15. November 1806.

zu erkennen, ist die erste Herrschertugend, es zu heben und zu halten, die zweite. So machte Friedrich der Große den sechsunddreißigjährigen Seydlitz zum Führer seiner Kavallerie und hatte es nicht zu bereuen, denn er siegte durch ihn bei Roßbach und Zorndorf. Einen ebensolchen Herrscherblick hatte Napoleon I. Die er zu Marschällen seiner Armee machte, waren zum mindesten alle gute Soldaten, tapfere, intelligente Generale, einige sogar Feldherren von wirklicher Bedeutung.

In den Oktobertagen von 1806 traten drei von ihnen besonders hervor: Berthier, Lannes und vor allem Davout.

Berthier (Abb. 30), der Sohn eines Ingenieurs, war ein topographisches Talent ersten Ranges, übrigens auch ein tüchtiger Soldat und einer von denen, die schon vor Napoleons Herrschaft einen hohen Rang in der Armee bekleidet hatten. Er war im Jahre 1796, als er den jungen Bonaparte in Italien kennen lernte, Brigadegeneral. Berthier war einer von den Menschen, die Napoleon am besten leiden konnte, denen er auf seine Weise befreundet war. Der Kaiser hielt sehr viel von seinem Organisationstalent und seinen Kriegskenntnissen, und Berthier verdiente das auch, obwohl er die Verpflegung der Truppen nicht ganz einwandfrei vorbereitet hatte. Trotzdem war er selten der Berater, eigentlich immer nur der Handlanger Napoleons. Er hatte die Stellung, die heute der „Chef des Generalstabs" inne hat, aber sie hatte bei Napoleon wenig zu bedeuten, denn der war in Krieg und Frieden sein eigner Generalstabschef. Der Kaiser diktierte „im Zimmer auf und ab gehend und mit unglaublicher Schnelligkeit sprechend", vier Geheimschreibern seine Befehle, und was sie schrieben, mußte Berthier dann ausarbeiten. Das war nicht immer leicht, denn bei der ungemeinen Schnelligkeit, mit der Napoleon arbeitete, liefen manchmal Irrtümer und Widersprüche unter, die zu klären und zu berichtigen waren. Nicht in allen Fällen ist das Berthier gelungen, aber doch sehr häufig. Nur ein Mann von der größten Intelligenz konnte sich in einer solchen Stellung halten, und noch etwas gehörte dazu: Eine unermüdliche, eiserne Arbeitskraft. In den letzten Wochen vor der Entscheidung hat Berthier kaum Zeit gehabt zu schlafen. Denn Napoleon ging im Felde um 7 Uhr abends zu Bett und stand um 12 Uhr in der Nacht wieder auf. Wer also nicht die Gabe hatte, gerade innerhalb dieser Zeit auch seinem Schlafbedürfnisse zu genügen, der konnte nicht „Major-General" des Kaisers sein, wie der offizielle Titel lautete, den Berthier trug. Jedenfalls hat er sich um den glücklichen Verlauf



Abb. 30. Marschall Alexander Berthier (1753—1815). Anonymes Kpfr.

des Feldzuges sehr wesentliche Verdienste erworben. Napoleon wußte wohl, was er an ihm hatte, überhäufte ihn mit Ehren, machte ihn zum Fürsten von Neufchâtel und zum Herzog von Wagram und verheiratete ihn mit einer Prinzessin des Hauses Wittelsbach.

Ebenso wie er gehörte Lannes (Abb. 31) zu den „Freunden" des Kaisers und verdiente das fast noch mehr. Er war ohne Frage einer der tüchtigsten Marschälle des Heeres. Als gemeiner Soldat war er 1796 in die Armee des Generals Bonaparte eingetreten, nachdem ihn, der schon Oberst gewesen war, die Machthaber der Republik verabschiedet hatten. Bonaparte machte ihn nach der ersten Schlacht sogleich wieder zum Regimentskommandeur, und dann stieg er fabelhaft schnell, wurde Marschall und Herzog und behauptete sich stets in der Gunst des Kaisers, bis ihm bei Aspern eine Kanonenkugel beide Beine wegriß. Er war bekannt wegen seiner häufigen und zum Teil merkwürdigen Verwundungen. So traf ihn einmal eine Kugel mitten auf die Stirn, lief unter der Haut bis zum Hinterkopfe und wurde dort herausgeschnitten. Fast in allen Schlachten, an denen er teilnahm, erhielt er eine Verwundung. Ein Wunder war es nicht, denn er war einer der kühnsten Draufgänger der Armee, der die Gefahr suchte und sich überall ins Feuer wagte. Aber er verstand auch, ein Korps klug und umsichtig zu leiten, was er unter anderm bei Saalfeld bewies. Von seiner ganz ungewöhnlichen Geistesgegenwart, die an Napoleons eigne Art erinnert, erzählt der neuste Biograph des Kaisers in seinem Buche „Ringsum Napoleon" ein amüsantes Beispiel: „Im Jahre 1796 stieß Lannes als junger Bataillonschef bei einer Rekognoszierung auf eine 300 Mann starke Abteilung der päpstlichen Reiterei. Selbst hatte Lannes zwei bis drei Offiziere und acht bis zehn Ordonnanzen bei sich.



Abb. 31. Marschall Jean Lannes (1769—1809).
Kpfr. von F. W. Bollinger.

Lannes ritt augenblicklich auf den päpstlichen Offizier los, der seinen Leuten bereits Ordre gegeben hatte, blank zu ziehen und anzugreifen. „Wie dürfen Sie sich unterstehen!" herrschte ihn Lannes an. „Augenblicklich den Säbel in die Scheide!"

„Subito!" erwiderte der Offizier.

„Lassen Sie Ihre Leute absteigen und die Pferde nach meinem Hauptquartier führen!" „Adesso," antwortete der päpstliche Offizier und gehorchte."

Solch prächtige Husarenstückchen waren nun freilich nur den feigen und verlotterten Schlüsselsoldaten gegenüber möglich, ein preußischer Rittmeister hätte auf eine derartige Aufforderung nicht mit Subito und Adesso geantwortet. Aber auch vor dem stärksten Feinde und in den heißesten Bataillen bewährte sich Lannes als ein guter und tapferer Soldat.

Weit bedeutender indessen als Berthier und Lannes war Davout (Abb. 32). Der war nicht bloß ein guter Soldat, er war ein Feldherr, als selbständiger Heerführer die erste Kraft, die Napoleon unter seinen Marschällen besaß. Er war ein harter Mensch, den eignen Soldaten gegenüber streng, wenn auch gerecht, dem Feinde gegenüber roh und grausam. Im deutschen Volke lebt sein Name fort, verhaßter und fluchbeladener als irgend ein anderer Name, der Vandammes vielleicht ausgenommen, als des Quälers und Peinigers der Freien Stadt Hamburg. In seiner herben, verbissenen Strenge glich er dem General York auf preußischer Seite, aber sonst muß man sich allerdings hüten, die beiden Männer in einem Atem zu nennen. Denn während Yorks Ehrenschild im hellsten Glanze strahlt, befleckte Davout den seinen nicht nur durch Grausamkeit, sondern auch durch niedrige Habsucht. Er raubte und stahl wie ein Rabe, kein anderer Marschall hat sich so zu bereichern gewußt, wie er. Lannes war in seiner Jugend Färberlehrling und Ney war eines Böttchers Sohn, aber beide waren anständige, ehrenhafte Männer. Davout war von altem Adel und doch eine ganz gemeine Natur. Napoleon liebte ihn persönlich gar nicht und kannte seine Fehler sehr gut, aber trotzdem drückte er beide Augen zu, ja er überhäufte ihn noch mit Geschenken und Reichtümern. Denn was fragte er nach der Person? Der Mensch Davout mit seinen Schwächen war ihm gleichgültig, der Marschall Davout mit seinem großen Führertalent unentbehrlich. Er leistete außerordentliche Dienste, dafür wurde er außerordentlich belohnt, und wohl nie hat Davout seinem Kaiser einen solchen Dienst geleistet, wie im Herbstfeldzuge 1806, wo er als Führer eines vereinzelten französischen Korps die ganze preußische Hauptarmee schlug. Ist das auch nur



Abb. 32. Marschall Louis Nicolas Davout (1770—1823). Anonymes Kpfr.

erklärlich durch die schweren Fehler und die unglaublich zerfahrene Führung auf gegnerischer Seite und durch die tödliche Verwundung des Herzogs von Braunschweig am Anfang der Schlacht, so ist ein Sieg über eine doppelte Übermacht doch auf jeden Fall eine glänzende Leistung. Napoleon hatte wahrlich alle Ursache, den Mann, dem das gelungen war, fürstlich zu belohnen.

Die übrigen Marschälle treten weniger hervor. Augereau und Soult (Abb. 33) zeigten sich in der Schlacht bei Jena tapfer und geschickt in der Ausführung der kaiserlichen Befehle. Ney erhielt erst nach der Schlacht bei der Verfolgung die rechte Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da sein Korps nur zum Teile noch auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte. Von Murat gilt das Gleiche. Bernadotte kam erst an, als alles vorüber war. Napoleon hat später geäußert, daß damals jedes Kriegsgericht den Marschall zum Tode durch die Kugel verurteilt haben würde. Warum er ihn nicht vor ein Kriegsgericht stellte, warum er auch später mehrmals noch solche Zweideutigkeiten Bernadottes sich gefallen ließ, bleibt rätselhaft. Wer es damit erklären will, daß der Marschall als Gemahl einer Jugendgeliebten Napoleons beim Kaiser in unerschütterlicher Gunst gestanden habe, traut Napoleon eine Gemütswärme zu, die er sicher nicht besaß. Viel näher liegt der Gedanke, daß der Kaiser sich an Bernadottes anderweit bewiesene Kunst und Bravour erinnerte, noch gute Dienste von ihm erwartete und ihn deshalb nicht fallen ließ.



Abb. 33. Marschall Nicolaus Jean de Dieu Soult (1769—1815).
Kpfr. von Nordheim nach Gerard.

Alles in allem gewinnt man bei der Betrachtung des Napoleonischen Heeres doch unbedingt den Eindruck, daß es vor der preußischen Armee in jeder Hinsicht den Vorzug verdient. Die Ausrüstung und die Bewaffnung war besser, die Soldaten wirklich für den Felddienst ausgebildet, die Führung einheitlich, die Unterführer tüchtiger als alle selbständigen Generale des preußisch-sächsischen Heeres. An Entschlußkraft war ein Mann wie der Herzog von Braunschweig Leuten wie Lannes oder Davout gar nicht zu vergleichen, Hohenlohe ebensowenig.

Dazu muß man sich erinnern, welch unermeßliche Hilfsmittel dem Kaiser zu Gebote standen, dieses Heer jederzeit zu vermehren und zu ergänzen. Frankreich erstreckte sich bis an den Rhein, umfaßte das heutige Belgien, einen Teil der Schweiz und Italiens. Der andere Teil Italiens und Holland waren französische Vasallenstaaten. Überall gebot der Wille des einen Mannes, denn die konstitutionellen Formen waren nur zum Scheine da. Ein Federstrich von ihm stellte Zehntausende unter die Waffen. Frankreich war ein genau so absolutistisch regierter Staat wie das alte Preußen, der große Unterschied bestand nur darin, daß in Paris der Mann vorhanden war, der zu dem Systeme paßte, während er in Berlin seit 1786 fehlte.

Ganz außerordentlich wurde die gebietende militärische und politische Stellung Napoleons besonders Preußen und Österreich gegenüber verstärkt durch den Rheinbund. Seine Stiftung ist eins der Meisterwerke der Napoleonischen Staatskunst, die zeigt, wie richtig der große Rechner die Seelen der Menschen im allgemeinen und die der deutschen Kleinfürsten im besondern zu taxieren verstand. Die volkreichen und gesegneten Gegenden Süddeutschlands mußten viele und brauchbare Soldaten liefern, so kalkulierte er, Soldaten, die sich für ihn als vorzügliches Kanonenfutter verwenden ließen. Dazu mußten aber die geistlichen Fürsten, die Reichsstädte und Reichsdörfer, die sämtlichen winzigen Duodezfürsten verschwinden und einigen größern Ländergebieten Platz machen. Die konnten dann kleine Armeen bilden und waren somit bündnisfähig für ihn. Erhielten sie den Raub aus seiner Hand, so waren sie unauflöslich an ihn gefesselt, denn sein Fall konnte ihnen die neuerworbenen Besitzungen wieder entreißen.

Aus diesem sehr richtigen Gedankengange heraus gestattete Napoleon 1803 und noch einmal 1806 einer Reihe von deutschen Fürsten, ihre Mitstände zu berauben. Der erste Raubzug wurde noch mit dem Titel „Entschädigungen für die linksrheinischen Verluste" motiviert, beim zweiten genierte man sich überhaupt nicht mehr, „les circonstances" geboten ihn, damit basta. Napoleon hat sich dabei auch in keiner Weise getäuscht, jeder versuchte so viel zu erschnappen, als ihm nur irgend bewilligt wurde. Einige fanden sich schwer in die neue Ordnung der Dinge, wie der alte ehrenwerte Karl Friedrich von Baden, die meisten aber griffen mit beiden Händen zu und waren voll des Jubels, daß sie nun die volle Souveränität erlangen sollten und in ihren Ländern als absolute Herren schalten durften. Wohl der schlimmste unter ihnen war der gescheite, aber überaus bösartige Friedrich von Württemberg. Der hob sofort die alte ständische Verfassung seines Landes auf, „als in die itzige Zeit nicht mehr passend", und regierte wie sein Oheim Karl Eugen, der Kerkermeister Schubarts und Verfolger Schillers, in den Jahren, da er in seiner Sünden Blüte stand.

Viel besser fuhr Bayern. Es wurde nicht nur außerordentlich vergrößert, es wurde recht eigentlich erst in die Reihe der Kulturstaaten eingeführt. Eine entsetzliche Stickluft pfäffischen Aberglaubens hatte dort alles geistige Leben verkümmern lassen, das Volk lebte in gemütlicher Roheit und tiefster Unwissenheit bei seinen Maßkrügen dahin, die größte Sittenverderbnis herrschte in allen Kreisen, in der Verwaltung und Rechtspflege bestanden die schreiendsten Mißstände. Wenn die Memoiren des Ritters von Lang auch

nur zur Hälfte die Wahrheit reden — und sie sind in nicht allen, aber in sehr vielen Punkten zuverlässig —, so stand das Land etwa auf der Kulturhöhe des heutigen Serbien. Das wurde nun anders. Der König Max Joseph freilich war nicht der Mann, etwas zu ändern und zu bessern, er kümmerte sich weder um die Staatsgeschäfte, noch sonst um irgend etwas Ernsthaftes. Aber sein kluger, harter Minister Montgelas, ein kühl überlegener Freigeist der Voltairischen Schule, schuf Bayern wenigstens halbwegs zu einem modernen Staate um und machte der Pfaffenherrschaft für einige Zeit ein Ende. Dabei schlug er manchmal daneben, fuhr über das Ziel hinaus und vernichtete auch Lebensfähiges und Gesundes zugleich mit dem Überlebten, aber im ganzen bedeutet sein Wirken für Bayern eine Epoche des mächtigsten Aufschwungs und des kulturellen Fortschrittes. Kein anderes Land hat so durch die Rheinbündelei profitiert wie Bayern.

Am meisten profitierte freilich Napoleon. Er hatte einen gewaltigen Machtzuwachs erlangt. Die neuen Bundesgenossen waren ganz und gar nichts anderes als seine ergebenen, alleruntertänigsten Vasallen. Sie leisteten gern und willig dem fremden Protektor alles, was sie ihrem Reichsoberhaupte nie geleistet hatten, jeder seiner Wünsche war ihnen Befehl, seine Briefe an sie begannen mit „il faut“ und endigten mit „il faut“. Ihre Truppen kämpften für ihn, wohin er sie auch führte, und erwiesen sich als treffliches Material, und ihre Länder gaben ihm eine Stellung, von der aus er Österreich bedrohen und Preußen in die Flanke fallen konnte.

Von Süddeutschland aus hat er dann auch den Krieg begonnen, der ihn über Jena nach Berlin führte.

Preußens Politik vor dem Feldzuge von 1806

So standen denn die Dinge verzweifelt ungünstig für Preußen, als es sich im Hochsommer 1806 entschloß, eine Entscheidung durch die Waffen herbeizuführen. Das Heer unkriegerisch geworden, schlecht ausgebildet und erbärmlich ausgerüstet, der Staat ein mächtig angeschwollner, aber vielfach kranker, schwerfälliger Körper ohne einheitliche Regierungsform, die Führer in keiner Weise dem gewaltigen Geiste gewachsen, der ihnen gegenüberstand. Dazu kam die ganz außerordentliche numerische Übermacht der Franzosen. „Es ist Europa kein Geheimnis," schrieb Napoleon an den König, „daß Frankreich dreimal so bevölkert ist, wie die Staaten Ew. Majestät." Selbst wenn man den Krieg mit Anstrengung aller Kräfte und mit der größten Tatkraft führte, war ein Sieg oder wenigstens ein halbwegs ehrenvoller Friede nur dann denkbar, wenn es gelang, Bundesgenossen gegen den übermächtigen Feind zu gewinnen. Napoleon hatte Österreich geschlagen und gedemütigt, hatte mit dem Zaren nach Austerlitz noch nicht Frieden geschlossen, befand sich dazu in fortwährendem Kriege mit England. Wie kam es, daß man die Subsidiengelder des reichen Inselvolkes entbehren mußte, daß Österreich untätig beiseite stand, daß nur Rußland, und auch das nur matt und lau, mit Preußen in den großen Kampf eintrat?

Eine Erklärung für das alles, und allerdings eine sehr verständliche Erklärung, erhält man, wenn man die Politik Preußens in den letzten fünfzehn Jahren vor 1806 überblickt.

Im April des Jahres 1792 erklärte Frankreich dem „römischen Kaiser deutscher Nation" Franz II. den Krieg. Die Männer der Revolution zwangen den armen Schattenkönig Louis XVI., die Kriegserklärung an seinen Neffen selbst zu unterzeichnen. Sie wollten dadurch dem Ansehen des Königtums einen tödlichen Stoß versetzen, den König ganz beseitigen und die Republik aufrichten, die revolutionären Ideen auch über die Nachbarländer verbreiten, durch Brandschatzungen die leeren Staatskassen füllen und Frankreichs Grenzen bis an den Rhein ausdehnen. Sie zweifelten nicht im geringsten daran, daß ihr fanatisiertes Volksaufgebot die Soldknechte der Tyrannen schlagen würde, und nach ihrer Meinung mußte jedes Nachbarvolk sich glücklich schätzen, wenn es dem Gebiete der großen, erhabenen, freien Republik Frankreich aus Gnaden einverleibt wurde.

So begann ein neues Zeitalter großer Kriege durch einen frevelhaften Angriff der

ruchlosen Freiheitshelden von Paris. Dreiundzwanzig Jahre hindurch ist von da an Europa nicht wieder zur Ruhe gekommen.

Preußen war durch einen festen Vertrag zur Waffenhilfe für Österreich verpflichtet. Auch war dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Bischoffwerder und einigen französischen Emigranten der Gedanke eingeflößt worden, die Demütigung des bourbonischen Königtums sei eine Schmach für alle Fürsten Europas, und er sei berufen, diese Schmach zu rächen. Solche Ideen entsprachen ganz der unklaren, phantastisch-ritterlichen Natur des Königs und wurden von ihm begierig aufgegriffen. Aber bei alledem wollte er doch nur dann das Schwert ziehen, wenn ihm der Krieg einen Zuwachs an Land und Leuten brächte. Soeben hatten die Russen den größten Teil Polens besetzt. Wollte man den moskowitischen Bären die riesige Beute nicht allein verschlingen lassen, so war eine Teilung des unglücklichen Landes notwendig. Darum forderte Friedrich Wilhelm, Österreich solle ihm behilflich sein, Posen zu gewinnen. Auch solle es gestatten, daß sich Preußen die Länder am Rhein einverleibe, die Brandenburg im Jahre 1614 an Pfalz-Neuburg hatte abtreten müssen, das Herzogtum Jülich und die Grafschaft Berg. Dagegen wollte der König gestatten, daß Österreich Bayern in Besitz nehme. Das Haus Wittelsbach sollte dafür in Belgien entschädigt werden.

Die Erwerbung Bayerns war ein alter Traum der Habsburger, wie oft hatten sie schon den Versuch gemacht, Belgien, das sich von Wien aus so schwer regierte, gegen das angrenzende Bayern auszutauschen! Joseph II. war fast soweit gewesen, den Plan zu verwirklichen, da war ihm der große König in den Arm gefallen. Friedrich wußte wohl, wie übermächtig Österreich dadurch in ganz Süddeutschland werden mußte und hatte selbst einen Feldzug nicht gescheut, um das Haus Wittelsbach vor der Ländergier der Wiener Hofburg zu schützen. Sein Neffe hatte weniger staatsmännische Einsicht und war bereit, die Wittelsbacher zu opfern. Es war ein widerwärtiger Schacher um Länder, die keinem von beiden gehörten, und im Kleinen ganz dieselbe Sache, die Napoleon später im Großen betrieb. Bedenkt man das, so wird man sich kaum noch wundern, daß Bayern später Schutz bei Frankreich suchte. Es war ja keinen Augenblick sicher davor, von Österreich verschlungen zu werden. Übrigens wurde aus dem saubern Handel nichts, denn die Ländergier des gottseligen Erzhauses wurde mit einem Male so groß, daß es nicht nur Bayern verlangte, sondern auch noch das preußische Ansbach-Bayreuth. Darüber ward der König so entrüstet, daß er die Verhandlung über diese Dinge abbrach.

Gleichwohl zogen nun die beiden Mächte, die sich gegenseitig nicht über den Weg trauten, miteinander in den Krieg. Hätten sie ihn tatkräftig geführt, so wäre ihnen der Sieg ganz sicher gewesen. Denn die französischen Heere waren vor der Hand nichts anderes als zuchtlose, undisziplinierte Gewalthaufen, denen die preußischen Truppen trotz aller ihrer Schwerfälligkeit weit überlegen waren. Aber der Oberbefehl der ganzen verbündeten Armee lag in den Händen des Herzogs von Braunschweig, und der „Fabius Kunktator im Zopf" verdarb alles. Er ließ zwar ein überaus heftiges und leidenschaftliches Manifest ausgehen, worin er den Franzosen die Vernichtung ihrer Hauptstadt androhte, aber er erbitterte dadurch nur den reizbaren Nationalstolz des französischen Volkes

und erreichte im übrigen gar nichts. Denn seine Taten standen mit den großen Worten nicht im Einklang. Es wurden einige Festungen erobert, das preußische Heer drang ein gutes Stück in Frankreich ein, aber als der Braunschweiger am 20. September bei Valmy auf das Revolutionsheer unter Kellermann stieß, begnügte er sich mit einer tagelangen Kanonade auf die feindliche Höhenstellung und griff nicht an. Die französischen Führer haben später selbst eingestanden, daß ihre Lage sehr gefährlich gewesen sei, der Sieg war den Preußen fast ganz gewiß, aber der Zauderer von Braunschweig gab den Befehl zum Rückzug. Goethe, der sich mit seinem Herzog Karl August im Lager befand, sagte bekanntlich am Abend zu einigen preußischen Offizieren: „Am heutigen Tage beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte.“ Er hat sich damit als guter Prophet erwiesen. Noch konnte man die Revolution bändigen, Paris nehmen und der Welt die Ruhe wiedergeben, aber der große Moment wurde versäumt.

Die verbündeten Truppen zogen sich zurück, und der Feldzug des Jahres 1792 war zu Ende. Die Franzosen dagegen drangen vor, eroberten Belgien und Savoyen. Die Reichsfestung Mainz öffnete ihnen freiwillig die Tore. Der Kurfürst-Erzbischof entfloh mit seinem ganzen Hofe sogleich, als es kund ward, daß der General Custine mit einem Heere im Anmarsch sei. In der Stadt besaßen die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schon längst eine Menge begeisterter Verehrer in den sogenannten Klubbisten, die in den heranziehenden Franzosen Brüder und Befreier erblickten und das ganze Volk mit ihrem Enthusiasmus ansteckten und aufregten (Abb. 34). Wie ein Sieger ward Custine empfangen, Männer und Frauen zogen ihm mit Kränzen und Laubgewinden entgegen, Freiheitsbäume wurden aufgepflanzt, das Volk tanzte um sie herum und sang die Carmagnole. Überall sah man die roten Jakobinermützen auf den Köpfen, aber das ganze lärmende Treiben war doch nur von einigen begeisterten Hitzköpfen in Szene gesetzt, die große Masse der Bevölkerung hatte kein Verständnis für die Revolution. Als der französische General die Zünfte befragte, welche Konstitution nun in Mainz herrschen solle, da erwiderten die Lohnkutscher: „Keinen Brückenzoll wollen wir mehr bezahlen, sonst mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will,“ und die Perückenmacher faßten ihre Umsturzgedanken in dem klassischen Beschlusse zusammen: „Wir wollen bis auf 35 aussterben, und unser Meister Krebs soll Ratsherr sein.“ Das Volk der Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches war für eine Republik weder reif noch besonders eingenommen. Auch war die Herrlichkeit der „rheinischen Republik“ von sehr kurzer Dauer. Die Preußen rückten schon im März vor die Festung, und einige Monate später mußte Mainz kapitulieren; der Kurfürst kam wieder, und mit ihm kamen seine Maitressen, Hofdamen, Kammerjungfern, Köche und Kapaunenstopfer, wahrscheinlich auch die Amme, die der Ritter von Lang im Jahre 1790 im Gefolge des geistlichen Oberhirten gesehen hatte. Es kam auch wieder sein Obristhofmeister, „der die Bücklinge der Bürgerlichen durch eine eigentümliche Bewegung mit den Augenwimpern zu erwidern pflegte“. Kurz, die ganze Pracht des pfäffischen Kleinfürstentums kehrte zurück, und ebenso fanden sich die in der Nähe wohnenden Herren und Dynasten wieder ein. „Unter dem Schutze der preußischen Waffen stellten sie unbelästigt allen Unfug der Kleinstaaterei wieder her, deren rettungs-



Abb. 34. Ball der Freyheit und Gleichheit zu Mainz. Anonymes Kpfr. 1792.

lose Verderbnis man doch in Berlin wohl kannte." Der Kurfürst hatte die köstliche Naivität, seine Untertanen zu ermahnen, etwaige revolutionäre Grundsätze sogleich zu beichten und sich dann genau nach dem Rate der Beichtväter zu richten.

Die preußischen Staatsmänner schämten sich übrigens schon längst, daß sie für die Wiederherstellung solch überlebter Staatsgebilde kämpften. Sie hatten die Säkularisation der geistlichen Staaten am Rheine ernstlich ins Auge gefaßt, aber Österreich widersprach, und so mußte sie unterbleiben.

Inzwischen waren Dinge von der höchsten Bedeutung geschehen, im Westen wie im Osten. Die Franzosen hatten ihren König abgesetzt und hingerichtet und die Republik erklärt. Polen war zum zweitenmal geteilt worden. Beides ward für die Kriegsführung am Rhein verderblich. Die Schreckensmänner in Paris wußten riesige Menschenmengen gegen die Bedränger Frankreichs aufzubringen, so daß ein wirklicher Sieg über das aufgewühlte Land nur dann möglich war, wenn beide Verbündete ihre ganze Kraft einsetzten. Das wollte und das konnte keine der beiden Mächte. Preußen konnte seine östliche Grenze, die neuerworbenen polnischen Provinzen, nicht von Truppen entblößen, um mit gesamter Macht im Westen Krieg zu führen. Es mußte vielmehr gegen Rußland sehr auf seiner Hut sein, denn die Zarin Katharina II. hatte zwar den Löwenanteil bekommen, empfand es aber sehr übel, daß sie nicht den ganzen Raub allein davongetragen hatte und war auf Preußen voller Neid und Groll. Kaiser Franz nun vollends barst beinah vor Wut und Eifersucht über den Verbündeten, der einen so großen Landerwerb mühelos eingesteckt hatte. In Wahrheit war freilich der polnische Ländergewinn nicht ein Vorteil für Preußen, sondern eine fürchterliche Last. Es hatte sich nicht mit dem begnügt, was es zur Abrundung seiner Grenzen brauchen konnte, es hatte außerdem einen mächtigen Fetzen rein polnischen Gebietes an sich gerissen. Was wollte es nun anfangen mit einem Gebiete, das nur Geld kostete und nichts einbrachte, das man schützen mußte, ohne dort Rekruten ausheben zu können? Aber wenn man das in Berlin nicht einsah, wie hätte man's in Wien begreifen können? Die Politik des frommen Erzhauses hatte ja von jeher darin bestanden, so viele Länderteile wie nur irgend möglich zusammenzubringen, ganz einerlei, ob sie zueinander paßten oder nicht. Die Wiener Diplomaten erblickten demnach in dem Länderzuwachs Preußens eine höchst gefährliche Verstärkung des alten Rivalen, und zugleich sahen sie sich um jeden Gewinn geprellt. Hätten sie im vergangenen Jahre nicht zuviel auf einmal verschlingen wollen, so wäre ihnen Bayern, dieser schöne, fette Bissen, ganz gewiß nicht entgangen. Jetzt aber erklärte Preußen, es werde eine Einverleibung Bayerns nur dann dulden, wenn das Haus Wittelsbach zustimme. Das stimmte nicht zu, und so mußte der Tausch unterbleiben.

Darüber war Österreich um so mehr erbittert, als sich Belgien, das es nicht los werden konnte, immer schwieriger halten ließ. Denn es wollte den verbündeten Heeren nichts recht glücken, sie lähmten und belauerten sich gegenseitig. Zwar wurde die Koalition gegen die Republik im zweiten Kriegsjahre anscheinend sehr verstärkt durch den Hinzutritt Englands, Hollands und Sardiniens. Aber das Sprichwort, daß viele Köche den Brei verderben, bewährte sich auch hier. Belgien und Mainz wurden zurückerobert, und ein Sieg der

Preußen bei Kaiserslautern ward erfochten, sonst geschah fast nichts. Jeder wollte etwas anderes, deshalb konnte keiner etwas ausrichten. Als das Jahr 1793 zu Ende ging, stand man so ziemlich auf dem alten Flecke.

Genau so ging es im folgenden Jahre, oder eigentlich noch viel schlimmer. Die Preußen siegten zweimal noch bei Kaiserslautern, vollbrachten auch sonst manche rühmliche Tat, aber als im Herbste 1794 die Österreicher Belgien in einem übereilten Rückzuge verließen, konnten auch sie das linksrheinische Land nicht mehr halten, sondern mußten sich gleichfalls zurückziehen.

Nunmehr verweigerte England die weitere Zahlung der Hilfsgelder, weil Preußen einen zu selbständigen Willen gezeigt und nicht einfach das getan hatte, was die Geldmänner an der Themse befahlen. Niemand freute sich darüber mehr als der biedere Kaiser Franz und sein neuer Minister Graf Thugut, der Preußen von Grund des Herzens haßte und nichts lieber sah, als daß dem verwünschten Verbündeten rechte Schwierigkeiten und Verlegenheiten erwuchsen. Eine sehr ernste Verlegenheit war nun allerdings die englische Absage für Preußen, aber nur deshalb, weil man in Berlin keinen vernünftigen Entschluß fassen konnte. Man wollte den Pelz waschen, aber ihn ja nicht naß machen, man wollte Krieg führen, aber das Volk sollte es womöglich gar nicht merken, daß die Heere seines Königs sich schlugen. Das Land, das eines dreißigjährigen Friedens genossen hatte, mußte ja die Last eines Krieges tragen können. Aber weder der König noch seine Räte wollten die Kräfte des Landes ernstlich anspannen, zumal da der Krieg mit jedem Tage unpopulärer wurde. Die Offiziere und Soldaten schimpften und fluchten darüber, daß sie gezwungen wurden, mit den Österreichern gemeinsam zu fechten. Das Volk fragte sich, warum man denn eigentlich Krieg führe, warum man den Verbündeten die Kastanien aus dem Feuer holen solle, um nichts als Undank und Haß dafür zu ernten. Die Friedenspartei ward immer mächtiger. Nur der König wollte seinen royalistischen Träumen nicht entsagen und hatte zugleich das sehr richtige Gefühl, daß dort am Rheine für die höchsten Lebensinteressen seines Staates gekämpft werde.

Da zwang eine ungeheuerliche Perfidie der Wiener Hofburg den unentschlossenen Fürsten zum Frieden mit Frankreich. Im März 1794 hatte sich nämlich Polen unter Führung Kosciuszkos zum Verzweiflungskampfe um seine Freiheit erhoben. Erst im November des Jahres wurde der Aufstand erstickt, und zwar waren es die Russen unter Suworow, denen die Bewältigung der Polen unter ungeheuern Blutopfern gelang. Die Preußen hatten wieder den rechten Augenblick, wo sie die polnische Revolution niederschlagen und sich selbst den Hauptteil der Beute sichern konnten, ungenützt verstreichen lassen. Immerhin hatten sie wacker mitgeholfen, während Österreich gar nichts getan hatte und nun doch den Siegespreis mit begehrte. Gerade die Gebiete wollte es auch haben, die Preußen für sich verlangte und zur Sicherung seiner Grenzen verlangen mußte, und um seine Forderungen durchzusetzen, schloß es im Anfang Januar 1795 mit Rußland einen geheimen Bund gegen seinen bisherigen Alliierten.

Diese ganz ungewöhnliche Niedertracht erfuhr man in Berlin freilich erst später, allein man wußte auch ohnedies genug. Die Truppenanhäufungen in Böhmen zeigten deutlich,

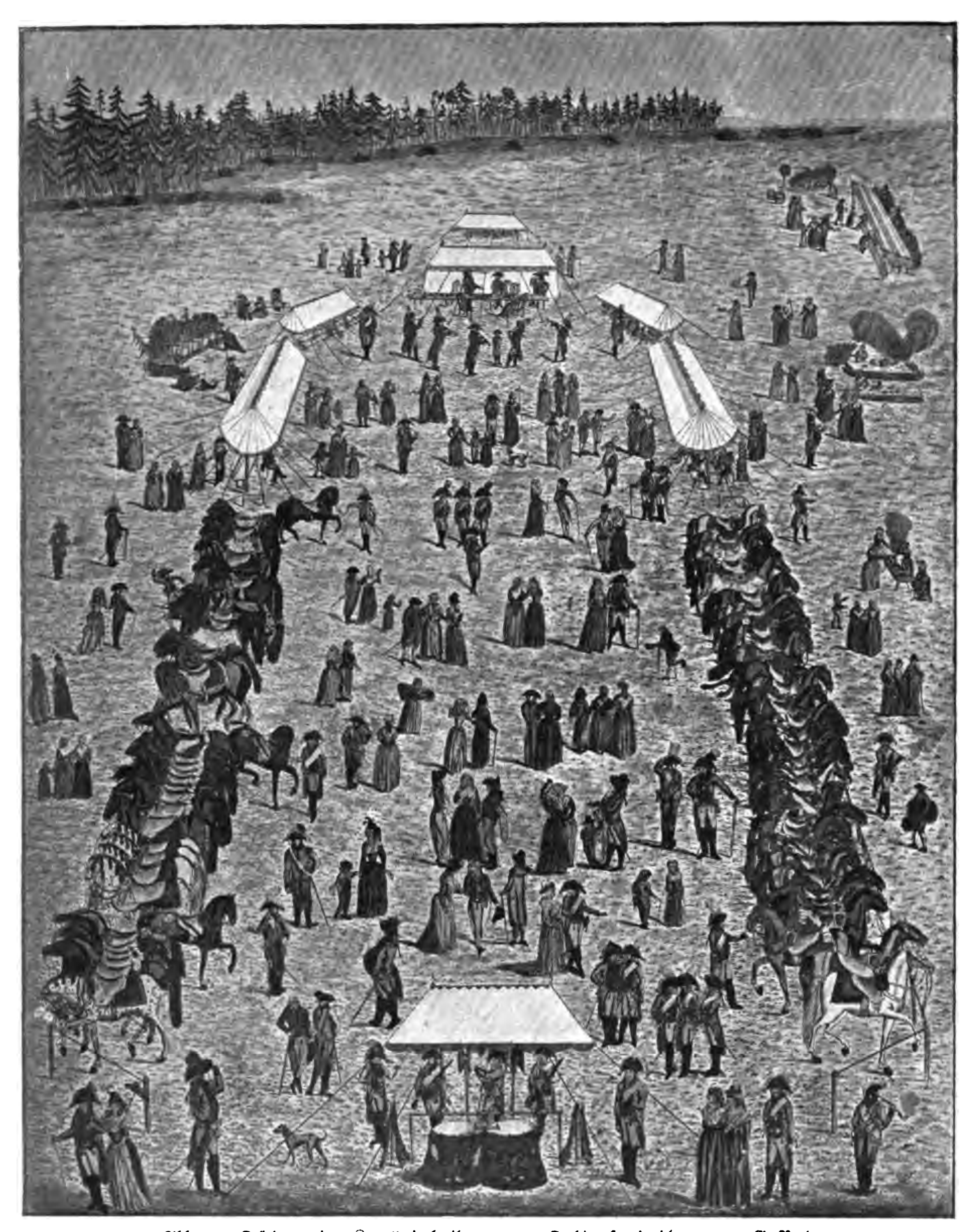


Abb. 35. Feldlager einer Kavallerieabteilung 1795. Farbige Handzeichnung von G. Roth.

wessen man sich vom Kaiser Franz zu versehen hatte. So von Österreich verraten, von Rußland bedroht, mit England zerfallen, blieb dem Könige gar nichts anderes übrig, als mit der französischen Republik Frieden zu machen. Er wurde am 5. April 1795 in Basel geschlossen und war das Fazit, das Friedrich Wilhelm II. aus allen den Fehlern, Halbheiten und Torheiten seiner bisherigen Regierung zog. Preußen gab das linke Rheinufer preis, auch seine eigenen clevischen Gebiete. Gelang es den Franzosen, gegen die Österreicher die Rheingrenze zu behaupten, so sollte Preußen mit dem Bistum Münster entschädigt werden. Ganz Norddeutschland wurde für neutral erklärt.

Klarer konnte allerdings Preußen nicht dokumentieren, daß die Zeiten des großen Friedrich vorüber seien, daß man aufhören wolle, in Europa eine entscheidende Rolle zu spielen. Von Frankreich wurde es von nun an verächtlich behandelt, denn die Machthaber in Paris hatten gesehen, was sich die preußische Friedensseligkeit bieten ließ. Die übrigen Mächte betrachteten es mit tiefem Mißtrauen, denn sie hielten es für einen geheimen Freund der französischen Republik. Ein außerordentliches Sinken des preußischen Ansehens war die Folge des Baseler Friedens.

Aber das Volk war glücklich, daß es wieder Ruhe hatte. Auch der König gab sich zufrieden, besonders nachdem Preußen in der dritten Teilung Polens eine haltbare militärische Grenze im Osten und eine neue Landvergrößerung erlangt hatte. Er und die Mehrzahl seiner Untertanen waren schließlich der Meinung, daß Preußen glänzender dastehe als unter Friedrich dem Großen. In der Tat war das Königreich riesig gewachsen, die Eroberung Schlesiens konnte, äußerlich betrachtet, als ein geringer Gewinn erscheinen neben der gewaltigen Masse von Land, die der Staat unter Friedrich Wilhelm II. sich angegliedert hatte. Aber außer Ansbach und Bayreuth und 4—500 Quadratmeilen im Osten war es ein wertloser Besitz, und als der König im November 1797 starb, hinterließ er seinem Sohne ein Land, das schwer zu regieren und von seiner Großmachtstellung fast schon herabgesunken war.

Friedrich Wilhelm III. war nicht der Mann, den Staat auf seine alte Höhe wieder hinaufzuführen. Er hatte fast überall und nun ganz besonders in der äußeren Politik eine unglückliche Hand. Er wollte ein Friedensfürst sein, verabscheute den Krieg und pries sich glücklich, daß Preußen wie eine Insel des Friedens mitten im Wirrwarr der streitenden Mächte lag. Am Rhein, in Süddeutschland und in Italien kämpften die Österreicher mit den Franzosen, erst siegreich, dann mit wechselndem Glücke, endlich entschieden unglücklich, da in dem jungen General Napoleon Bonaparte der Republik ein Heerführer erstand, der selbst dem besten der kaiserlichen Feldherrn, dem Erzherzog Karl, weit überlegen war. In einer Reihe glänzender Siege warf er die österreichischen Heere, fiel ohne jeden Grund über die Republik Venedig her und brachte sie in seine Gewalt und bot dann den Österreichern den größten Teil des eroberten Landes an, wenn sie Mantua und Mailand an Frankreich abtreten wollten. Belgien und Mainz sollten gleichfalls der Republik einverleibt werden, dafür sollte Österreich Bayern bis zum Inn und das Hochstift Salzburg seiner Landeshoheit unterwerfen. Den Breisgau sollte der Herzog von Modena, ein Verwandter des Wiener Erzhauses, als Entschädigung für seine italienischen Besitzungen erhalten.

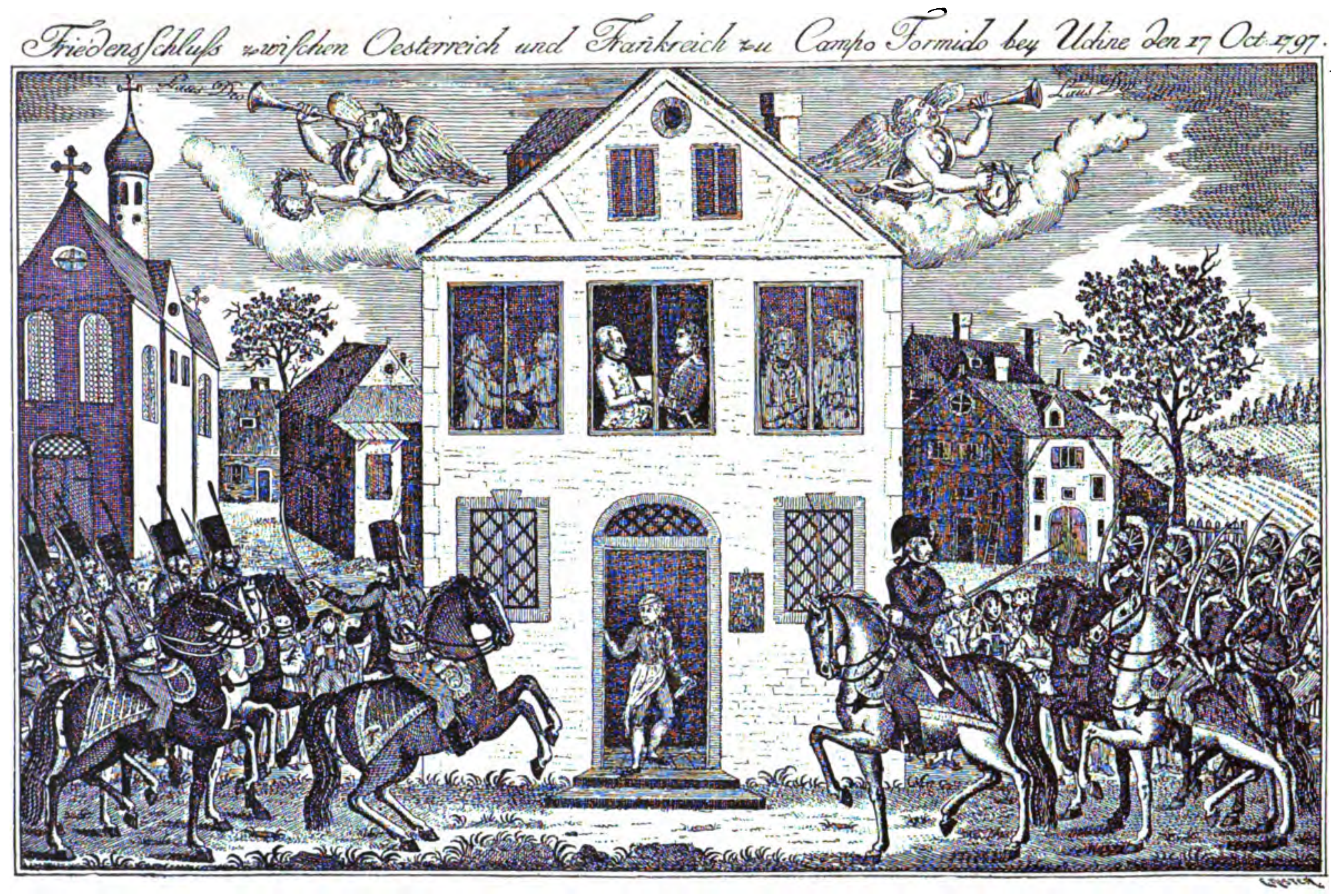


Abb. 36. Darstellung des Friedensschlusses zu Campo Formio am 17. Oktober 1797. Gleichzeit. Kpfr.

Die Österreicher griffen mit beiden Händen zu. Der schlaue Thugut begriff sofort, daß der Sperling in der Hand mehr wert sei als die Taube auf dem Dache. Es war ja schade, daß man dem Hause Wittelsbach nur einen Teil seines Gebietes entreißen durfte, aber es war doch besser als nichts, und vielleicht gelang es mit Gottes Hilfe im Laufe der Zeit, auch den anderen Teil für die apostolische Majestät in Wien zu rauben. Jedenfalls waren die in der Nähe gelegenen schönen Länderstücke für Österreich wertvoller als die entlegenen Gebiete, die man erst wiedererobern mußte und deren man nie sicher war. So kam auf Grund der Anträge Bonapartes am 17. Oktober 1797 der Friede von Campo Formio (Abb. 36) zustande. Der Erbe der katholischen Ferdinande beraubte nicht nur kaltblütig mit Hilfe eines fremden Eroberers das altverbündete Bayern, sondern gab auch durch Einverleibung eines der vornehmsten Hochstifte des Reiches das Signal zur Einziehung der Kirchengüter, zur Depossendierung der geistlichen Fürsten und Prälaten.

Darauf wurden die deutschen Fürsten und Städte nach Rastatt zu einem Kongresse entboten, um dort die Verhältnisse des deutschen Reiches zu regeln. Anfänglich wurden die Verabredungen von Campo Formio geheim gehalten, bald aber traten die französischen Gesandten mit dem Anspruche auf das ganze linke Rheinufer hervor. Sollten die französischen Wünsche befriedigt werden, dann mußte man die Fürsten, die auf dem linken Rheinufer ihre Besitzungen verloren, auf Kosten der geistlichen Territorien entschädigen. Auch Preußen mußte dann eine Entschädigung erhalten, und eben das wollte Thugut hintertreiben. Schon während des Krieges hatte er die Vermittlungsanträge des Berliner Kabinetts brüsk und vornehm abgewiesen. Er behandelte die Monarchie Friedrichs des Großen wie eine Macht zweiten Ranges, und der König ließ sich das ruhig gefallen. Auch jetzt fand er nicht den raschen Entschluß, durch schnelle Säkularisation der geistlichen Gebiete in Deutschland sich und seinem Staate einen entscheidenden Einfluß zu sichern. Einer seiner Staatsmänner legte ihm den Plan zwar nahe, aber wie hätte sich Friedrich Wilhelm III. zu einem so gewaltsamen Schritte aufraffen können! Er suchte eine Vergrößerung seines Staates durch friedliche Unterhandlungen mit den Franzosen zu gewinnen, mit anderen Worten: Preußen buhlte ebenfalls um die Gunst der Fremden, wie Baden und Bayern und alle die Kleinen und Kleinsten auch.

Indessen wurde der ganze Länderschacher zu Rastatt unterbrochen und vertagt durch den Wiederbeginn des Krieges. Den Österreichern war die Bereitwilligkeit Frankreichs zur Säkularisation der geistlichen Gewalten sehr widerwärtig. Wenn die drei rheinischen Kurfürsten aufhörten zu existieren, so konnte der Kaiser Franz die Krone Karls des Großen nur gleich in die Rumpelkammer werfen, wohin sie ja freilich von Rechts wegen längst gehörte. Auch sonst geschahen bedenkliche Dinge. Französische Truppen überfielen die Schweiz, stürzten die alten überlebten Stadtregimenter und errichteten die Republik Helvetia. Der Widerstand der Waldstädte ward blutig und grausam niedergeschlagen. Dann wurde der Kirchenstaat in eine römische, das Königreich Neapel in eine parthenopäische Republik umgewandelt, nachdem der lasterhafte Bourbonenkönig Ferdinand und seine noch lasterhaftere Gemahlin von den Franzosen verjagt worden waren. Alle diese Republiken, auch die schon früher in Holland errichtete batavische Republik, waren



Abb. 37. Der Rastatter Gesandtenmord. Stich von Berthault.

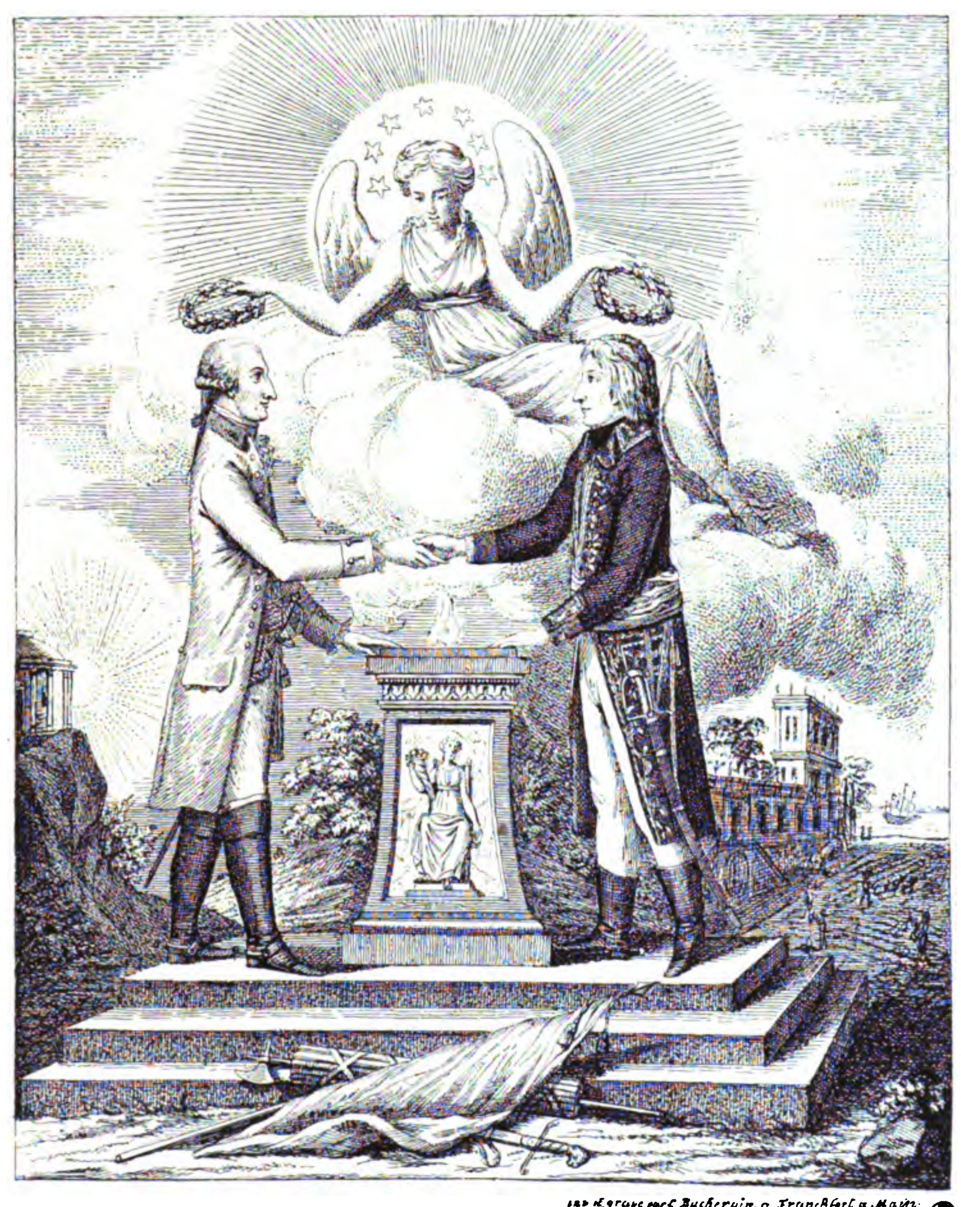
natürlich ganz und gar nichts anderes als Vorwerke der französischen Macht. Solch rücksichtsloses Aufräumen unter den zwar morschen und durch und durch wurmstichigen, aber doch alten und legitimen Gewalten mußte der Wiener Hofburg hochgefährlich erscheinen.

Dazu war die Gelegenheit zum Losschlagen überaus günstig. Der gefürchtete Bonaparte hatte seinen Zug nach Ägypten angetreten, um England im Orient anzugreifen. Es war ein gigantisches, aber dabei doch ganz sinnloses Unternehmen, solange die Flottenmacht des Inselreiches die Meere beherrschte. Zudem ward Rußland durch das Eingreifen der Franzosen in die orientalische Welt, besonders auch durch die Einnahme Maltas erbittert. Zar Paul I., ein halbtoller Simpel, war ohnehin ein Feind der Republik. Er gefiel sich in der Rolle eines „Don Quixote der Legitimität", er, um dessen eigene Legitimität es so verzweifelt windig bestellt war. So fand sich der zweite große Völkerbund gegen Frankreich zusammen, Rußland, Österreich, England, dazu noch einige Mächte zweiten bis vierten Ranges. Der Rastatter Kongreß löste sich im April 1799 auf, die französischen Gesandten wurden, als sie die Stadt verlassen hatten, von Unbekannten überfallen, ihrer Papiere beraubt und ermordet (Abb. 37). Die Urheber des blutigen Frevels sind bis heute nicht sicher ermittelt worden. Preußen lehnte die Teilnahme an dieser zweiten Koalition ab. Der König wollte den Frieden und beobachtete strenge Neutralität.

Es ist hier nicht der Ort, den Verlauf des großen Kampfes der alten Mächte gegen die neue Macht zu schildern. Er befestigte Englands Seeherrschaft, denn Lord Nelson, ein gemeiner Charakter, aber ein gewaltiger Seeheld, vernichtete die französische Flotte bei Abukir am 1. August 1798. Aber zu Lande wurde von den verbündeten Mächten trotz aller Siege des Erzherzogs Karl und des großen russischen Heerführers Suwarow nichts erreicht. Der Zar überwarf sich mit Österreich und rief seine Truppen aus dem eroberten Italien heim. Bonaparte kehrte aus Ägypten zurück, stürzte die Regierung, machte sich selbst zum ersten Konsul, das heißt zum Selbstherrscher Frankreichs und schlug die Österreicher aus Italien heraus. Auch auf deutschem Boden nahm der Krieg eine günstige Wendung für Frankreich.

So schloß denn die Hofburg am 9. Februar 1801 den Frieden zu Luneville (Abb. 38), wodurch der Semper Augustus und allzeit Mehrer des Reiches das ganze linke Rheinufer dem Sieger preisgab.

Volle zwei Jahre schleppte sich dann der Entschädigungshandel hin, der dem Namen nach in Regensburg, in Wahrheit aber in Paris geführt wurde. Es kamen die Tage, in denen sich der deutsche hohe Adel aufs tiefste erniedrigte, um die eigene Selbständigkeit zu retten und womöglich einige von den benachbarten bisherigen Mitständen von Frankreichs Gnaden geschenkt zu erhalten. Schon begannen deutsche Fürsten und Herren sich in ihren Bittschreiben an Bonaparte als „untertänigste und gehorsamste Diener" zu unterzeichnen, und nicht nur dem Mächtigen selbst schmeichelten sie, sondern auch seinen Handlangern, Gehilfen und Werkzeugen. Der Erfolg ist bekannt. Durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden mehr als hundert deutsche Kleinstaaten vernichtet und unter die glücklichen Gewinner aufgeteilt, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-



FRANZ II. Röm: Kaiser u. BONAPARTE Ober Konsel der Franz. Republick vereinigen sich zum Frieden zu Lüneville den 9. ten Febr: 1801.

Abb. 38. Kpfr. von C. Bucherain.

Darmstadt ganz unverhältnismäßig vergrößert und dadurch fest an den Spender der Beute, an Frankreich, angekettet. Die geistlichen Fürstentümer verschwanden bis auf eines von der Bildfläche, von den Reichsstädten blieben nur sechs bestehen.

Welche Gefühle bei dem ganzen Geschäfte die Seelen des hohen Adels deutscher Nation erfüllte, zeigt in unvergleichlich drastischer Weise eine Proklamation des Fürsten Craft Ernst von Öttingen, die uns ein Zufall erhalten hat (Beilage 5). Die Angst, von den Mächtigern der getreuen Mitstände aufgefressen zu werden und die Begierde, andere mindermächtige selbst zu verspeisen, finden sich in dem merkwürdigen Schriftstücke aufs lächerlichste vereinigt.

Auch Preußen war namhaft bereichert worden. Es hatte die thüringischen Gebiete von Kurmainz, Erfurt und das Eichsfeld, die Bistümer Münster und Hildesheim und einige Reichsstädte davongetragen. Aber es erlebte keine große Freude an dem neuen Besitze. Die alten, treuen Untertanen am Rhein hatte es den Fremden aufgeopfert, die neuen erwiesen sich als unzuverlässig und widerspenstig, wenigstens die Münsterländer. Die bigotten, stockkatholischen Westfalen waren voller Gift und Galle darüber, daß sie dem protestantischen Staate angegliedert wurden, mochten von dem preußischen Wesen nichts wissen und standen den Eindringlingen mit zähem Hasse gegenüber. Zudem war Münster durch welfisches Gebiet von Preußen geschieden und daher nichts anderes, als ein verlorener Außenposten, der beim ersten Sturm von Westen her dem Feinde zur Beute fallen mußte.

So hatte denn Preußen bei dem großen Raubzuge nicht eben viel Wertvolles erworben, und was es gewonnen hatte, das verdankte es nicht der eigenen Kraft, sondern der trügerischen Freundschaft Frankreichs, das heißt Bonapartes.

Nun war Friedrich Wilhelm III. keineswegs so beschränkt, daß er dieser Freundschaft irgendwelchen Wert beilegte. Er mißtraute dem großen Emporkömmlinge gründlich. Nicht nur seine begehrliche, rücksichtslose Politik, sondern auch sein ganzes Wesen stieß ihn ab. Ihm, der die verkörperte Rechtlichkeit war, mußte solch ein Mensch ohne Treu und Glauben im Innersten zuwider sein. Dabei verkannte er nicht, daß die Macht Bonapartes mit jedem Monate wuchs und seinen Staat immer mehr bedrohte. Auf wen sollte er sich in solcher Lage stützen? Wo sollte er Bundesgenossen finden? Österreich hatte sich so perfid gezeigt, daß nur ein ungewöhnlich gutgläubiger Mensch dem Kaiser Franz und seinen Räten trauen konnte, und der König war nichts weniger als gutgläubig und vertrauensselig. Auch England erschien ihm unsicher. Die Krämer von London konnten auf dem Festlande kein Heer ins Feld stellen, sie schickten nur Geld — vielleicht. So wandte er denn seine Blicke nach Rußland, und dort schien er in der Tat Entgegenkommen zu finden. Der gekrönte Narr Paul I. war im März 1801 dem „Schlagflusse" der russischen Zaren erlegen; einige seiner Vertrauten hatten ihn erdrosselt. Sein Tod machte das russische Reich überhaupt erst wieder zu einer Macht, mit der man rechnen konnte; denn wer wollte auf einen Despoten vertrauen, dessen halb umnachteter Geist die tollsten Sprünge machte! Der neue Zar Alexander I. war noch sehr jung, phantastisch, schwärmerisch, weich, ein schöner Mann von liebenswürdigem Wesen und verbindlichen Formen. Daß er dabei eine durch und durch unwahre Schauspielernatur war, ein Mensch, der immer nur den eignen Vorteil im Auge hatte, und dessen rührselige Gefühlsaufwallungen immer gar rasch zu verfliegen pflegten — das ahnten wohl damals nur seine Vertrautesten. Friedrich Wilhelm jedenfalls ahnte es nicht im mindesten. Ihm gefiel der Zar über die Maßen,



Von Gottes (

Oettingen - Oetting

Senior, auch Lehen uud

Halten Uns verpflichtet, durch g
wo sich die höchst und hohen wel
gehen, anschiken, von den Gegen
Unsere Nachkommenschafft nicht
competenten Behörden darüber

Unser Fürstliches Hauß und
ken, folglich auch für ihre Erhalt

Wir haben durch den große
wie die übrigen in gleichem Fall
und altgräflichen Reichs - Gebieten
zen gegen die benachbarten Fürste
torial - Hoheit, als die seinige, u
tenher das caracteristische Merkmal
dern in Rechtsstreiten, die Jahrh
und hohen Stände schon für bes
gränztes unzertrennbares Reichs -
ein weltliches Fürstenthum, oder

Demnach erachten Wir mit
genblike die höchst und hohen wel
ben. Nämlich:

Erstens, dürfen Wir von der Ge
Oettingen - Wallerstein - Bal
rischer Macht die Gränzen U

Diese gerechte Erwartung
re Reichsstand in seinem Ge
gewähret hat.

Zweytens, Erachten Wir, daß i
säcularisirter Stiffter und K
auf die allerhöchste Entscheid

Drittens, Unsere gerechteste Ents
könne, wenn Wir in Unsern
Eigenthum, aber als provisor

Trostvoll sehen Wir von Se
ren Uns aber wegen alles, was z
ste; und allen Unsern Civil - und
ten und sich dieselbe als Norm ihr

Gegeben Wallerstein den 2

Beilage

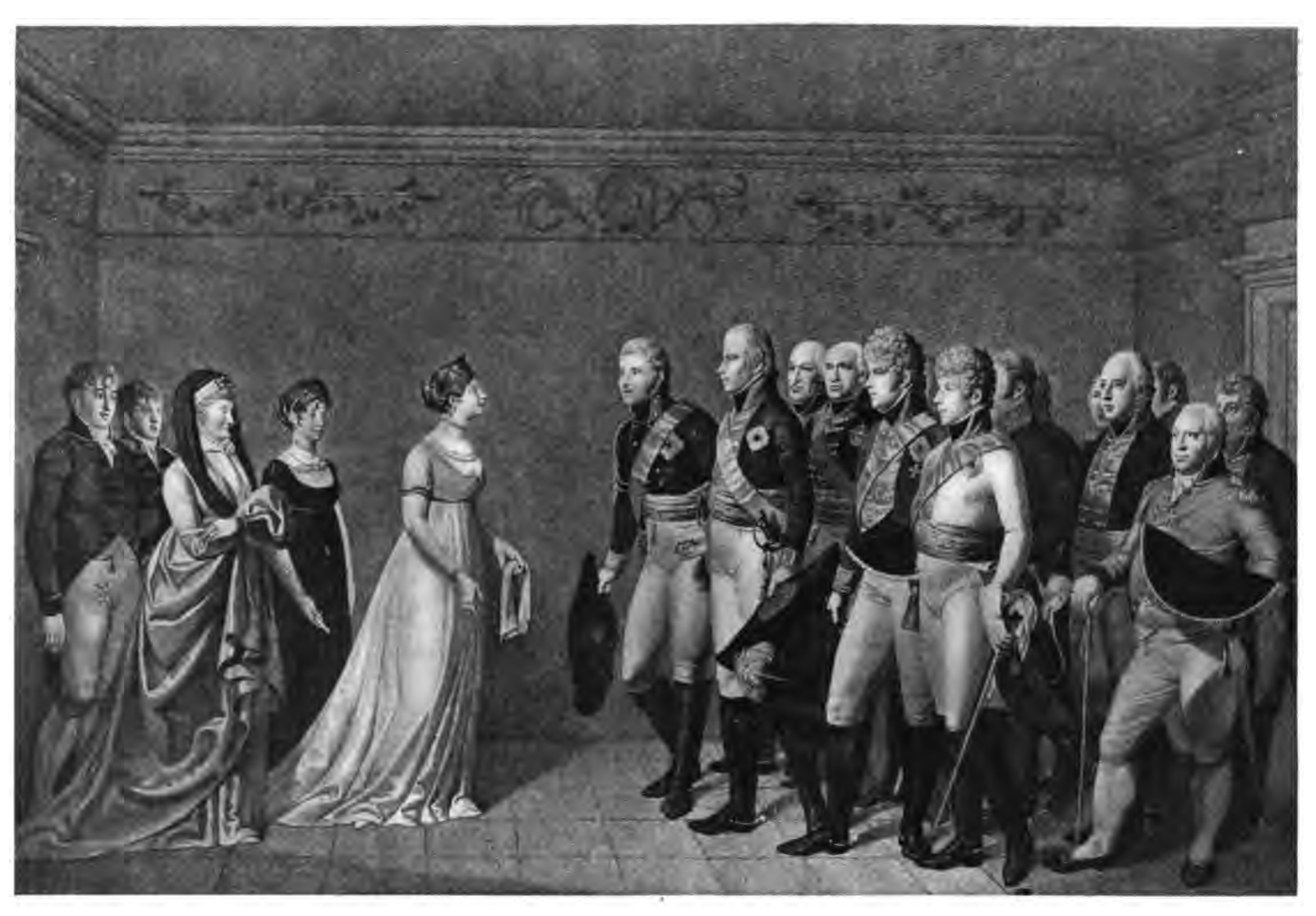


Abb. 39. Kaiser Alexander in Memel empfangen von dem preußischen Königspaar. Kpfr. von Friedrich Bolt nach Dähling.

als er im Juni 1802 mit ihm in Memel zusammentraf (Abb. 39), und seine Gemahlin Luise schwärmte geradezu für Alexander. In einem Briefe aus jenen Tagen vergleicht sie seinen Charakter mit den Alpen — ein Zeugnis dafür, daß die hochsinnige Fürstin nicht eben eine große Menschenkennerin war. Der Zar erwiderte diese Gefühle. Die ruhige, ernste Freundlichkeit des viel älteren Königs imponierte ihm, die Holdseligkeit der Königin, die damals in ihrer Schönheit Blüte stand, entzückte sein für Frauenanmut so empfängliches Gemüt. Er schwur seinem königlichen Bruder von Preußen Freundschaft und ewige Treue, und Friedrich Wilhelm nahm seine Worte leider für bare Münze. Er sollte bald merkwürdige Proben der zarischen Freundschaft erhalten.

Der Krieg zwischen Bonaparte und England, den der Friede von Amiens am 27. März 1802 unterbrochen hatte, flammte schon im folgenden Jahre wieder auf. Da den Engländern auf ihrer sicheren Insel nicht beizukommen war, so wollte Bonaparte ihnen wenigstens Schaden tun durch die Besetzung Hannovers. Das Land war durch Personalunion mit England verbunden und außerdem ein Handelsweg für die britischen Waren. Seine Wegnahme mußte die stolze Meerbeherrscherin immerhin empfindlich treffen. Schon einmal im Jahre 1801 hatte er das gleiche im Sinne gehabt. Damals aber war Preußen ihm zuvorgekommen und hatte das Land besetzt, ehe die französischen Scharen eingerückt waren. Das war die tapferste Tat gewesen, die Friedrich Wilhelm bisher gewagt hatte, und Bonaparte hatte sie übel genug empfunden. Jetzt zum zweitenmal fand der König nicht wieder die Kraft zu einem raschen Entschlusse. Er hielt Bonaparte jetzt für zu mächtig und wollte nur dann einen Einspruch wagen, wenn Rußland im Kriegsfalle seine Hilfe verspräche. Aber der Zar wies ihn ab. So rückten denn die Franzosen in Hannover ein, und Preußen geriet dadurch in eine höchst bedenkliche Lage. Denn da das hannöversche Land sich zwischen die beiden Hälften der Monarchie hineinschob, so war ein französisches Heer eine stete Drohung für Preußen. Nun versuchten die Berliner Staatsmänner durch friedliche Unterhandlungen den Eroberer zu bewegen, seine Truppen aus Hannover hinauszuziehen, aber sie wurden mit leeren Worten und Versprechungen abgefunden.

Es blieb kein Zweifel mehr, nur durch einen gewaltigen Krieg war der übermütige Selbstherrscher Frankreichs zu bändigen. Keine einzige Macht Europas war allein stark genug, den Kampf mit dem Übermächtigen aufzunehmen, nur eine neue Koalition der Großmächte versprach Erfolg. An solch einem Völkerbunde gegen Frankreich arbeitete Englands großer Minister, der jüngere Pitt, unablässig, und Bonaparte tat alles, was er tun konnte, um die Mächte gegen sich zu erbittern. Den Mordanschlag der Bourbonen auf seine Person erwiderte er dadurch, daß er einen der Prinzen des altköniglichen Hauses, den Herzog von Enghien, auf badischem Gebiete aufheben, zum Tode verurteilen und am 21. März 1804 erschießen ließ. Die beispiellose Gewalt gegen einen, noch dazu ganz unschuldigen Sprossen des alten französischen Königsgeschlechtes verletzte den Zaren in seinen heiligsten Gefühlen, er hätte am liebsten dem Blutmenschen an der Seine auf der Stelle den Krieg erklärt. Aber ohne Preußen oder Österreich konnte er seine Heere überhaupt nicht bis an die Grenzen Frankreichs heranbringen, und beide Mächte zeigten wenig



Abb. 40. Im Biwak. Kpfr. um 1803.

Lust zum Kriegführen. In Berlin wie in Wien wurde nicht der leiseste Einspruch erhoben, als der Erbe und Bändiger der Revolution sich im Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen proklamieren ließ. Beide Mächte beeilten sich vielmehr, ihm ihre Anerkennung auszusprechen, und Kaiser Franz nahm schleunigst den Titel eines Kaisers von Österreich an. Ihm schwante, daß es mit dem Römischen Kaisertume deutscher Nation bald ganz und gar zu Ende gehen werde, darum wollte er sich und seinen Nachkommen wenigstens den kaiserlichen Titel retten.

Aber erneute Umwälzungen und Übergriffe Frankreichs in Italien drängten Österreich doch noch zum Anschluß an das englisch-russische Bündnis. Die dritte Koalition ward abgeschlossen im Frühsommer 1805. Beide Parteien bemühten sich um Preußens Beitritt. Freilich, die Art, wie sich Napoleon bemühte, zeigt mehr als alles andere, wie tief er schon damals Preußen verachtete, und was er dem Berliner Friedenskönige zu bieten wagte. Preußen erhielt für seine Waffenhilfe Hannover zugesagt, wodurch es natürlich mit England tödlich verfeindet werden mußte, und sollte noch dazu ein Stück seiner rheinischen Besitzungen mit der Festung Wesel an Frankreich abtreten.

Der Antrag war einfach eine Beleidigung für einen Staat, der eine europäische Großmacht sein wollte. Er war ein Beweis — wenn es dessen überhaupt noch bedurfte —, daß ein dauernder Friede mit Napoleon nicht möglich war, denn Preußen konnte sich nicht in alle Zukunft wie Bayern oder Württemberg behandeln lassen. Dann aber war es sicherlich das zugleich Klügste und Ehrenhafteste, den Krieg auf der Stelle und mit starken Bundesgenossen zu führen. Es gab genug Leute in Berlin, die das erkannten, und leider gehörte gerade der König nicht zu ihnen. Die Königin drängte zum Anschluß an Rußland, Prinz Louis Ferdinand beschwor seinen königlichen Verwandten, die günstige

Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Vergebens. Der schwachmütige Stumpfsinn des Grafen Haugwitz drang im Rate des Königs durch, er beschloß, neutral zu bleiben. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß der Zar durch seinen Übermut den König in seiner kläglichen Haltung bestärkte. Er drohte, wenn Preußen sich der Koalition nicht anschließen wolle, so werde er sein Heer einfach durch das preußische Gebiet marschieren lassen. Daraufhin machte der König mobil, denn das wollte er sich von der „befreundeten" Macht doch nicht bieten lassen. Der Zar stand von seinem Vorhaben ab, er hatte weder die Macht, noch den Willen, mit Preußen in den Kampf einzutreten. Er hatte nur erreicht, daß von einem Anschlusse des Berliner Hofes an die Koalition nicht mehr die Rede sein konnte.

Nun brach das Ungewitter in Süddeutschland mit furchtbarer Gewalt los. Nie hat Napoleon den Ausbruch eines Krieges mit größerer Freude begrüßt. Seit langer Zeit hatte er ein mächtiges Heer zu Boulogne versammelt, er plante einen Übergang nach England. Aber immer klarer erkannte er, daß ein solches Unternehmen unmöglich war. Er stand in Gefahr, sich vor Frankreich und Europa mit seinen nutzlosen Rüstungen lächerlich zu machen. Da bot ihm der Kriegsbund der Festlandsmächte die überaus willkommene Gelegenheit, seine Heeresmassen gegen einen Feind zu führen, den er erreichen und fassen konnte, und dem er weit überlegen war. Die große Armee, die schönste und tüchtigste, die bisher unter seinem Befehle gefochten hatte, ging über den Rhein. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt schlossen sich ihm an. Es folgte Schlag auf Schlag, die Österreicher erlitten eine Niederlage nach der andern, es kam so, wie der siegestrunkene Imperator gesagt hatte: „Ich werde nach Wien reisen, als wäre es auf Etappen."

Noch einmal schien es, als werde Preußens Schwert aus der Scheide fahren, denn Napoleon tat kaltblütig, was der Zar nur gedroht hatte. Um den unfähigsten der österreichischen Feldherren, den schwachköpfigen Mack, bei Ulm umzingeln zu können, ließ er seine Truppen durch preußisches Gebiet marschieren. Es war eine offene Verhöhnung der preußischen Schwäche, die frechste Beleidigung, die dem Könige zugefügt werden konnte. Sie wurde in Berlin auch bitter genug empfunden. Die Kriegspartei tobte und verlangte sofortiges Losschlagen. Die jungen Offiziere veranstalteten lärmende Demonstrationen vor den Fenstern des französischen Gesandten. Das ganze Volk wurde von einem Kriegstaumel ergriffen. Als im Theater „Wallensteins Lager" aufgeführt wurde, sang das ganze Haus am Schlusse ein von Major von dem Knesebeck gedichtetes Loblied auf den Krieg mit großer Begeisterung ab. Auch der König schien endlich begriffen zu haben, daß es mit Napoleons Übermut keine Verständigung gäbe. Er gab sofort den Befehl zur Mobilmachung und benachrichtigte den Zaren, daß seinen Truppen die Straße durch Schlesien offen stehe. Aber das einzig Richtige, das einzige, was nach der erlittenen Demütigung die Ehre gebot, die sofortige Eröffnung der Feindseligkeiten, wagte er noch immer nicht zu befehlen. Die Kunde von Macks schmählicher Niederlage, von Napoleons Vordringen auf Wien machte ihn wieder bedenklich. Seine Stimmung schlug um, und es wäre vielleicht zu gar nichts gekommen, wenn nicht der Zar Ende Oktober in Berlin

erschienen wäre. Seiner Beredsamkeit gelang es, den zaudernden Sinn des Königs wenigstens halbwegs mit fortzureißen. Er wandte alle Mittel an, die seiner Komödiantennatur zu Gebote standen, um auf den nüchternen Geist Friedrich Wilhelms einen Eindruck hervorzubringen. Bei Nacht stieg er mit ihm und der Königin in die Gruft des großen Königs hinab, und über dem Sarge Friedrichs schwur er ihm ewige Freundschaft (Abb. 41). Wirklich erreichte er sein Ziel, am 3. November wurde der Vertrag von Potsdam unterzeichnet. Demzufolge sollte nun Preußen ein Ultimatum an Napoleon stellen



Abb. 41. Abschied des Kaiser Alexander vom preußischen Königspaar am Grabe Friedrich II.
Kpfr. von Becker nach Gros.

und drohen, in den Kampf mit einzutreten, wenn der Kaiser der Franzosen nicht binnen vier Wochen seine Truppen aus Deutschland, Italien und Holland zurückziehen werde.

Wie mag der Schlachtengewaltige gelacht haben, als er mitten im glänzenden Siegeslaufe eine solche Aufforderung erhielt, er, der soeben an seinen Bruder Joseph geschrieben hatte: „In etlichen Wochen werde ich 100000 Russen und 60000 Österreicher vor mir haben und werde sie schlagen.“ Als ihn Graf Haugwitz, der Gesandte des Königs, im Feldlager aufsuchte, hatte er bereits Wien in seine Hand gebracht. Denn erst am 14. November war Haugwitz von Berlin abgereist, weil der Herzog von Braunschweig dem Könige vorgestellt hatte, daß die preußische Armee vor Mitte Dezember in den Kampf nicht eingreifen könne.

So sehr nun auch Napoleon Preußen verachtete, so konnte ihm doch dessen Teilnahme am Kriege recht unbequem und sogar verhängnisvoll werden. Wenn die Österreicher und Russen einer Hauptschlacht konsequent auswichen, sich immer weiter nach Osten zurückzogen, so konnte ihm das preußische Heer in die Flanke fallen oder seine Verbindung mit Frankreich unterbrechen. Er empfing deshalb den preußischen Unterhändler sehr artig, speiste ihn mit höflichen, aber unverbindlichen Phrasen ab und schickte ihn nach Wien, wo er seinen Minister Talleyrand zurückgelassen hatte. Dieser fünfmal destillierte



Abb. 42. Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Franz II. nach der Schlacht von Austerlitz. Gemälde von Gros.

Schurke, unter allen Dienern des großen Korsen der klügste und niederträchtigste, seifte den armen Berliner Simpel mit glatten, schmeichlerischen Worten gründlich ein und hielt ihn so lange hin, bis die Entscheidung gefallen war.

Sie kam schneller, als Napoleon irgendwie hätte hoffen dürfen, das märchenhafte Glück, das ihm bis 1812 fast immer hold war, bewährte sich auch jetzt. Der knabenhafte Übermut des jungen Zaren, dem der Anblick seiner zahlreichen und schönen Regimenter den Kopf verdrehte, brachte es dahin, daß die Verbündeten, ihrem ursprünglich vernünftigen Plane zuwider, das französische Heer anzugreifen beschlossen. Dabei hatten sie nicht einmal eine nennenswerte Überzahl und warteten auch die nahenden österreichischen Ver-

stärkungen nicht ab. So kam es denn, wie es kommen mußte. Am 2. Dezember 1805, dem Tage seiner Kaiserkrönung, erfocht Napoleon den schönsten und glänzendsten seiner Siege, die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz. Die Russen zogen gänzlich geschlagen der Heimat zu, der Herrscher Österreichs bat zwei Tage nach der Schlacht den Sieger persönlich um einen Waffenstillstand (Abb. 42) und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er sofort vom Bündnis mit Rußland zurücktrete. Als der Kaiser Franz aus dem Feldlager Napoleons hinweggeritten war, sagte er nach langem Schweigen mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zornes in den Augen und Mundwinkeln zum Fürsten Liechtenstein: „Jetz, weil I'n gsögn hab, jetz kann I'n gar nimmer leiden." Der Haß hat vorgehalten, auch als Napoleon später sein Schwiegersohn wurde, denn Kaiser Franz pflegte nichts zu vergessen. Allerdings hat er wohl auch nie eine ähnliche Demütigung erlebt, denn der übermütige Sieger schnarchte ihn an wie einen Schulbuben.

Noch ganz anders benahm sich Napoleon dem unglücklichen Gesandten Preußens gegenüber. Er ließ nun die Maske ganz und gar fallen, überhäufte ihn und seinen Staat mit Schimpfreden und Beleidigungen, warf ihm sogar im Zorne seinen Hut ins Gesicht. Vielleicht hätte selbst ein Mann wie Haugwitz jetzt die Unterhandlungen abgebrochen, wenn er nicht durch königlichen Befehl gebunden gewesen wäre. Denn Friedrich Wilhelm hatte seinem Gesandten die geheime Instruktion gegeben, unter allen Umständen den Frieden mit Napoleon zu bewahren. Wer sich über des Zaren spätere Treulosigkeit gegen Preußen entrüstet, sollte sich dieses schmachvollen Doppelspieles wohl erinnern. Die Sendung des Grafen Haugwitz, der offiziell als Drohender, insgeheim als Bittender vor Napoleon erscheinen mußte, war auch eine Treulosigkeit, freilich nicht geboren aus bösem Willen, sondern aus kläglicher Seelenangst vor dem Kriege.

Napoleon durchschaute jetzt Preußen ganz und gar. Daß man ihn in Berlin haßte, wußte er längst, aber immer mehr kam er dahinter, daß die Furcht noch viel, viel größer war als der Haß. Lange hatte er die Kriegsmacht des friederizianischen Staates überschätzt, aber jetzt war er von seinem Irrtum gründlich geheilt. Er wollte jetzt den Krieg. Darum legte er dem Gesandten des Preußenkönigs zu Schönbrunn einen Vertrag vor, auf den es eigentlich für einen preußischen Staatsmann nur eine Antwort gab — die sofortige Abreise. Aber das Unerwartete geschah, Haugwitz unterzeichnete eigenmächtig den Vertrag von Schönbrunn. Darin hieß Preußen im voraus alles gut, was Napoleon dem besiegten Österreich auferlegen würde, trat Ansbach an Bayern, Cleve und Neuenburg an Frankreich ab, und erhielt dafür die Erlaubnis, sich Hannover, das Besitztum des Königs von England, zu nehmen.

Mit dem Schönbrunner Vertrage kam Haugwitz Weihnachten 1805 in Berlin an und unterbreitete ihn dem Könige zur Bestätigung. Noch ehe aber eine Ratifikation erfolgte, hatte Napoleon den österreichischen Staatsmännern sein Abkommen mit Haugwitz mitgeteilt. Sie erkannten nun, daß von Preußen nichts mehr zu hoffen war, und schlossen den demütigenden Frieden von Preßburg. Venetien, Tirol und die althabsburgischen Besitzungen in Schwaben traten sie an Frankreich ab und duldeten es, daß Napoleons Haupthelfershelfer, der dicke, bösartige Friedrich von Württemberg und der nichts-

bedeutende, schwache Max Joseph von Bayern, Könige wurden. Um diese neuen Majestäten aufs tiefste mit ihrem bisherigen Reichsoberhaupte zu entzweien, teilte ihnen Napoleon die an ihre Länder grenzende österreichische Beute zu.

Und was tat Preußen? Nichts. Als Haugwitz eintraf, zürnte zwar der König gewaltig über die Eigenmächtigkeit seines Dieners, die Patriotenpartei raste und tobte über den Schimpf, aber — von Kriegführen war wieder nicht die Rede. Der König unterzeichnete den Vertrag nicht, verwarf ihn aber auch nicht kurzer Hand, sondern legte nur gegen einige Punkte Verwahrung ein. Napoleon gab daraufhin nur kurze zweideutige Antworten, die man in Berlin für Zustimmung nahm, und wodurch man sich zu dem törichtesten Schritte hinreißen ließ, den man tun konnte. Der König befahl die Abrüstung seines Heeres, die Truppen, die auf einen Krieg gehofft hatten, zogen murrend und fluchend wieder heim in ihre Garnisonen. Der Hauptgrund für den unsinnigen Befehl war die Sparsamkeit. Man erschrak über die gewaltigen Kosten, die eine Mobilmachung erforderte, und wollte das Land nicht weiter belasten. Aber das armselige Sparsystem, das eines bürgerlichen Haushaltes, nicht eines Großstaates würdig war, sollte dem armen Lande teuer zu stehen kommen. Denn nun hatte Napoleon Preußen da, wo er es haben wollte. Waffenlos lag es vor ihm, seine große Armee stand noch auf deutschem Boden, jeden Tag bereit, in das Land des Gegners einzubrechen. So erklärte er im Februar, der Schönbrunner Vertrag bestehe nicht mehr, da der König sich nicht an ihn gebunden habe. Er verlangte, Preußen sollte eine Allianz mit ihm eingehen, Hannover nicht nur in Besitz nehmen, sondern auch dem englischen Handel gegenüber sperren, was den sofortigen Bruch mit England zur Folge haben mußte.

Der König war nicht in der Lage, den ungeheuern Schimpf, der ihm und seinem Staate durch solche Zumutungen geboten wurde, gebührend zurückzuweisen. Österreich hatte eben seinen Frieden geschlossen, Rußlands Hilfe kam, wenn überhaupt, zu spät, England war zu Lande machtlos. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den bittern Kelch zu trinken. Er gab dem Vertrage, den Haugwitz am 15. Februar 1806 in Paris schon unterzeichnet hatte, seine Zustimmung, allerdings mit der festen Absicht, die unwürdigen Ketten, die Napoleons List und Gewalt ihm angelegt hatten, sobald wie möglich zu zerbrechen.

Vorläufig aber trat das ein, was vorauszusehen war. England fegte die preußische Handelsflagge einfach von den Meeren hinweg, Millionenwerte wurden vernichtet. Bis drei Wochen vor der Schlacht bei Jena befand sich Preußen im Kriege mit England. Napoleon behandelte das Berliner Kabinett wie eine quantité négligeable. Er stiftete den Rheinbund, ohne es zu fragen, ja ohne ihm auch nur vorher eine Anzeige zukommen zu lassen. Er nahm einer Reihe süddeutscher Fürsten und Städte ihre Souveränität und stattete mit dem Raube seine neuen Vasallen aus — Preußen wurde dabei gar nicht berücksichtigt.

Immer gefahrdrohender wurde die Lage für den friedensseligen Staat, immer klarer wurde es dem Könige, daß Napoleon ihn und sein Land verderben wollte. Früher hatte der Gewalthaber den preußischen Staatsmännern selbst geraten, die kleinen Staaten

Norddeutschlands zu einem Bunde unter Preußens Führung zu vereinigen. Als man jetzt derartige Unterhandlungen anknüpfte, stieß man erst auf den versteckten, dann auf den offenen Widerstand Frankreichs. Auch erfuhr man in Berlin, daß Napoleon mit den Engländern über die Zurückgabe Hannovers verhandle. „Hannover soll keine Schwierigkeit machen," erklärte Talleyrand den englischen Unterhändlern. Auch seinen Minister Hardenberg mußte der König dem Zorne Napoleons opfern und dem kläglichen Haugwitz die Leitung der auswärtigen Politik übergeben. Endlich zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und dem Zaren. Sollte man nun beim Ausbruche eines Krieges, dem erzwungenen Vertrage getreu, dem französischen Kaiser Heeresfolge gegen Rußland leisten? Das hieß doch, sich selbst vernichten.

So mußte Preußen kämpfen, es konnte nicht anders. Was es im vorigen Jahr unter günstigen Umständen hätte tun können, mußte es nun unter den allerungünstigsten unternehmen. Denn es stand fast ganz allein. Der einzige ernsthafte Bundesgenosse, den man besaß, war Rußland, aber sein Heer konnte erst nach Monaten an der preußischen Grenze erscheinen. Überdies hatte Napoleon dafür gesorgt, daß es nur mit halber Kraft in den Krieg gegen ihn eintreten konnte. Er hatte den Sultan angereizt, mancherlei russische Übergriffe zu rächen und „seine Unabhängigkeit zu erobern". Ein Krieg mit der Pforte stand dicht vor der Tür, mußte noch im Herbste ausbrechen. Durch einen politischen Meisterzug lähmte also Napoleon Rußland und verhinderte Österreich, sich Preußen etwa doch noch zu nähern. Denn dem alten Rivalen gönnte die Hofburg keinen Erfolg an der untern Donau und mußte dort auf der Wacht stehen, um Rußland nicht zu mächtig werden zu lassen.

Preußen blieb also zunächst allein. Nur der Kurfürst von Sachsen ließ notgedrungen seine 20000 Mann zum preußischen Heere stoßen, entschuldigte sich aber insgeheim bei Napoleon mit dem Drucke der Verhältnisse.

So begann der Feldzug des Jahres 1806.

Der Feldzug bis zum Gefecht bei Saalfeld

Am 10. August befahl der König die Mobilmachung der Armee. Preußen tat also dasselbe, was es das Jahr vorher getan hatte. Ob es nun diesmal schlagen oder den schon gezogenen Degen wieder in die Scheide zurückfallen lassen werde, das mochten die Götter wissen. Die klügsten Leute glaubten nicht, daß es jemals Ernst machen könne. Selbst Napoleon schrieb noch Mitte September an seinen Bruder Joseph: „Preußen rüstet auf eine lächerliche Weise. Es wird bald wieder abrüsten, oder es teuer bezahlen. In wenigen Tagen wird es abgerüstet haben, oder es wird vernichtet sein." So sehr verachtete er den preußischen Staat, daß er der Meinung war, auch diesmal werde die blasse Furcht in Berlin den Ausschlag geben. Er hatte auch gar nicht so unrecht mit seiner Annahme, denn der König hat tatsächlich noch am 8. September in einem Schreiben an den Kurfürsten von Hessen erklärt, es sei nicht seine Absicht gewesen, „geradezu feindlich gegen die Franzosen zu agieren". Noch am Geburtstage Napoleons, dem 15. August, brachte der alte Feldmarschall von Möllendorf (Abb. 43) im Hause des französischen Gesandten in Berlin das Hoch auf den Kaiser aus. Bis weit in den September hinein verhandelte der König mit Napoleon. Der sollte seine Truppen aus Deutschland hinausführen und das Versprechen geben, sich in die Verhältnisse Norddeutschlands nicht mehr einzumischen. Natürlich dachte der Übermächtige gar nicht daran. Er glaubte fest, der Zar werde auf günstige Bedingungen hin mit ihm Frieden schließen, und dann mußte sich auch Preußen unterwerfen. Erst Anfang September zerschlugen sich die Friedensverhandlungen mit Rußland, und von da an rüstete Napoleon energisch. Gegen Rußland ging es auf jeden Fall, unterwarf sich Preußen nicht, was nach seiner Meinung „von diesem verächtlichen Kabinette" kaum zu glauben war, so ging es auch gegen Preußen. Er verschleierte aber seine Rüstungen nach Möglichkeit und beteuerte noch Mitte September dem Könige seine Friedensliebe. Seine Beteuerungen fanden indessen keinen Glauben mehr, Preußen rüstetete immer weiter, weil feste Zusagen nicht zu erlangen waren. Endlich am 1. Oktober stellte der König ein Ultimatum, das bis zum 8. Oktober beantwortet sein sollte. Nach Ablauf der Zeit sollten die Feindseligkeiten beginnen. Napoleon gab sich nicht die Mühe, es zu beantworten, und so begann der Kampf.

Ganz entschieden hat hier Napoleon einmal einen Feind unterschätzt, was ihm nicht oft begegnet ist. Er war erstaunt, daß die Berliner Staatsmänner es wagten, mit ihm anzubinden, und noch erstaunter war er, daß die Preußen nicht in der Defensive bei Magde-

burg den Kampf aufnahmen, wie er geglaubt hatte. Denn man verstieg sich in Berlin zu dem kühnen Entschlusse, den Angriff der französischen Armee nicht im eignen Lande zu erwarten, sondern die Offensive zu ergreifen. Hätten der König und seine militärischen Berater eine wirkliche Einsicht in die üble Beschaffenheit des Heeres gehabt, so wäre natürlich kein einziger unter ihnen auf solch einen verwegenen Gedanken verfallen. Sie hätten sonst gewiß jede Schlacht vermieden und wären mit der Armee nicht nur bis zur Elbe, sondern so weit wie möglich nach Osten gezogen, um das Eintreffen der 70000 Russen abzuwarten, die der Zar versprochen hatte. Aber selbst die Einsichtigsten ahnten nicht im entferntesten, wie wenig das Heer den Truppen Napoleons gewachsen war. Auch der Plan einer Aufstellung bei Magdeburg ward verworfen. Die Traditionen der Armee und die politische Klugheit schienen in gleicher Weise dafür zu sprechen, daß das Heer dem Feinde entgegengeführt werde. Sicherlich konnte man nur dann auf den freiwilligen Anschluß der kleineren norddeutschen Fürsten rechnen, oder man konnte auch, wenn sie die Heeresfolge weigerten, ihren Anschluß erzwingen.



Abb. 43. Feldmarschall Wichard Joachim Heinrich Graf von Möllendorf (1724—1816). Kpfr. von Fr. Wilhelm Nettling 1796.

Wieder einmal aber wurde eine halbe Maßregel beliebt. Die Truppen wurden zwar in das benachbarte Sachsen und Thüringen vorgeschoben und sollten noch viel weiter vorgeschoben werden, aber ein Zwang gegen die Fürsten, die sich neutral halten wollten, ward nicht ausgeübt. Sachsen freilich konnte sich nicht weigern, seine Vertragspflicht zu erfüllen, das Land lag gar zu sehr im Machtbereich der preußischen Kanonen, und der Dresdner Hof hatte die Lehre des Siebenjährigen Krieges noch nicht ganz vergessen. Doch wollte der Kurfürst erst dann mobilisieren, wenn preußische Truppen in sein Land einrückten, damit er sein Bündnis mit Preußen im Falle einer Niederlage mit dem Zwange der Not vor Napoleon rechtfertigen könne. Törichterweise wurde ihm das zugestanden, und die Folge war, daß fast ein Drittel der ganzen sächsischen Armee, 8000 Mann, nicht mehr rechtzeitig in den Feldzug eingreifen konnte. Noch schwächlicher behandelte der König den Kurfürsten von Hessen. Der armselige Kleinfürst glaubte sich stark genug, bei

dem großen Kampfe die Neutralität behaupten zu können. Nach der Entscheidung wollte er sich dem Sieger anschließen — eine bodenlose Dummheit, die Napoleon nachher mit dem Worte quittierte: „Das Haus Hessen-Kassel hat aufgehört zu regieren." Dem preußischen Zwange wäre wohl auch der alte Seelenverkäufer in Kassel gewichen, Blücher, der in Westfalen stand, und Rüchel, der in Hannover befehligte, hätten nur Ordre zum Einrücken erhalten müssen. Aber wie konnte der preußische Oberfeldherr, der Herzog von Braunschweig, ein solches Kommando geben? Er ließ ja sein eigenes kleines Kontingent nicht unter den preußischen Fahnen kämpfen, damit er, wenn etwa die Sache schief ginge, nicht seine Souveränität verlieren möchte. Worauf Napoleon natürlich erst recht erwiderte: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren." — So verzichtete man auf die hessische Armee, eine zwar kleine, aber keineswegs verächtliche Truppe, gestand auch allen andern Duodezfürsten Norddeutschlands auf ihr klägliches Gewinsel hin Neutralität zu. Nicht einmal Lieferungen wollten manche der kleineren Herren für Preußen übernehmen. Welch eine Gesinnung an den Höfchen des nördlichen Deutschlands herrschte, bezeugt in wunderbar drastischer Weise die Antwort der Schweriner Regierung auf die preußische Forderung: „So dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten Königlichen Schutz benutzen würde, wenn Sie Sich in Gefahr glauben, so dringend müßten Sie unter den gegenwärtigen Umständen eine Beitragsleistung Sich verbitten." Nur einer war mutig und ehrenhaft genug, dem Könige seine Handvoll Leute einfach zur Verfügung zu stellen, der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.

Bedenkt man nun, daß Preußen selbst etwa 30000 Mann nicht rechtzeitig mobil gemacht hatte, und daß weitere 38000 Mann nutzlos da und dort verzettelt standen, so ergibt sich, daß man in den Oktoberschlachten mehr als 100000 Mann nicht hatte, die man hätte haben können. O. von Lettow-Vorbeck hat das in seinem trefflichen Buche über den Krieg von 1806 und 1807 überzeugend nachgewiesen. So unerklärlich das auf den ersten Blick erscheint, so einfach ist die Erklärung. Sie liegt in der Anschauungsweise der leitenden Männer, deren Gedanken immer wieder zurückflogen nach Roßbach und Leuthen. Dort hatte Friedrich der Große durch glänzende taktische Manöver und durch die Bravour seiner Truppen weit stärkere Heere besiegt. Daraus folgerten sie, daß auf die Überzahl absolut nichts ankomme. Aus Napoleons Feldzügen hatten sie nichts gelernt. Sie wollten immer noch so Krieg führen, wie es vor vierzig Jahren vielleicht vernünftig und zweckmäßig gewesen war.

Besonders trifft der Vorwurf der Rückständigkeit den Fürsten Hohenlohe, den närrischen Massenbach, aber auch den König, der sich von beiden beeinflussen ließ. Der alte Braunschweiger hatte am 31. August vorgeschlagen, die ganze Armee mit alleiniger Ausnahme des Blücherschen Korps solle bei Naumburg zusammengezogen werden. Dadurch bewies der Herzog deutlich, daß er immer noch der Fähigste war, die preußische Armee zu kommandieren. Denn das war doch einmal ein Vorschlag, der dem einfachen gesunden Menschenverstande entsprach. So behielt man die Armee beisammen und konnte dem Massenangriffe Napoleons mit einer gleichen oder doch ähnlichen Masse begegnen.

Aber der König war weit davon entfernt, den einfachen Vorschlag einfach anzunehmen.

Er rief am 5. September eine Konferenz zusammen, um nach seiner unseligen Gewohnheit die Meinung aller möglichen Berufenen und Unberufenen anzuhören. Dabei wurde der vernünftige Plan des Herzogs von Braunschweig ganz und gar verpfuscht. Es wurde zwar genehmigt, daß die Hauptarmee sich bei Naumburg versammle, daneben aber wurden zwei Armeen unter Hohenlohe und Rüchel gebildet, respektive belassen. Dazu sollten noch drei Korps unter Blücher, Kalckreuth und Eugen von Württemberg zur Beobachtung und Beunruhigung des Feindes oder auch zur Unterstützung der eigenen Armee ausgesandt werden.

Wäre Braunschweig ein Mann gewesen, so hätte er daraufhin den Oberbefehl auf der Stelle niederlegen müssen. Denn von seinem ganzen Plane war eigentlich nur übrig geblieben, daß sich die Hauptarmee bei Naumburg aufstellen solle. Aber der Herzog war ein Hofmann und ein Greis. Er nahm die Abänderung ruhig hin und war froh, daß nicht ein noch dümmerer Plan zur Annahme gelangte. Einen solchen legte Hohenlohe, obwohl er auf der Konferenz am 5. mitgewesen war, am 12. September dem Könige vor. Jedes Wort zeigt, daß er von keinem andern verfaßt ist; als von Massenbach. Die Hauptarmee sollte demnach über Eisenach nach Vacha und Fulda vordringen, Hohenlohe über Saalburg und Hof, d. h. man sollte die Franzosen mit zwei gänzlich getrennten Armeen angreifen, zwischen denen das halbe Thüringen gelegen hätte. Dann würde man „zugleich zwei furchtbare Bastione an den Endpunkten des Thüringer- und des Rhöngebirges bilden, welche jeder feindlichen Armee den Durchgang durch diese unwegsame und an Lebensmitteln arme Kurtine verwehren" usw. Der Plan wurde nicht genehmigt. Was hätte sich wohl auch der Alpenüberschreiter Napoleon um die beiden „furchtbaren Bastione" gekümmert, die ihm den Weg durch Thüringen verlegen sollten!

Es kann nun außer den Kriegswissenschaftlern keinen Menschen interessieren, alle die Pläne kennen zu lernen, die im Laufe des Septembers dem Könige vorgelegt, ganz verworfen oder halb ausgeführt wurden. Auch der Aufmarsch der Armeen, wie er während dieses Monats stattfand, sei nur in aller Kürze skizziert.

Die Hauptarmee sollte sich also bei Naumburg versammeln. Am 10. September traf daher der Herzog von Braunschweig in Magdeburg ein, um die Truppen von dort nach Thüringen zu führen. Aber erst am 15. brach er auf, und unterwegs wurde der Zug der Armee noch sehr unliebsam verzögert, weil die Bäcker in Halle sich weigerten, für die Truppen Brot zu backen. Der Zwischenfall ist außerordentlich bezeichnend ebenso für die Gesinnung des Volkes, wie für die Zustände im Heere, das ohne genügend Proviant und Feldbäckereien seinen Marsch antrat. Die rebellischen Bäcker von Halle wurden zwar mit Gewalt gezwungen, ihre Kunst auszuüben und für sechs Tage Brot zu liefern, aber die Armee kam infolgedessen erst am 20. in Naumburg an. Dort blieb der Oberfeldherr selbst mit seinem Stabe und einer Division, die andern Truppen, zunächst zwei Divisionen, wurden stundenweit vorgeschoben, nach Freyburg, Apolda, Sulza, Auerstädt, Großheringen, Dornburg und den umliegenden Dörfern. In den nächsten Tagen wurde die Hauptarmee noch verstärkt durch die Division Schmettau und mehrere Bataillone, die von dem Hohenlohischen Korps abgegeben wurden.

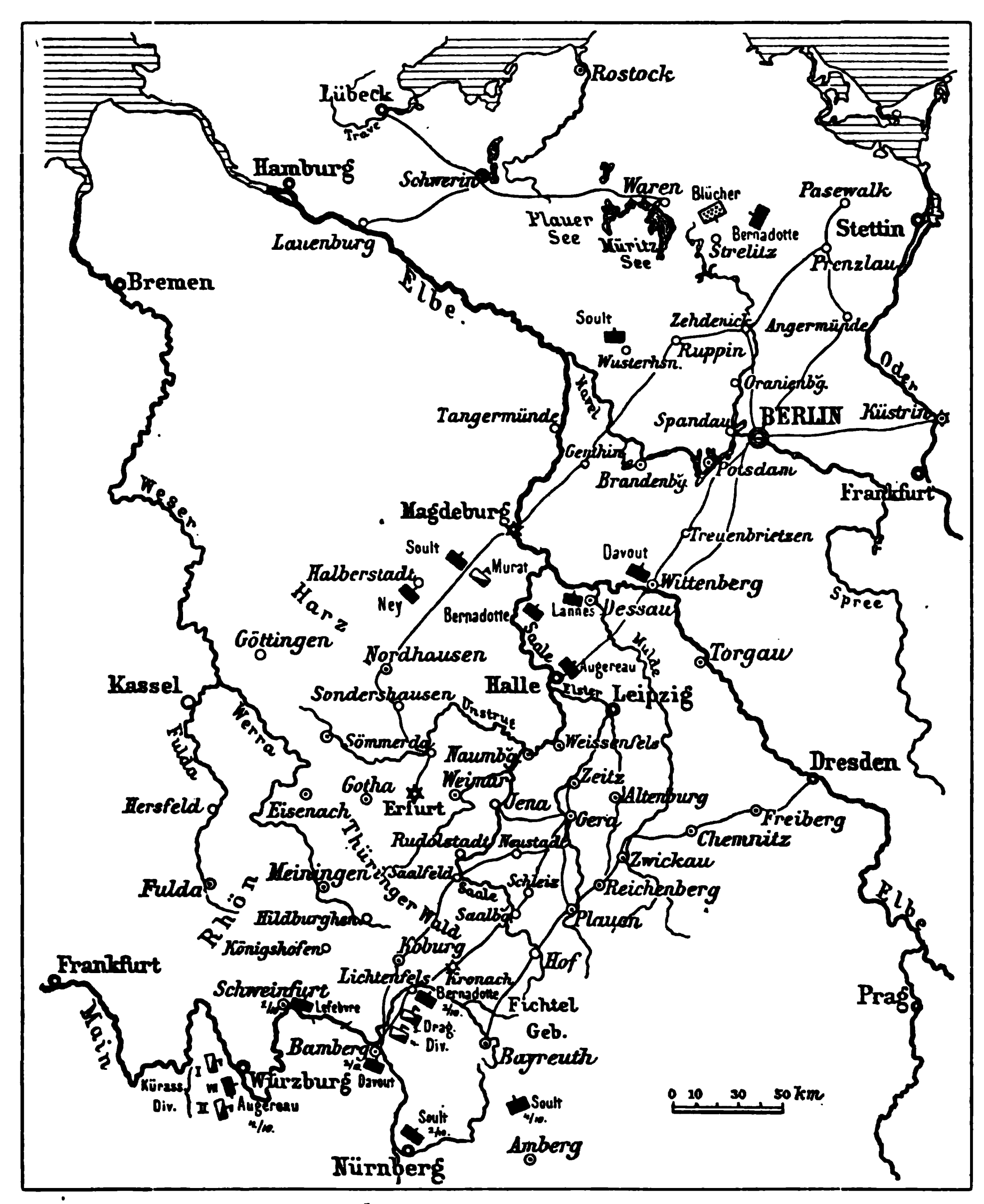


Abb. 44. Übersichtskarte zum Krieg gegen Preußen.
Aus v. Pflugk-Harttung, Napoleon I. Berlin, J. M. Spaeth, Verlag.

So stand denn das Hauptheer der Preußen auf kursächsischem Boden, denn die alten Stiftslande Naumburg, Merseburg und Zeitz waren nach dem Aussterben der dort regierenden kleinen Nebenlinien an die albertinische Hauptlinie zurückgefallen.

Auch **Hohenlohe** war nach Sachsen vorgerückt. Er hatte Anfang September seine Truppen in Schlesien zwischen Bunzlau und Löwenberg zusammengezogen und war am

10. und 12. über die Elbe gegangen. Das hatte der Kurfürst von Sachsen ausdrücklich so verlangt, denn er wollte Napoleon gegenüber den Schein erwecken, daß ihn nur der Einfall der Preußen in sein Land zur Teilnahme am Kriege bestimmt habe. Die folgenden vierzehn Tage über stand er bei Meißen, und während dieser vierzehn Tage wurde die sächsische Armee, die in der Stärke von 20000 Mann zu ihm stoßen sollte, erst mobil gemacht.

Rüchel, der in Hannover kommandierte, hatte den Befehl gehabt, sich bei Fritzlar mit den Hessen zu vereinigen. Da er aber erfuhr, daß der Kurfürst neutral bleiben wollte, so marschierte er auf Mühlhausen und bezog dort Quartier. Husaren- und Füsilierabteilungen schob er bis über Eisenach, Gotha und Erfurt vor, und seine Reiterpatrouillen streiften noch weiter, bis Schmalkalden, Meiningen, Hildburghausen und darüber hinaus. Blücher hatte von Rüchel die Weisung erhalten, nach Göttingen zu rücken.

So lagen die Dinge, als am 23. September der König in Naumburg bei der Hauptarmee eintraf. Mit ihm kam seine Gemahlin und ihr sehr geringes Gefolge, ferner der uralte Feldmarschall von Möllendorf, Köferitz und Zastrow, General von Phull, ein schwäbischer Landsmann von Massenbach und ganz dessen Geistes- und Gesinnungsgenosse, Oberst von Kleist, derzeit Königlicher Generaladjutant, Major von Rauch und die beiden Unglücksmänner Lucchesini und Haugwitz.

Die Konfusion, die schon vorher nicht gering gewesen war, wurde nach der Ankunft des Königs einfach greulich. Man hielt eine Konferenz nach der andern ab, und jeder der da war, konnte seinen Senf dazugeben. Jede Einheitlichkeit des Oberbefehles hörte auf, ja man muß sagen, eigentlich hörte jeder Oberbefehl auf. Der Herzog von Braunschweig befahl überhaupt nichts mehr, er riet nur und schlug das oder jenes vor. Das akzeptierte dann der König — vorausgesetzt, daß nicht irgend ein Major oder Kapitän ihm etwas anderes riet. Dann wurde er wieder bedenklich, getraute sich nicht, eine Entscheidung zu treffen und berief unfehlbar eine Konferenz, wo die Sache durchberaten wurde. Dabei gewann er selbst allmählich die Überzeugung, daß dies eine unbeschreibliche Konfusion sei, die nicht zum Guten ausschlagen könne, aber anstatt die ganz einfache Folgerung zu ziehen, daß er entweder weggehen oder den Oberbefehl übernehmen müsse, tat er keines von beiden. Auch dem alten Herzog kam zuweilen die Erleuchtung sehr stark, daß er eine Aufgabe übernommen habe, die seine Kräfte überstieg. Es fehlte ihm das Vertrauen zu sich selbst und noch viel mehr das zu seinen Unterführern. „Ich kann kaum für mich selbst einstehen, wie soll ich für die andern einstehen," sagte er. Als er sich einmal über irgend eine Maßregel recht geärgert hatte — der bedauernswerte Greis ärgerte sich sehr häufig —, zog er über die ihm unterstellten Generale also her: „Der Fürst von Hohenlohe ist ein schwacher, eitler Mann, der sich von Massenbach regieren läßt, der General von Rüchel ein Fanfaron, der Feldmarschall von Möllendorf ein abgestumpfter Greis, der General Kalckreuth ein listiger Ränkenschneider, die Generale en second ordre talentlose Routiniers." Er glaubte nicht an den Sieg, und wenn er irgendwie noch daran geglaubt hätte, hier in Naumburg hätte er seinen Glauben unbedingt verlieren müssen. Denn der alte Braunschweiger war zwar ein schwacher Mann

geworden, aber er war ein vernünftiger Mann geblieben und somit begriff er, daß man so nicht Krieg führen könne, wie man's hier anfing. Etwas Armseligeres als das Naumburger Hauptquartier, eine zerfahrenere und konfusere Wirtschaft im Angesichte der Gefahr kann man sich kaum vorstellen.

Am 24. September fand die erste Konferenz statt, von der sich der König noch fernhielt. Zur Debatte stand die Frage, ob man sich defensiv halten oder die Offensive ergreifen solle. Sie verlief vollkommen resultatlos und ebenso die zweite am Vormittag des folgenden Tages. Endlich in der dritten Konferenz, am Nachmittag des 25., die unter dem Vorsitz des Königs stattfand, einigte man sich und beschloß, die Franzosen aufzusuchen und anzugreifen. Da der Herzog von Braunschweig der Meinung war, daß die französischen Korps noch verstreut in Süddeutschland ständen, so beschloß er, sie zu überfallen und einzeln zu schlagen. Deshalb sollte die Hauptarmee geradeswegs über den Thüringerwald gehen und zwar in sechs Kolonnen, die sich bei Meiningen und Hildburghausen vereinigen und dann zum Angriffe vorgehen sollten. Hohenlohe sollte an die Saale rücken und sie in der Gegend von Saalfeld überschreiten, um sich nach einem in drei Kolonnen durchgeführten Zuge durch den Thüringer Wald gleichfalls mit der Hauptarmee zu vereinigen.

Auf den 12. Oktober war die Vereinigung bei Hildburghausen geplant.

Es ist sehr viel darüber gestritten worden, ob der Plan des Herzogs zweckmäßig war oder nicht. Der Streit ist aber eigentlich zwecklos, denn abgesehen davon, daß der Plan nicht zur Ausführung kam, war er schwerlich ganz ernst gemeint. Der alte Herzog hätte doch beschränkter sein müssen als er war, wenn er sich hätte einbilden wollen, bei so entsetzlicher Langsamkeit der Bewegungen die Franzosen noch überfallen zu können. Die Herren im Hauptquartier hofften vielmehr, die Entfaltung und das Vorgehen ihrer Streitkräfte würde noch einen Druck zum Frieden auf das Gemüt Napoleons ausüben. Sie gaben noch immer die Hoffnung auf eine Verständigung nicht auf. Vom Könige wie vom Herzog steht das ganz fest.

Hohenlohe, oder was dasselbe ist, Massenbach, war ein entschiedener Gegner des neuen Kriegsplanes. Er hatte am 28. Chemnitz erreicht und wollte da stehen bleiben, um so, nahe an der böhmischen Grenze, die Verbindung mit Österreich aufrecht zu erhalten. Er bildete sich steif und fest ein, von daher werde den Preußen Hilfe kommen, die doch, wenn Österreich überhaupt ernstlich daran gedacht hätte, ohne Frage viel zu spät kommen mußte. Aber auch ein sehr verständiger Gedanke leitete ihn, — er wollte Sachsen decken. Hier war die Mobilmachung noch nicht vollendet, und der Kurfürst, das wußte man ganz gut, folgte nur gezwungen den preußischen Fahnen. Zog die Hauptarmee nach Hildburghausen, so war es sehr möglich, daß Napoleon über Hof nach Sachsen marschierte, ohne zu berücksichtigen, daß ihm die preußische Armee in der Flanke stand. Hohenlohe war deshalb sehr aufgebracht über den Befehl, Sachsen zu verlassen und auf das linke Ufer der Saale zu gehen. Aber er gehorchte. Er werde am 3. Oktober zwischen Jena und Saalfeld stehen, meldete er dem Könige. Die Sachsen sollten sich dort mit ihm vereinigen. Freilich mußte der König erst durch ein besonderes Handschreiben die Erlaubnis des

Kurfürsten erwirken, daß die sächsischen Truppen die Grenze mit überschreiten durften, eigentlich sollten sie nur im Lande selbst Verwendung finden. Der Befehl wurde erteilt, wenn auch keineswegs gern. Einige kleinere sächsische Truppenteile trafen schon am 5. und 6. Oktober bei Hohenlohe ein. Die sächsische Hauptmacht unter dem General von Zezschwitz stand am 4. Oktober noch in der Gegend von Gera, Zeitz, Auma und Mittel-Pöllnitz, wurde dort ein paar Tage lang festgehalten, da man im preußischen Hauptquartier nicht wußte, was man wollte, rückte dann auf Roda vor und stieß am 11. Oktober am Morgen nach dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld zu der Hohenlohischen Armee bei Jena. Dort hatte der Fürst sein Hauptquartier am 2. Oktober aufgeschlagen, nachdem er nach seinem Aufbruche von Chemnitz in Penig, Altenburg und Gera genächtigt hatte.



Husar Carabinier Artillerist

Abb. 45. Sächsische Truppen 1806. Kpfr.
Kpfr. aus dem historischen Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig am Johannisplatz.

Übrigens muß gesagt werden, daß die Sachsen zwar ehrenhaft, aber doch immer widerwillig ihre Pflicht erfüllten. Die demütigenden und peinlichen Erinnerungen des Siebenjährigen Krieges hafteten noch fest im Gedächtnis der Besiegten. Sehr ungern stellten sich die sächsischen Offiziere unter den Oberbefehl preußischer Generale, und überall, wo die Mannschaften der beiden Heere sich berührten, brach die alte Abneigung, der alte Haß wieder hervor. Die Sachsen hatten stets den Argwohn, daß die preußischen Führer sie zurücksetzten, und in einigen Fällen ist das auch ohne Zweifel geschehen. Es machte gleich am Anfange des Feldzuges sehr böses Blut, daß die sächsischen Mobilmachungsorte mehrfach verlegt werden mußten, weil die Hohenlohische Armee gerade in die ursprünglich dazu bestimmten Städte einrückte. Später kam es vor, daß Sachsen

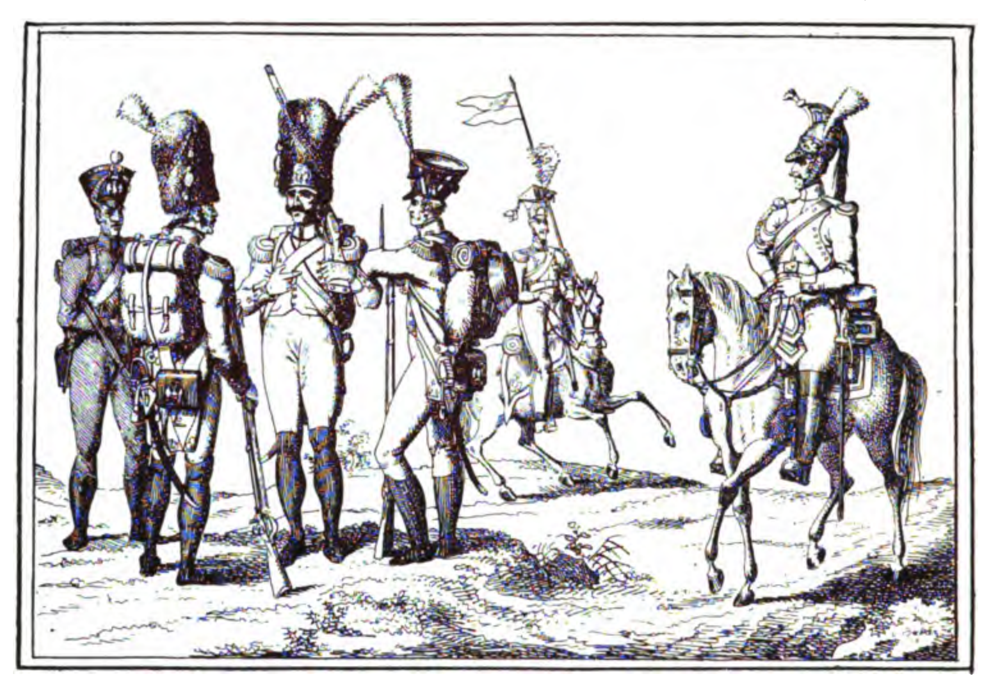


Abb. 46. Sächsische Husaren von 1810. Kpfr. von Alexander Sauerweid.

aus guten Quartieren vertrieben wurden, um preußischen Truppen Platz zu machen. Ob solche Dinge aus Taktlosigkeit geschahen oder aus Hochmut, das läßt sich heute natürlich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls hatten die Preußen nicht den mindesten Grund dazu, auf die kleine verbündete Armee hochmütig herabzusehen, denn wenn auch deren Ausbildung gerade so unzweckmäßig und ihre Ausrüstung genau so mangelhaft war, wie die preußische, so hat sie sich doch brav geschlagen. Die tapferste Truppe bei Jena war ein sächsisches, nicht ein preußisches Bataillon. —

Am 4. Oktober wurden Hohenlohe und Massenbach nach Erfurt entboten. Dorthin hatte nämlich der König das Hauptquartier verlegt, und es waren Meldungen eingetroffen, die den in Naumburg geplanten Übergang über den Thüringer Wald wieder in Frage stellten. Natürlich mußte nun wieder eine Konferenz einberufen werden, denn wie hätte der König oder gar der Herzog von Braunschweig aus eigener Initiative etwas befehlen können! Auch Rüchel wurde herbeizitiert. Es fanden dann am 4. und 5. Oktober vier Konferenzen statt und zwar:

Am Abend des 4. eine Vorberatung ohne den König, Hohenlohe und Rüchel. Resultat: Nichts.

Am 5. Oktober vormittags im Römischen Kaiser mit dem Könige und allen Notabilitäten. Resultat: Nichts.

Am Nachmittag 4 Uhr Konferenz ohne den König. Resultat: Es soll eine große Rekognoszierung der feindlichen Stellung vorgenommen werden. Der Plan wurde noch in

der Nacht dem Könige vorgelegt, fand aber seine Genehmigung nicht und so wurde auf den 6. früh eine neue Konferenz angesetzt. An ihr nahm auch der König teil, sie dauerte den ganzen Tag über und führte schließlich am Abend zu dem Beschlusse: Der Thüringer Wald wird nicht überschritten. Das preußische Heer wird so aufgestellt, daß es in einer Front von etwa 12 Meilen von Eisenach über Gotha, Erfurt, Blankenhain, Hochdorf bis an die Saale steht. Den linken Flügel bildete Hohenlohe, den rechten Rüchel, die Hauptarmee stand in der Mitte und sollte dem Flügel zu Hilfe kommen, der angegriffen werden würde. Nach den neuesten Nachrichten setzte man voraus, daß sich der Angriff gegen Hohenlohe richten werde, was ja nachher auch geschah.

So befand sich denn die preußische Feldarmee, abgesehen von den Reserven und einzelnen Patrouillen, Vorposten und Streifkorps am Abend des 7. Oktober in folgenden Stellungen:

Die Hauptarmee von Gotha bis Erfurt in einer Stärke von rund 60000 Mann;

Rüchel zwischen Eisenach und Langensalza mit etwa 20000 Mann;

Blücher nach Westen vorgeschoben über Kreuzburg mit 11—12000 Mann;

Hohenlohe um Blankenhain, Hochdorf, Magdala bis an die Saale, Vorhut in Stadt Ilm mit rund 38000 Mann;

endlich Tauentzien bei Hof und Saalburg mit 7000 Mann.

Da lassen wir sie einstweilen stehen und sehen zu, was währenddessen der Feind getan hatte, bei dem es kein hin- und her Schwanken und keine Konferenzen, sondern einen eisernen Willen und kurze knappe Befehle gab.

Napoleon hatte wirklich, wie schon bemerkt, diesmal Preußen unterschätzt. Er hatte eine überaus niedrige Meinung von Friedrich Wilhelm III., „dem Souverän ohne Charakter", und eine vielleicht noch niedrigere von seinen Räten. Von der Armee hielt er zwar mehr, als sie verdiente, aber auch nicht mehr viel, besonders war ihm im vergangenen Jahre klar geworden, daß sich ihre Führung in recht ungeeigneten Händen befand. Es schien ihm gar nicht denkbar, daß sich diese „Macht zweiten Ranges" zu einem Kriege gegen ihn entschließen könne. Erst gegen Mitte September gingen so bestimmte Nachrichten über die preußischen Rüstungen ein, daß er an dem Ernste des Berliner Kabinetts nicht mehr zweifeln konnte. Sogleich schlug er mit seinen eigenen Rüstungen ein schnelleres Tempo an, aber alles sollte in der größten Heimlichkeit geschehen. Während er noch alle Welt, sogar, wie es scheint, seine eigenen Minister über seine wahren Absichten täuschte, bereitete er mit der größten Umsicht alles zum Kriege vor. Am 5. September wußte er, daß er es auf jeden Fall mit Rußland zu tun haben werde. Er vermutete sofort eine neue Koalition und schrieb an Berthier, seinen in Deutschland zurückgebliebenen „Generalstabschef", er solle alle Vorbereitungen treffen, daß die Armee acht Tage nach Eintreffen des Marschbefehls bei Bamberg und Bayreuth stehen könne. Aber erst am 20. ging der Marschbefehl an Berthier ab, denn Napoleon wollte die Armee erst marschfähig ausrüsten, ehe er sie ins Feld rücken ließ. Am 24. waren die Befehle in Berthiers Hand, in den ersten Tagen des Oktober war die Armee folgendermaßen aufmarschiert:

Das I. Korps unter Bernadotte bei Bamberg, eigentlich sollte es bei Nürnberg stehen,

Napoleon hatte sich aber verschrieben und so war es nach Bamberg dirigiert worden, rund 18000 Mann (das II. Korps nahm an diesem Feldzuge nicht teil);

das III. Korps unter Davout bei Bamberg, 24—25000 Mann;

das IV. Korps unter Soult bei Amberg, 27—28000 Mann;

das V. Korps unter Lannes bei Königshofen, 17—18000 Mann;

das VI. Korps unter Ney bei Ansbach, fast 16000 Mann;

das VII. Korps unter Augereau bei Frankfurt, ziemlich 17000 Mann.

Die sechs Divisionen Kavallerie in Stärke von insgesamt etwa 16000 Pferden, sollten am 3. in Würzburg sein, sie waren aber nicht alle an diesem Tage schon eingetroffen.

4000 Mann Garde zu Fuß ließ der Kaiser auf Relaisfuhrwerken am 19. und 20. September von Paris aus an den Rhein werfen. Die Garde zu Pferde, die an demselben Tage abrückte, kam zu spät an und konnte an den Oktoberschlachten nicht mehr teilnehmen. Er selbst traf am 28. September in Mainz ein und verweilte dort bis zum 1. Oktober. Von der ehemaligen deutschen Reichsfestung Mainz ist der Brief datiert, den er am 30. September seinem Bruder Louis, dem Könige von Holland, übersandte, und worin er kurz und klar seinen ganzen Kriegsplan darlegte. Da heißt es: „Meine Absicht ist, alle meine Kräfte nach dem linken Flügel zu vereinigen. Der Raum zwischen Bamberg und dem Rhein wird ganz von Truppen entblößt sein. — — Meine ersten Märsche bedrohen das Herz der preußischen Monarchie und die Entwicklung meiner Kräfte wird so imposant und rapid sein, daß wahrscheinlich die ganze preußische Armee sich von Westfalen nach Magdeburg zurückziehen und alles sich in Eilmärschen in Bewegung setzen wird, um die Hauptstadt zu verteidigen." Ferner teilt er seinem Bruder mit, daß der Kurfürst von Hessen um Neutralität nachgesucht habe. Natürlich habe er sie ihm zugestanden, denn es könne ihm nichts daran liegen, 20000 Mann mehr sich gegenüber zu haben. „Nach den ersten entscheidenden Schlägen soll aber dieser geheime Feind hinweggefegt werden. Nachdem der erste Akt des Krieges vorüber ist, wäre es möglich, daß ich Sie mit der Eroberung Kassels beauftrage."

Also ein sehr einfacher Plan: Vereinigung aller Streitkräfte in der Nähe von Bamberg und Marsch auf Berlin. Von der preußischen Armee wird vorausgesetzt, daß sie sich irgendwo zum Schutze der Hauptstadt in den Weg stellen werde, einerlei wo. Dort soll dann der Kampf aufgenommen werden. —

Am 3. Oktober war Napoleon mit der Garde in Würzburg, man kann diesen Tag als den Anfangstag des eigentlichen Feldzugs bezeichnen, denn nun übernahm der Kaiser persönlich den Oberbefehl. Man kann aber auch, wenn man will, den 6. Oktober dafür ansehen, denn da erließ Napoleon eine Proklamation an sein Heer, worin er den Soldaten mitteilt, daß sie durch „das Kriegsgeschrei aus Berlin" in einen neuen Krieg fortgerissen würden. Im übrigen ist sie voll von Schmeicheleien für die unvergleichliche Ehrliebe und Tapferkeit der grande nation im allgemeinen und der ruhmgekrönten Armee im besonderen. Sie ist eine wahre Mustersammlung der Tiraden, mit denen der große Schauspieler seine Franzosen, die er so gut kannte, immer wieder zur Begeisterung hinriß.



Adlerträger Grenadier

Abb. 47. Französische Linieninfanterie 1806.



Schwere Kavallerie Husar Dragoner Husar

Abb. 48. Französische Reiterei um 1798.

Kolorierte Kpfr. aus dem historischen Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig, am Johannisplatz.

Der Vormarsch der Armee sollte in drei Kolonnen angetreten werden, von denen die mittlere ungefähr 70000 Mann, die linke 50000 und die rechte 40000 Mann stark waren. Die Entfernung von einer zur andern war so bemessen, daß sie sich in einem Tage alle miteinander vereinigen konnten. Natürlich waren dem Kaiser die Wege, auf denen marschiert werden sollte, im einzelnen ihrer Beschaffenheit nach nicht genau bekannt, er hat manchmal Marschleistungen von seinen Marschällen verlangt oder vorausgesetzt, die bei den vorhandenen Straßen- und Brückenverhältnissen nicht zu vollbringen waren. Aber im ganzen war er recht gut unterrichtet und jedenfalls sehr viel besser, als die Führer der preußischen Armee. Er besaß bessere Karten und hatte in den Wochen vorher die Gegend bis Leipzig von französischen Offizieren bereisen lassen. Einer war dabei in voller Uniform mit dem Bande der Ehrenlegion mitten durch die preußische Armee hindurchgefahren, hatte sogar mit preußischen Offizieren im Wirtshause gesessen und ihre Renommistereien stillvergnügt angehört. Getan hatte man ihm nichts, weil ja der Krieg noch nicht erklärt war.

Napoleon selbst befand sich mit der Garde beim Zentrum, das außerdem aus dem I. Korps unter Bernadotte, dem III. Korps Davout und sechs Regimentern Kavallerie unter Murat bestand. Das Hauptquartier dieser Kolonne war am Abend des 8. Kronach.

Den linken Flügel bildete das V. Korps unter Lannes, das am Nachmittag des 8. Koburg erreichte, und das VII. Armeekorps unter Augereau, das noch zurückstand. Diese Kolonne sollte über Gräfenthal nach Saalfeld vorrücken.

Auf dem rechten Flügel endlich standen Soult und Ney mit dem IV. und VI. Korps, bestimmt, über Hof und Plauen vorzugehen. Soult hatte am Abend des 8. Oktober Münchberg erreicht, Ney stand noch in Bayreuth.

Noch von Bamberg hatte Napoleon das erste Bulletin an die Franzosen ausgefertigt. Es ist das der berüchtigte Erlaß, in dem er die Königin Luise anpöbelte: „Die Königin von Preußen ist bei der Armee. Als Amazone gekleidet und die Uniform ihres Dragonerregimentes tragend, schreibt sie täglich zwanzig Briefe, um den Brand aller Orten anzufachen. Man glaubt Armida zu sehen, die in ihrem Wahnsinn das Feuer an den eigenen Palast trägt." Die unritterliche Roheit war durch nichts gerechtfertigt. Denn von einem Einfluß der Königin auf den Gang der Kriegsereignisse ist nichts wahrnehmbar, ebensowenig scheint sie einen solchen Einfluß auch nur gesucht zu haben. Friedrich Gentz — gewiß kein unkritischer Beobachter — hatte bei ihr am 9. Oktober eine Audienz und sagt darüber, daß sie ihm das verloren gegangene Vertrauen wiedergegeben haben würde, wenn es nicht schon so sehr erschüttert gewesen wäre. Er ist von ihrer Sachkenntnis, Schärfe des Ausdrucks und Klugheit ganz erstaunt. Da die Maßnahmen des Hauptquartiers von allen diesen Eigenschaften so wenig aufwiesen, kann ihr Rat und Urteil nicht eben schwer in die Wagschale gefallen sein. Hätte sie nur mehr zu sagen gehabt! Die Dinge hätten dann für Preußen sicherlich besser gestanden.

Jetzt standen sie schlecht genug. Denn in Erfurt „konferenzte" man wieder. Es waren völlig übereinstimmende und gut beglaubigte Nachrichten über die Bewegungen des Feindes eingelaufen, man wußte, daß Napoleon höchst wahrscheinlich auf dem rechten



Abb. 49. Französischer Chasseur à cheval. Koloriertes Kupfer um 1795.
Aus dem historischen Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. von Hermann Buhrig, Leipzig, am Johannisplatz.

Ufer der Saale vorrücken werde. Wollte man ihm entgegentreten, so mußte man schleunigst die Saale überschreiten, um es nicht später im Angesicht des Feindes tun zu müssen. Statt dessen wurde nur die Hauptarmee an die Saale herangeschoben, Hohenlohe sollte erst am 10. von Hochdorf bei Kahla und Rudolstadt an den Fluß heranrücken.

Zu allem Überfluß wurden 12—13000 Mann in zwei Abteilungen, die eine unter dem Herzoge von Weimar, die andere unter dem General von Winning gegen die Ver-

bindungslinien der Franzosen abkommandiert. So viele fehlten nachher bei der Entscheidungsschlacht, wo sie vielleicht den Ausschlag hätten geben können.

Dagegen wollte man das kleine Tauentziensche Korps zur Hohenlohischen Armee stoßen lassen. Der Fürst von Hohenlohe war erst am Abend des 7. von der Konferenzstadt nach Jena zurückgekehrt und hatte dort die Meldung Tauentziens vorgefunden, daß Kronach vom Feinde stark besetzt sei. Sofort sandte er den Befehl ab, Tauentzien sollte sich von Hof über Schleiz auf Neustadt oder Triptis zurückziehen.

Der General hatte aber schon selbst eingesehen, daß seine Stellung unhaltbar sei, und befand sich seit dem Abend des 7. auf dem Rückzug. Den Flußübergang bei Saalburg deckte der Oberst Schauroth mit mehreren Bataillonen und Eskadrons, damit der Feind dem abziehenden Korps nicht in die Flanken falle. Am 8. Oktober nachmittags 2 Uhr traf Tauentzien mit seinen fünf Bataillonen, sechs Eskadrons und einer Batterie auch glücklich in Schleiz ein. Wie eilig er abmarschiert war, geht daraus hervor, daß die Franzosen 45000 Scheffel Hafer in Hof als gute Beute vorfanden. Kaum war er in Schleiz angekommen, so erfuhr er auch, daß sich die Besatzung Saalburgs vor den Franzosen zurückziehe. Oberst Schauroth hatte nämlich ganz richtig erkannt, daß er der Übermacht gegenüber sich doch nicht halten könne. So räumte er denn nach einem kurzen Gefecht, bei dem es nur wenige Tote und Verwundete gab, seine Stellung und ging auf Schleiz zurück. Tauentzien zog ihm entgegen und nahm ihn bei dem Dorfe Gräfenwerth auf. Die Truppen Murats waren den Weichenden zwar nachgerückt, griffen aber nicht mehr an, denn die Dunkelheit brach herein. Unter ihrem Schutze gingen die preußischen Truppen wieder nach Schleiz zurück und biwakierten in der Nähe der Stadt. Nur eine starke Vorpostenabteilung blieb unter dem General Bila bei Oschütz zurück.

Tauentzien hatte nun ursprünglich die Absicht gehabt, am Morgen des 9. Oktober nach Neustadt abzurücken, das er ohne größere Verluste erreichen konnte, aber er änderte seinen Plan, als ihm gemeldet wurde, daß der Feind Saalburg wieder geräumt habe. Natürlich war die Meldung falsch, und es ist kaum zu verstehen, wie ein erfahrener General eine so handgreifliche Unwahrscheinlichkeit nicht auf der Stelle durchschaute. Die Franzosen mußten ja Narren sein, wenn sie einen so wichtigen Posten wie Saalburg wieder verlassen hätten. Aber Tauentzien glaubte die Nachricht, blieb in Schleiz, meldete das Hohenlohe und bat um weitere Befehle.

Früh gegen 9 Uhr griffen die französischen Tirailleure die Vorposten bei Oschütz an. Der Angriff erfolgte aber vorläufig nur mit geringer Energie, es entstand nur ein hin- und her Schießen, das sich stundenlang hinzog. Trotzdem befahl Tauentzien dem General Bila, sich auf die Hauptmacht bei Schleiz zurückzuziehen, und da die Franzosen das Gefecht abbrachen, ging er mit fast allen seinen Truppen hinter Schleiz zurück und nahm Stellung bei der Bergkirche. Hier aßen die Soldaten zu Mittag und fütterten ihre Pferde, und von hier sandte Tauentzien eine Meldung an den Fürsten Hohenlohe, die so ungefähr das Gegenteil von dem sagte, was wirklich geschehen war. Da heißt es: „Ew. Durchlaucht melde ich ganz untertänigst, daß alles glücklich und ehrenvoll beendet. Wo sich die Franzosen gezeigt haben, sind sie zurückgeschlagen worden und, nach den vorgefundenen

Montierungsstücken und Gepäck zu urteilen, in Eile — die Bravour und der Wille der Truppen ist unglaublich. Die Franzosen scheinen den Unterschied vom vorigen Jahre zu merken, denn sie hüten sich, etwas Dreistes zu unternehmen usw."

So faselte der General, der später eine Zierde der preußischen Armee werden sollte. Da man ihm seinem ganzen Charakter nach eine bewußte Lüge nicht zutrauen kann, so zeigt sein Schreiben, daß er ein Mann von sehr bescheidenem Gemüte war. Offenbar schien es ihm schon etwas Großes zu sein, daß seine Soldaten nicht einfach davongelaufen waren, sondern sich in guter Ordnung zurückgezogen hatten. In Wahrheit waren die Franzosen stets vorgedrungen und hätten noch ganz anders vordringen können, wenn ihre Führung eine kräftigere gewesen wäre.

Das zeigte sich in den späteren Nachmittagsstunden, als die Lässigkeit der Führung aufhörte. Denn nun unternahmen sie etwas sehr „Dreistes". Napoleon war in Saalburg erschienen und hatte befohlen, Schleiz zu nehmen. Gleich bekam die Sache ein ganz anderes Gesicht, die Franzosen gingen energisch zum Angriff über.

Tauentzien war am Nachmittag um 4 Uhr mit der Hauptmasse seiner Truppen doch abgerückt, weil er Meldung erhielt, daß feindliche Abteilungen die Saale überschritten hätten und seine Rückzugslinie bedrohten. Nicht auf Neustadt, sondern auf Auma wollte er sich zurückziehen und hatte General Bila mit einem Bataillon Füsiliere, sechs Reiterschwadronen und einem Jägerkorps bei Schleiz zurückgelassen.

Hinter Schleiz hatte sich diese preußische Nachhut festgesetzt und wurde gegen 4 Uhr von Bernadotte heftig angegriffen. Die Brücke über das Wiesental, das kleine Flüßchen, an dem Schleiz gelegen ist, wurde eine Stunde lang tapfer verteidigt. Dann aber zogen sich die preußischen Truppen zurück, da sie sich in Gefahr sahen, umgangen zu werden. Die Kavallerie sollte den Rückzug decken und warf ein französisches Husarenregiment, das Murat gegen sie beorderte, dreimal zurück. Da erschien ein französisches Chasseurregiment, stürzte sich auf die siegreichen Bilaschen Schwadronen und warf sie vollständig. In wilder Eile jagten die Fliehenden die Straße nach Auma hin, hinter ihnen die Feinde, dann alles durcheinander, Freund und Feind, eine wilde Woge von kämpfenden Reitern. Da knattern ihnen Kartätschen von einer Waldlichtung rechts vom Wege entgegen. Es sind sächsische Kanonen vom Regimente Maximilian, die auf die wirre Masse schießen, ganz einerlei, ob sie Freund oder Feind treffen. Verdutzt macht die feindliche Kavallerie Halt und geht zurück.

Nun setzte man den Rückzug, vom Feinde unbelästigt, anfänglich in guter Ordnung fort. Als aber in der Dunkelheit Schüsse fielen, brach auf einmal im Regiment Maximilian eine fürchterliche Panik aus. Ohne Halt rannten die Soldaten vorwärts, stundenweit bis hinter das Dorf Krölpa, wo sie auf das Tauentziensche Korps stießen. In größter Eile zog nun Tauentzien weiter durch Auma nach Triptis, wo er ein paar Stunden rastete. Nach Mitternacht brach er aber wieder auf, und endlich früh um 4 Uhr erreichte er mit seinen zum Tode erschöpften Truppen die Stellung der Sachsen bei Mittel-Pöllnitz.

Ein Seitendetachement bei Krispendorf war gleichfalls geworfen worden, hatte seine zwei Kanonen im Schmutz stecken lassen und war auseinandergestoben. Die versprengten



Abb. 50. Preußisches Feldlager. Farbige Zeichnung.

Abteilungen fanden sich noch in der Nacht oder am folgenden Tage bei verschiedenen preußischen Truppenkörpern wieder ein.

Das war das Gefecht bei Schleiz, der erste ernsthafte, blutige Zusammenstoß der beiden Armeen. „Wie es scheint, beginnt der Feldzug unter sehr glücklichen Auspizien," schrieb Napoleon an Soult. In der Tat war das Gefecht ein ganz schöner Erfolg für die Franzosen. Es kostete den Preußen und Sachsen an Toten, Verwundeten und Gefangenen 12 Offiziere und 554 Mann. Wie hoch sich die französischen Verluste beliefen, weiß man nicht. Bernadotte behauptete, sie seien sehr gering gewesen, indessen ihm kann man bekanntlich noch weniger glauben als irgend einem anderen französischen Marschall.

Dem sei aber, wie ihm wolle — jedenfalls machte die Niederlage Tauentziens einen sehr üblen Eindruck auf die ganze preußische Armee. Die Soldaten zogen bedenkliche Gesichter. Sie hatten immer von ihren Offizieren gehört, daß die „verfluchten Sansculotten" vor den preußischen Husaren wie Spreu vor dem Winde auseinanderstieben würden. Nun hatten sie dagegen nicht nur sehr gut standgehalten, sondern sogar einen königlichen General vor sich hergejagt. Da dämmerte gar manchem die böse Erkenntnis auf, daß es vielleicht doch ganz anders kommen könne, als man sich's beim Auszuge von Potsdam vorgestellt hatte.

Es kam in der Tat ganz anders und mit jedem Tage schlimmer, und daß es so kam, war zunächst die Schuld Massenbachs. Der Herzog von Braunschweig hatte dem Fürsten

Hohenlohe am 8. Oktober den bestimmtesten Befehl zugesandt, daß er sich am folgenden Tage bei Hochdorf sammeln und dann am 10. bei Kahla und Rudolstadt an die Saale rücken solle.

Hohenlohe meldete noch in der Nacht zurück, daß er den Befehl genau ausführen werde.

Ganz früh aber erreichte ihn ein Gegenbefehl aus Erfurt, er solle schon heute in die Gegend von Kahla und Rudolstadt rücken, da die Hauptarmee an demselben Tage bei Hochdorf und Blankenhain Quartiere nehmen wollte. Der Herzog von Braunschweig hatte also den Beschluß gefaßt, das ganze Heer nach Möglichkeit zu konzentrieren. Nur Tauentzien sollte einen anderen Weg einschlagen, sich nicht auf Hohenlohe zurückziehen, sondern nach Plauen marschieren, um Dresden zu decken.

Der unselige „Schwindelkopf" Massenbach hatte sich aber in den Kopf gesetzt, Mittelpöllnitz sei ein strategischer Mittelpunkt allerersten Ranges, wo man Napoleon entgegentreten und Sachsen decken müsse. Er wußte den schwachen Fürsten so für seinen Plan einzunehmen, daß Hohenlohe die vier Saaleübergänge Jena, Kahla, Orlamünde und Rudolstadt besetzte, soweit sie nicht schon besetzt waren — um in vier Kolonnen den Fluß zu überschreiten und gen Mittelpöllnitz zu ziehen. Durch ein kleines Korps bei Neustadt wollte er dabei seine Flanke sichern. Die Sachsen, die er eigentlich heranziehen sollte, und die schon nahe an die Saale herangekommen waren, erhielten Befehl, gleichfalls nach Mittelpöllnitz zu marschieren. An Tauentzien sandte er zwar den Befehl des Herzogs, gab aber seinem Adjutanten, Rittmeister von der Marwitz, ein Schreiben mit, das den



Abb. 51. Brand eines Dorfes. Koloriertes Kpfr. von J. Roschmann.

General geradezu zum Ungehorsam gegen den Oberfeldherrn aufforderte. Nur wollte der Fürst die Verantwortung nicht auf sich nehmen, sondern Tauentzien sollte sich selbst entscheiden.

Aber kurz nachdem Hohenlohe seine Befehle ausgegeben hatte, kam ihm der Gedanke, daß er doch so ungeheuer eigenmächtig nicht handeln könne, er bat also den Herzog, seine Anordnungen zu genehmigen. Vielleicht hat er auch geglaubt, was Massenbach ihm vorredete: Das sei des Herzogs eigentliche Absicht, er wolle auf dem rechten Ufer der Saale schlagen, schäme sich nur, seinen früheren Irrtum einzugestehen und wolle nun mit fortgerissen werden. Kurzum, er wartete ab, was der Herzog zu seinem Plane sagen werde. Die Antwort aus Erfurt traf erst am Abend des 9. ein und enthielt eine sehr dringende Abmahnung, nach Mittelpöllnitz zu marschieren. Zu einem strikten Befehle konnte sich ja der alte Heerführer nur schwer aufschwingen. In der Nacht ging noch ein zweites Schreiben ein, worin der Herzog den Fürsten noch dringender „ersuchte", auf dem linken Saaleufer stehen zu bleiben.

Hohenlohe fügte sich, er antwortete umgehend auf das erste Schreiben, daß er seinem Plane entsage, obwohl er sich Großes davon versprochen habe. Die Sachsen hatte er aber nun doch soweit hinweggesendet, daß sie erst am 11. wieder zu ihm stoßen konnten.

So stand denn die Hohenlohische Armee am Abend des 9. Oktober in folgenden Stellungen:

Die Sachsen bei und vor Mittelpöllnitz;
einige Regimenter bei Neustadt;
Hauptquartier und Reserve in und um Jena;
mehrere Regimenter in verschiedenen Orten zwischen Jena und Orlamünde;
die Division Grawert bei Orlamünde;
die Vorhut in Rudolstadt, Schwarza, Unterwirrbach, Blankenburg, Saalfeld.

Führer der Vorhut war der Prinz Louis Ferdinand. Er stand in Rudolstadt und hatte im fürstlichen Schlosse die liebenswürdigste Aufnahme gefunden. „Am Abend phantasierte der Prinz vor einem kleinen Kreise auf dem Flügel, die Stimmung war gedrückt und erwartungsvoll." Die schöne, patriotische Fürstin Karoline Luise, eine hessische Prinzessin, hat in ihren Erinnerungen eine Schilderung dieses letzten Abends, der dem Prinzen gegeben war, hinterlassen. Sie schreibt: „Nicht lange danach trat Prinz Ferdinand von Preußen in meine Stube, der Held der Helden, es war eine hocherfreuliche und vertrauenerweckende Erscheinung, er sprach sehr ernst und mit großer Erhebung von dem wichtigen Augenblicke, ging dann hinaus, um Befehle zu erteilen und Pläne zu prüfen; dann ging man zu Tische; eine Nachricht folgte der andern, die Gesichter der älteren Offiziere verblaßten und verlängerten sich, der Prinz wurde ernst und immer ernster. Er sagte uns gute Nacht, er nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, indem er mich schweigend ansah. Noch war Norddeutschland zu retten vor dem Joche der Franzosen, ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühl drückte ich diese Hand, recht ernst wurde es in meiner Seele. „Nein, wenn ich zurückgeschlagen würde, das könnte ich nimmermehr ertragen." „Versprechen Sie mir,

Place de *Jena*

No. *1er* de l'Enregistrement.

Grande Armee.

100e Régiment de Ligne

Feuille de Route.

Route que tient *Douze un colonel, un chef de Bon 1 chirurg major, 1 Capne 1 Lieutenant, 1 Sergt et 2 Capx [illegible] et dix hommes*

Partant de *Jena* le *30 8bre* pour se rendre à *au 5e Corps* en passant par les gîtes désignés ci-dessous.

Dornebourg,
Camburg,
Naumburg
Lutzen
Leipzig.

[illegible] le logement sera fourni en route & le fourrage de douze chevaux [illegible]

Délivrée par Mons. le Commissaire des Guerres

de Jena le *30 8bre* 1806.

[illegible signature]

Signalement.

Agé de
Taille de
Yeux
Nez
Bouche
Menton
Cheveux
Sourcils
Visage

Le logement [illegible] les officiers [illegible]

[illegible signature]

[illegible] le colonel [illegible]
Le colonel
[illegible signature]

Beilage 6. Französischer Paß für die Reise von Jena nach Leipzig ausgestellt am 30. Oktober 1806.

sich nicht in einem Avantgardegefecht so zu exponieren, daß Sie in wichtigen Momenten nicht helfen könnten," antwortete ich ihm. Das war abends 11 Uhr. Mittags des darauffolgenden Tages war er tot."

Die liebenswürdige Fürstin urteilt hier freilich viel zu enthusiastisch. Der Retter Norddeutschlands wäre Prinz Louis Ferdinand sicher nicht geworden, und wenn man ihm die Führung des ganzen preußischen Heeres mit unbedingter Vollmacht anvertraut hätte. Aber ein tapferer Mann war er, der sein Blut für sein Vaterland einsetzte und, wenn er auch nicht zu siegen verstand, doch mit Ehren zu sterben wußte.

Die französische Armee befand sich am Abend des 9. Oktober in folgenden Stellungen:

1. Auf dem rechten Flügel Soult in Groß-Zöbern zwischen Hof und Plauen, Ney in Münchberg, die Bayern in Bayreuth.

2. Das Zentrum vorgeschoben bis über Schleiz. Napoleons Hauptquartier in Ebersdorf.

3. Der linke Flügel unter Lannes hatte gegen Abend Gräfenthal erreicht, was der Marschall gegen fünf Uhr dem Kaiser meldete und hinzufügte: „Es wird Augereau unmöglich sein, im Laufe des Tages hierher zu kommen (Augereau hatte eben mit der Spitze seiner Truppen Koburg erreicht). Der gestrige Tag war schrecklich für die Truppen und die Artillerie. Die Wege sind miserabel. Das Land bietet absolut keine Hilfsmittel."

Lannes war also noch allein, Augereau noch weit zurück, er konnte bei den elenden Wegverhältnissen kaum am Abend des 10. mit ihm zusammenstoßen. Immerhin verfügte Lannes über fast 20000 Mann. Er erhielt am Abend Befehl von Berthier, am folgenden Tage Saalfeld anzugreifen. „Steht der Feind dort mit 15—18000 Mann, so greifen Sie an, wohlverstanden in Gemeinschaft mit Augereau (den man viel weiter vorgerückt wähnte). Vereinigt der Feind alles bei Saalfeld, so halten Sie die Stellung bei Gräfenthal — sollte er Sie angreifen, so wird ihm die mittlere Kolonne in die Flanke fallen. Zieht sich der Feind vor Ihnen zurück, so marschieren Sie so schnell wie möglich nach Saalfeld und nehmen dort Stellung."

Man sieht, es war Napoleon sehr viel an Saalfeld gelegen. Warum? Weil er der irrigen Meinung war, die feindliche Armee wolle sich bei Gera sammeln und ihm dort entgegentreten. War das der Fall, so mußte Lannes Saalfeld haben, weil sonst zwischen ihm und dem Zentrum die Saale lag. Napoleon konnte dann nicht weiter vorgehen, als bis bei Saalfeld zwischen ihm und seinem linken Flügel die Verbindung hergestellt war.

Ein Irrtum über die Aufstellung und die Absichten des feindlichen Heeres brachte also Napoleon dazu, Saalfeld für einen besonders wichtigen Punkt zu halten. Ein Irrtum über die Aufstellung und Absichten der eigenen Armee führte nun auch den Prinzen Louis Ferdinand dazu, die Wichtigkeit Saalfelds zu überschätzen. Er wußte es am Abend des 9. nicht anders, als daß am nächsten Tage Hohenlohe mit vier Kolonnen die Saale überschreiten und nach Mittelpöllnitz marschieren wolle. Unter solchen Umständen durfte man Saalfeld nicht in die Hände der Franzosen fallen lassen, weil sonst die Flanke der übergehenden Armeen schwer bedroht war. Auch erfuhr der Prinz, daß der Weg von Rudolstadt nach Pößneck für Fuhrwerk nicht benutzbar sei, daß er also selbst bei seinem Abmarsche nach Mittelpöllnitz die Straße über Saalfeld benutzen müsse. Er wußte nicht,

daß der Herzog den Übergangsplan gemißbilligt hatte, daß Hohenlohe seinem Plane entsagt hatte, daß also am 10. die Stellung der Armee sich gar nicht namhaft verändern sollte und auf Saalfelds Besitz oder Nichtbesitz wenig ankam. Sonst hätte er sich höchstwahrscheinlich an der Saale hin auf die nächste Division zurückgezogen. So mußte der Prinz Massenbachs beabsichtigten Ungehorsam mit dem Tode büßen. Allerdings muß man hinzufügen: Nicht nur die Schuld eines anderen büßte er, sondern auch seine eigene Torheit. Er rückte 8 1/2 Uhr vormittags mit dem bei Volkstädt zwischen Rudolstadt und Schwarza aufmarschierten Gros der Vorhut nach Saalfeld auf die Nachricht, daß sich die Vorposten unter Oberst Rabenau nicht mehr gegen die herandrängenden Feinde halten könnten. Als er ankam, war das Gefecht beim Lerchenhügel im Südwesten der Stadt im vollen Gange. Er ließ darauf seine Truppen zwischen den Dörfern Graba und Cröſten sich in Schlachtordnung aufstellen und sandte Meldung an den Herzog von Braunschweig und an den Fürsten Hohenlohe, er befinde sich gegenüber den aus dem Gebirge hervortretenden Franzosen und halte ihr Vordringen für eine starke Rekognoszierung. Kurz darauf traf der Leutnant von Egidy bei ihm ein, der ihm den mündlichen Befehl überbringen sollte, bei Rudolstadt stehen zu bleiben und nicht anzugreifen.

Seine Meldung soll der Prinz gar nicht angehört haben, sondern ihm das Wort abgeschnitten haben mit der Bemerkung, er wisse schon alles durch seinen Adjutanten, den Leutnant von Nostiz. Ob das wahr ist, wird nie zu entscheiden sein. Ob mit, ob ohne Befehl von Hohenlohe — jedenfalls schickte sich der Prinz zum Rückzug an. Er sah, daß der Feind sich auf den gegenüberliegenden Höhen immer mehr verstärkte, daß sich seine Kolonnen am Waldrande nach Unterwirrbach bewegten, und daß also seine Rückzugslinie nach Schwarza mehr und mehr bedroht wurde. Er sandte ein Bataillon dahin voraus, ein Bataillon und eine Batterie zur Deckung der Flanke nach dem Sandberg, das sächsische Regiment Clemens nach Ober-Hain. Mit drei und einem halben Bataillon der sächsischen Regimenter Kurfürst und Prinz Xavier unternahm er selbst einen Sturm auf die Höhenstellung des Feindes, um ihn zu hindern, sich weiter nach Norden auszudehnen.

Aber der Stoß mißlang. Aus dem Dorfe Beulwitz, das im Grunde liegt und nach Art der thüringer Dörfer dicht von Bäumen umgeben ist, brachen zwei französische Bataillone den mit klingendem Spiele vorwärts schreitenden Sachsen in die Flanke. Das eine Bataillon ward völlig geworfen, die beiden anderen gingen in guter Ordnung zurück und nahmen gleich darauf das Dorf Cröſten wieder. Auch das zurückgeschlagene Bataillon von Xavier wurde wieder zum Stehen gebracht, geordnet und vom Prinzen selbst unter Trommelwirbel ein Stück vorwärts geführt.

Nachdem die beiden Bataillone vom Regiment Kurfürst Cröſten wieder erobert hatten, kam das Gefecht für eine Stunde zum Stillstand. Die Franzosen hatten entweder in den zahlreichen tiefen Gebirgstälern und Gründen die Fühlung untereinander verloren oder waren sonst in Unordnung geraten — genug, sie gingen zunächst nicht weiter vor.

Was nun eigentlich der Prinz gewollt hat, ist nicht klar. Hat er abziehen wollen, wie v. Lettow-Vorbeck annimmt, so ist der Abzug jedenfalls nicht schnell genug erfolgt. Hat er standhalten und den Franzosen noch einen Schlag versetzen wollen, so hat er die Sach-

lage nicht richtig erkannt. Er stand im Tale, die Franzosen auf den Höhen, seine Truppen waren verzettelt, die feindliche Streitmacht viel mehr konzentriert. Es scheint doch so, als habe er die Notwendigkeit des Rückzuges eingesehen und nur zu seiner Deckung die Reiterattacke unternommen, bei der ihn das Verhängnis ereilte. Sicher ist, daß die preußische Artillerie zurückging und auf dem Rückzuge bei Wölsdorf, als in einem Hohlwege ein Geschütz umfiel und allen übrigen den Weg versperrte, stecken blieb und gefangen wurde.

In dem Augenblick kam französische Kavallerie herangesprengt, um die Artillerie zu nehmen. Sie erhielt eine Salve von der Bedienungsmannschaft, stutzte und ging zurück. Nun warf sich der Prinz an der Spitze von sächsischen Husarenschwadronen auf die Weichenden. Die französischen Reserveschwadronen aber fielen ihm in die Flanke, die sächsischen Reiter wurden geworfen und rissen die drei Schwadronen Schimmelpfennig-Husaren, die zu spät zur Hilfe heranritten, in ihre Flucht mit fort. Wie bei Schleiz das Reitergefecht verloren ging, weil keine Reserve da war, so ging es hier verloren, weil die Reserve zu spät kam. In wilder Flucht jagten die Reiter des Prinzen davon. Er selbst wäre auf seinem trefflichen Pferde sicher den Verfolgern entkommen, wenn nicht das Tier mit den Hufen in dem Wurzelgestrüpp eines Baumes hängen geblieben wäre. So ereilten ihn die feindlichen Reiter, und da er sich nicht ergeben wollte, erstach ihn nach tapferer Gegenwehr ein Sergeant des 10. französischen Husarenregiments (Abb. 53).

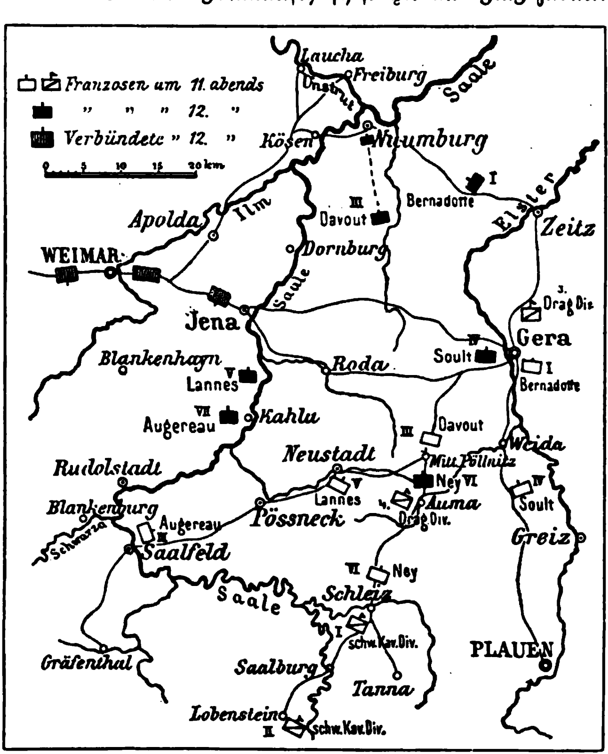


Abb. 52. Die Aufstellung zwischen Weimar und Plauen. Aus: von Pflugk-Harttung, Napoleon I. Berlin, J. M. Spaeth Verlag.

Die fliehenden Sachsen überritten zum Teil ihre eigene Infanterie, sprengten dann in die Saale und retteten sich nach Rudolstadt. Zwei sächsische Obersten wurden dabei gefangen. Die Artillerie ging fast ganz verloren.

Genau so traurig erging es den Truppen, die am Sandberge fochten. Sie wurden zersprengt, und soweit sie nicht durch die Schwarza in den Bergwald entkamen, niedergehauen oder gefangen.

Von den 40 Geschützen, die der Prinz gehabt hatte, wurden nur fünf gerettet. Ebenso erbeuteten die Franzosen die ganze Bagage, zwei Munitionswagen, vier Fahnen. Die Schlacht kostete den Sachsen und Preußen 29 Offiziere und 17—1800 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Dabei hatte Lannes nur eine ganz winzige Überzahl, die durch die fast dreifache Überlegenheit an Geschützen auf seiten der Sachsen und Preußen mehr als ausgeglichen ward. Er hatte nur mit einer Division gefochten, 10—11000 Mann, und nur wenig schwächer war der Prinz gewesen, und doch war die Avantgarde des Hohenlohischen Korps ganz und gar geworfen und nicht mehr gefechtsfähig.

Das Schlimmste aber, was die Armee betroffen hatte, war doch der Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Sein Leichnam, der sechs Wunden zeigte, darunter einen Stich durch die Brust und einen furchtbaren Hieb durch den Schädel, blieb die ganze Nacht auf den Saalewiesen liegen. Am andern Morgen wurde er nur notdürftig bekleidet nach Saalfeld gebracht, wo ihn Lannes in der Johanneskirche beisetzen ließ. Von dort ist er später nach Berlin überführt worden. Bei Wölsdorf an der Chaussee nach Schwarza erinnert ein einfaches Denkmal unter ragenden Pappeln daran, daß hier ein Prinz des Hauses Hohenzollern unter den Säbelhieben französischer Reiter seinen Tod gefunden hat. Niemand wird es ohne Bewegung betrachten, denn der dort fiel, starb für das Höchste, was er kannte.

Aber doch muß es gesagt werden, daß der Prinz in seiner Stellung solch einen Tod nicht nur vermeiden konnte, sondern auch vermeiden mußte. Die ritterliche Tapferkeit, die sich tollkühn in die Gefahr stürzt und das Leben nichts achtet, ist bei dem Subalternoffizier eine sehr hohe Tugend, bei dem Feldherrn ein schwerer Fehler. Der Leiter eines Gefechtes hat anderes zu tun, als sich mit geschwungenem Degen auf die feindlichen Schwadronen zu werfen. Die Truppe, die unter ihm kämpft, entbehrt dann der Leitung, reißt er sie an der einen Stelle zur höchsten Anspannung mit fort, so fehlt dafür sein Eingreifen an einer anderen Stelle, und wird er verwundet oder getötet, so ist das Heer in der Lage eines Rumpfes ohne Haupt. So ist auch der Heldentod des Prinzen der Armee zum Schaden gewesen, nicht nur der Avantgarde, die er führte, sondern dem ganzen preußischen Heere. Als dem Marschall Lannes der Orden des gefallenen Prinzen überbracht und sein Tod gemeldet wurde, soll er ausgerufen haben: „Ach, das ist gut, das wird Sensation in der Armee machen!“ Das traf wohl zu, aber die meiste Sensation machte es nicht bei den Franzosen, sondern bei den Preußen. Es war etwas viel auf einmal für die Soldaten, erst die Hiobspost von Schleiz, gleich darauf die Kunde von der Niederlage bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen, der so vielen für die Verkörperung des preußischen Heldenmutes galt. Wie sollte das enden! Die Versprengten von Saalfeld schimpften laut auf die schlechte Oberleitung, die sie geradezu mit sehenden Augen ins Verderben geführt habe, die Höhen hinauf, den Fluß im Rücken. Wenn das dem Prinzen Louis passiert war, was mochte dann wohl von den anderen Generalen zu erwarten sein? Dabei erzählten sie, schon um ihre Flucht zu beschönigen, wunderbare Dinge von der Tirailleurkunst der Franzosen. Ihre Schilderungen machten die Truppen bestürzt



Abb. 53. Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Zeitgenössisches Kupfer.

Von den 40 Geschützen, die der Prinz gehabt hatte, wurden nur fünf gerettet. Ebenso erbeuteten die Franzosen die ganze Bagage, zwei Munitionswagen, vier Fahnen. Die Schlacht kostete den Sachsen und Preußen 29 Offiziere und 17—1800 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Dabei hatte Lannes nur eine ganz winzige Überzahl, die durch die fast dreifache Überlegenheit an Geschützen auf seiten der Sachsen und Preußen mehr als ausgeglichen ward. Er hatte nur mit einer Division gefochten, 10—11000 Mann, und nur wenig schwächer war der Prinz gewesen, und doch war die Avantgarde des Hohenlohischen Korps ganz und gar geworfen und nicht mehr gefechtsfähig.

Das Schlimmste aber, was die Armee betroffen hatte, war doch der Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Sein Leichnam, der sechs Wunden zeigte, darunter einen Stich durch die Brust und einen furchtbaren Hieb durch den Schädel, blieb die ganze Nacht auf den Saalewiesen liegen. Am andern Morgen wurde er nur notdürftig bekleidet nach Saalfeld gebracht, wo ihn Lannes in der Johanneskirche beisetzen ließ. Von dort ist er später nach Berlin überführt worden. Bei Wölsdorf an der Chaussee nach Schwarza erinnert ein einfaches Denkmal unter ragenden Pappeln daran, daß hier ein Prinz des Hauses Hohenzollern unter den Säbelhieben französischer Reiter seinen Tod gefunden hat. Niemand wird es ohne Bewegung betrachten, denn der dort fiel, starb für das Höchste, was er kannte.

Aber doch muß es gesagt werden, daß der Prinz in seiner Stellung solch einen Tod nicht nur vermeiden konnte, sondern auch vermeiden mußte. Die ritterliche Tapferkeit, die sich tollkühn in die Gefahr stürzt und das Leben nichts achtet, ist bei dem Subalternoffizier eine sehr hohe Tugend, bei dem Feldherrn ein schwerer Fehler. Der Leiter eines Gefechtes hat anderes zu tun, als sich mit geschwungenem Degen auf die feindlichen Schwadronen zu werfen. Die Truppe, die unter ihm kämpft, entbehrt dann der Leitung, reißt er sie an der einen Stelle zur höchsten Anspannung mit fort, so fehlt dafür sein Eingreifen an einer anderen Stelle, und wird er verwundet oder getötet, so ist das Heer in der Lage eines Rumpfes ohne Haupt. So ist auch der Heldentod des Prinzen der Armee zum Schaden gewesen, nicht nur der Avantgarde, die er führte, sondern dem ganzen preußischen Heere. Als dem Marschall Lannes der Orden des gefallenen Prinzen überbracht und sein Tod gemeldet wurde, soll er ausgerufen haben: „Ach, das ist gut, das wird Sensation in der Armee machen!" Das traf wohl zu, aber die meiste Sensation machte es nicht bei den Franzosen, sondern bei den Preußen. Es war etwas viel auf einmal für die Soldaten, erst die Hiobspost von Schleiz, gleich darauf die Kunde von der Niederlage bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen, der so vielen für die Verkörperung des preußischen Heldenmutes galt. Wie sollte das enden! Die Versprengten von Saalfeld schimpften laut auf die schlechte Oberleitung, die sie geradezu mit sehenden Augen ins Verderben geführt habe, die Höhen hinauf, den Fluß im Rücken. Wenn das dem Prinzen Louis passiert war, was mochte dann wohl von den anderen Generalen zu erwarten sein? Dabei erzählten sie, schon um ihre Flucht zu beschönigen, wunderbare Dinge von der Tirailleurkunst der Franzosen. Ihre Schilderungen machten die Truppen bestürzt



Abb. 53. Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Zeitgenössisches Kupfer.

und schlug vor, das Heer über Weimar dorthin zu führen. Nun zeigte sich die Konferenz im vollen Glanze ihrer militärischen Weisheit, sie tat keines von beiden, aber doch von jedem etwas. Dem Herzoglichen Plane zuliebe beorderte man drei Divisionen nach Blankenhain und Umgegend, dem Scharnhorstschen Vorschlage zuliebe zwei Divisionen nach Weimar.

Der Herzog ritt nach Blankenhain voraus, hörte hier Kanonendonner von Süden her und erhielt die Meldung vom Prinzen Louis, daß er sich entschlossen habe, bei Saalfeld dem Feinde entgegenzutreten. Der Oberfeldherr zögerte lange mit einer Antwort, denn er hoffte, der König werde bald eintreffen und ihn der Verantwortlichkeit entheben. Der König kam aber nicht, und so sah sich der Kommandierende in der unangenehmen Lage, kommandieren zu müssen. Er tat es in der Weise, daß er dem Prinzen schrieb, er „werde wohl tun," bei Rudolstadt „eine Stellung für diese Nacht zu nehmen".

Der Offizier, der den „Befehl" an den Prinzen zurückbringen sollte, stieß aber nach kurzem Ritte auf versprengte Sachsen, die ihm meldeten, was inzwischen bei Saalfeld geschehen war. Er setzte seinen Ritt bis Rudolstadt fort, hörte dort das Gleiche und kehrte mit der schlimmen Kunde nach Blankenhain zurück.

Im Quartier des Herzogs erregte die Nachricht den größten Schrecken und die tiefste Bestürzung. Alle betrauerten aufs lebhafteste den Tod des ritterlichen Prinzen, und vielen erschien sein Fall wie ein Vorzeichen kommenden Unheils. Eine trübe, niedergeschlagene Stimmung bemächtigte sich der Gemüter, und sie ward noch düsterer, als kurz darauf auch Tauentziens Niederlage bei Schleiz bekannt wurde. Jeder Vernünftige mußte sich sagen, daß der Feldzug sich sehr bedenklich anließ. Dabei gingen den Offizieren immer mehr die Augen auf über die Unzulänglichkeit der eigenen höchsten Führung. Sie zeigte sich auf dem Marsche und ebenso, als man das Ziel des Marsches erreicht hatte. „In friedlicher Behaglichkeit" marschierten die Truppen auf Blankenhain zu. Als in der Ferne Kanonenschüsse hörbar wurden, „fingen die langen Gesichter an, Mode zu werden, und die in alle Weltgegenden herumgesprengten Adjutanten sollten nun aufs eiligste aus der Friedensmarschformation eine Kriegsform herausbilden". Dann fand sich, daß der Ort des Lagers ganz und gar verkehrt gewählt war. Die Truppen sollten auf einem Hochplateau bei Hochdorf biwakieren, das man früher als geeignet erkundet hatte. Aber die Hochfläche hatte kein Wasser, besaß nur einen einzigen Zugang für Artillerie und Kavallerie und war von Höhen eingefaßt, die der Feind nur zu besetzen brauchte, um die Armee wie in einer Falle zu fangen. Dort konnte das Lager nicht bezogen werden, die Truppen wurden vielmehr in einzelnen Divisionen auf den umliegenden Höhen untergebracht.

Das Hauptquartier blieb in Blankenhain, und wie es dort zuging, mag Boyen in seiner lebendigen, anschaulichen Weise erzählen: „Bei diesem hin und her reiten war es spät abends und dunkel geworden, wir hatten den ganzen Tag zu Pferde gesessen und nichts gegessen, und das war Veranlassung genug, daß sich die Umgebung des Herzogs instinktartig nach seinem Quartier drängte, da wir wußten, daß dort für unsern Unterhalt immer fürstlich gesorgt war. In dem alten Schlosse oder Rathause, ich weiß das nicht mehr bestimmt, war auch für uns in einem sehr großen Zimmer ein langer Tisch gedeckt, indes

der Herzog in dem Nebenzimmer blieb und nicht wie sonst gewöhnlich zur Tafel kam. Wir waren eben im Begriff unsern Hunger zu befriedigen und unsere politischen und militärischen Zweifel gegeneinander auszutauschen, als sich die Tür öffnete und der König, begleitet von einigen seines Gefolges, schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging, wobei seine natürliche Gutmütigkeit uns noch ausschalt, daß wir vom Tische aufsprangen, um ihm unsere Ehrerbietung zu bezeugen.



Abb. 55. Gerhard Johann David von Scharnhorst, Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig (1756—1813). Kpfr. von F. W. Bollinger nach Burg.

Es wurde nun bei dem Herzoge beratschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen und bei diesem hin und her gehen versäumte man, die Tür des Konferenzzimmers zuzumachen. Das war, so klein dieser Umstand hier auch erscheinen mag, ein wirkliches Unglück; denn nun ward die Beratung eigentlich bald allgemein, und fast jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustand der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben.

Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bis dahin bestandenen Militär-Hierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos, und da ich sie nicht für ohne Einfluß auf die kommenden Begebenheiten halte, so hat es mir nicht überflüssig geschienen, sie als eine Warnungstafel ganz ausführlich zu erzählen.

Endlich wurde nach langem Umherreden besonders auf Betrieb von Scharnhorst beschlossen, mit den bei Blankenhain befindlichen 3 Divisionen bei Anbruch des Tages nach Weimar zu marschieren; diese dort mit der Reserve in einem Lager zu vereinigen, wäh-

rend der Fürst Hohenlohe mit dem ihm untergeordneten Heere ein Lager bei Kapellendorf nehmen würde."

Des weiteren berichtet dann Boyen, wie er selbst noch in der Nacht nach Weimar gesandt worden sei, um dem General von Kalckreuth Meldung zu machen. Kalckreuth, „sonst nur aus Spott und Kritizismus zusammengesetzt", war schon recht kleinlaut geworden, trotzdem tat er auf Boyens Meldung vom Gefechte bei Saalfeld die Äußerung: „So geht es, wenn man die alten Generale bei die Reserve stellt und den Unerfahrenen Avantgarden gibt," — nicht nur eine befremdend kalte, sondern auch eine für den General ganz ungehörige Bemerkung dem jungen Stabskapitän gegenüber.

In Blankenhain hatte der Kriegsrat übrigens noch mehr beschlossen. Rüchel und Blücher sollten herangezogen werden und zwischen Weimar und Erfurt Stellung nehmen.

Das Husarenregiment Blücher ward nach Mellingen beordert.

Der Herzog von Weimar erhielt den Befehl, über Tambach und Gotha nach seiner Hauptstadt zu rücken.

Das waren alles ganz vernünftige Maßregeln. Warum dagegen der Herzog von Weimar einen Teil seiner Truppen nach Koburg entsenden sollte, ist für uns heute nicht mehr verständlich. Das konnte nur dann einen Sinn haben, wenn man Lannes bei Saalfeld mit der ganzen Armee angreifen wollte, was der Herzog von Weimar am 8. oder 9. Oktober dem Oberbefehlshaber geraten hatte und was nun freilich nicht mehr ausführbar war. Der Herzog von Weimar hatte nämlich ganz richtig erkannt, daß das Lannessche Korps der linke Flügel der französischen Armee war und hatte geraten, das Korps mit Übermacht zu erdrücken, ehe Napoleon ihm über Schleiz zu Hilfe kommen könne. Das zeigt, welch richtigen militärischen Blick der Fürst besaß, den man gewöhnlich nur als Mäcen der Dichtkunst schätzt. Er riet, das zu tun, was Napoleon fürchtete, und was Scharnhorst auch tun wollte — gewiß eine merkwürdige Übereinstimmung mit zwei großen militärischen Kapazitäten. Aber auch Karl August von Sachsen-Weimar stand im preußischen Heere nicht an der richtigen Stelle. —

Ähnlich verfahren standen die Dinge bei Hohenlohe. Der Fürst hatte in noch nächtlicher Frühe sein Hauptquartier von Jena nach Kahla verlegt, war dann nach Neustadt geritten, wo er ein Detachement unter Boguslawski hinbeordert hatte, aber zu seiner großen und sehr unliebsamen Überraschung Teile des bei Schleiz geschlagenen Tauentzienschen Korps vorfand. Die Affäre dort war also nicht, wie ihm der General geschrieben hatte, „ehrenvoll beendet", sondern ganz unglücklich abgelaufen. Erschreckt sandte Hohenlohe dem sächsischen General von Zezschwitz den Befehl, sogleich mit seinen Truppen auf Roda zurückzugehen. Er selbst ritt wieder nach Kahla und erfuhr dort am Spätnachmittag, als er noch bei der Tafel saß, daß Prinz Louis Ferdinand gefallen und die Avantgarde total geschlagen sei. Der Tod des Prinzen beugte den Fürsten tief, die Niederlage seiner Truppen erschreckte ihn über die Maßen. Er schickte noch in der Nacht Massenbach ins große Hauptquartier mit dem Vorschlage, die ganze Armee solle entweder gleich die Saale überschreiten, damit man nicht von der Elbe abgeschnitten würde, oder sie solle auf dem Ettersberge bei Weimar zusammengezogen werden. Der Ettersberg war

bekanntlich der Massenbachsche „strategische Punkt", wo man Napoleon erwarten mußte.

Keines von beiden geschah. Der Fürst erhielt den Befehl, zwischen Jena und Weimar ein Lager zu beziehen. Infolgedessen begab er sich mit seinem Stabe wieder nach Jena zurück und stieß eine Strecke vor dem Dorfe Maua auf die bei Saalfeld geschlagenen Truppen, soweit sie noch beieinander waren. Er sagte denen vom Regiment Kurfürst einige lobende Worte über ihr tapferes Verhalten im Gefecht und war überhaupt bemüht, durch freundlichen Zuspruch die Gemüter zu erheben und der entmutigten Truppe wieder Haltung zu geben. Wie wenig ihm das gelang, sollte sich bald zeigen. Die Truppen, die im Laufe des Tages nach Jena und durch Jena kamen, waren aber auch zum großen Teil in einem schauderhaften Zustande. Die von Saalfeld Geflohenen waren ganz aufgelöst, ermüdet, entmutigt, nicht mehr gefechtsfähig. Fast ganz dasselbe gilt von den Soldaten Tauentziens, der am Nachmittage eintraf. Die Sachsen unter Zezschwitz, die in einzelnen Abteilungen von Roda kommend einzogen, waren durch die großen und dabei ganz nutzlosen Hin- und Hermärsche der vorhergehenden Tage und durch den Mangel an ausreichender Pflege ganz ermattet und überanstrengt. Wenigstens hatte sie von der Marwitz am Abend vorher bei Roda in einem solchen Zustande gefunden, daß nach seiner Meinung „ein einziges feindliches Kavallerieregiment ausreichend gewesen wäre, das Ganze auseinander zu sprengen. Der General von Zezschwitz befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte."

Nur ein geringer Teil der Hohenlohischen Armee konnte am Abend den Lagerplatz auf der Höhe zwischen Jena und Weimar wirklich erreichen. Die meisten Regimenter, Bataillone und Schwadronen biwakierten in Jena, in den umliegenden Dörfern oder unter freiem Himmel in der Umgegend, besonders im Mühltale.

Indessen wird es Zeit, daß wir uns wieder nach der französischen Armee umsehen. Hier vollzogen sich am 11. und 12. die bedeutsamsten Dinge.

Zunächst sah Napoleon seinen großen Irrtum über die Stellung des preußischen Heeres ein. Er hatte gewähnt, der Feind werde sich bei Gera sammeln und ihm dort entgegentreten. Das war nach seiner Ansicht eine vernünftige Stellung, denn so konnte die preußische Armee Sachsen decken und sich die Rückzugslinie auf die Elbe sichern, und er rechnete natürlich damit, daß seine Feinde nach einem vernünftigen Plane handelten. Unrichtige und übertriebene Meldungen hatten ihn in seinem Irrtum noch bestärkt.

Im Laufe des 11. überzeugte sich jedoch der Kaiser — er selbst ritt von seinem Hauptquartier Auma nach Gera vor —, daß die Preußen dort nicht standen.

In der Nacht vom 11. zum 12. erhielt er die Nachricht, daß die preußische Hauptarmee bei Weimar stehe.

Sofort war nun sein Plan gefaßt. Er wollte die Preußen umgehen — ihnen den Rückzug nach Berlin abschneiden. Mehr und mehr gewann er den Eindruck, daß es die preußischen Führer auf eine Entscheidungsschlacht gar nicht ankommen lassen wollten,

rend der Fürst Hohenlohe mit dem ihm untergeordneten Heere ein Lager bei Kapellendorf nehmen würde."

Des weiteren berichtet dann Boyen, wie er selbst noch in der Nacht nach Weimar gesandt worden sei, um dem General von Kalckreuth Meldung zu machen. Kalckreuth, „sonst nur aus Spott und Kritizismus zusammengesetzt", war schon recht kleinlaut geworden, trotzdem tat er auf Boyens Meldung vom Gefechte bei Saalfeld die Äußerung: „So geht es, wenn man die alten Generale bei die Reserve stellt und den Unerfahrenen Avantgarden gibt," — nicht nur eine befremdend kalte, sondern auch eine für den General ganz ungehörige Bemerkung dem jungen Stabskapitän gegenüber.

In Blankenhain hatte der Kriegsrat übrigens noch mehr beschlossen. Rüchel und Blücher sollten herangezogen werden und zwischen Weimar und Erfurt Stellung nehmen.

Das Husarenregiment Blücher ward nach Mellingen beordert.

Der Herzog von Weimar erhielt den Befehl, über Tambach und Gotha nach seiner Hauptstadt zu rücken.

Das waren alles ganz vernünftige Maßregeln. Warum dagegen der Herzog von Weimar einen Teil seiner Truppen nach Koburg entsenden sollte, ist für uns heute nicht mehr verständlich. Das konnte nur dann einen Sinn haben, wenn man Lannes bei Saalfeld mit der ganzen Armee angreifen wollte, was der Herzog von Weimar am 8. oder 9. Oktober dem Oberbefehlshaber geraten hatte und was nun freilich nicht mehr ausführbar war. Der Herzog von Weimar hatte nämlich ganz richtig erkannt, daß das Lannessche Korps der linke Flügel der französischen Armee war und hatte geraten, das Korps mit Übermacht zu erdrücken, ehe Napoleon ihm über Schleiz zu Hilfe kommen könne. Das zeigt, welch richtigen militärischen Blick der Fürst besaß, den man gewöhnlich nur als Mäcen der Dichtkunst schätzt. Er riet, das zu tun, was Napoleon fürchtete, und was Scharnhorst auch tun wollte — gewiß eine merkwürdige Übereinstimmung mit zwei großen militärischen Kapazitäten. Aber auch Karl August von Sachsen-Weimar stand im preußischen Heere nicht an der richtigen Stelle. —

Ähnlich verfahren standen die Dinge bei Hohenlohe. Der Fürst hatte in noch nächtlicher Frühe sein Hauptquartier von Jena nach Kahla verlegt, war dann nach Neustadt geritten, wo er ein Detachement unter Boguslawski hinbeordert hatte, aber zu seiner großen und sehr unliebsamen Überraschung Teile des bei Schleiz geschlagenen Tauentzienschen Korps vorfand. Die Affäre dort war also nicht, wie ihm der General geschrieben hatte, „ehrenvoll beendet", sondern ganz unglücklich abgelaufen. Erschreckt sandte Hohenlohe dem sächsischen General von Zezschwitz den Befehl, sogleich mit seinen Truppen auf Roda zurückzugehen. Er selbst ritt wieder nach Kahla und erfuhr dort am Spätnachmittag, als er noch bei der Tafel saß, daß Prinz Louis Ferdinand gefallen und die Avantgarde total geschlagen sei. Der Tod des Prinzen beugte den Fürsten tief, die Niederlage seiner Truppen erschreckte ihn über die Maßen. Er schickte noch in der Nacht Massenbach ins große Hauptquartier mit dem Vorschlage, die ganze Armee solle entweder gleich die Saale überschreiten, damit man nicht von der Elbe abgeschnitten würde, oder sie solle auf dem Ettersberge bei Weimar zusammengezogen werden. Der Ettersberg war

bekanntlich der Massenbachsche „strategische Punkt", wo man Napoleon erwarten mußte.

Keines von beiden geschah. Der Fürst erhielt den Befehl, zwischen Jena und Weimar ein Lager zu beziehen. Infolgedessen begab er sich mit seinem Stabe wieder nach Jena zurück und stieß eine Strecke vor dem Dorfe Maua auf die bei Saalfeld geschlagenen Truppen, soweit sie noch beieinander waren. Er sagte denen vom Regiment Kurfürst einige lobende Worte über ihr tapferes Verhalten im Gefecht und war überhaupt bemüht, durch freundlichen Zuspruch die Gemüter zu erheben und der entmutigten Truppe wieder Haltung zu geben. Wie wenig ihm das gelang, sollte sich bald zeigen. Die Truppen, die im Laufe des Tages nach Jena und durch Jena kamen, waren aber auch zum großen Teil in einem schauderhaften Zustande. Die von Saalfeld Geflohenen waren ganz aufgelöst, ermüdet, entmutigt, nicht mehr gefechtsfähig. Fast ganz dasselbe gilt von den Soldaten Tauentziens, der am Nachmittage eintraf. Die Sachsen unter Zezschwitz, die in einzelnen Abteilungen von Roda kommend einzogen, waren durch die großen und dabei ganz nutzlosen Hin- und Hermärsche der vorhergehenden Tage und durch den Mangel an ausreichender Pflege ganz ermattet und überanstrengt. Wenigstens hatte sie von der Marwitz am Abend vorher bei Roda in einem solchen Zustande gefunden, daß nach seiner Meinung „ein einziges feindliches Kavallerieregiment ausreichend gewesen wäre, das Ganze auseinander zu sprengen. Der General von Zezschwitz befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte."

Nur ein geringer Teil der Hohenlohischen Armee konnte am Abend den Lagerplatz auf der Höhe zwischen Jena und Weimar wirklich erreichen. Die meisten Regimenter, Bataillone und Schwadronen biwakierten in Jena, in den umliegenden Dörfern oder unter freiem Himmel in der Umgegend, besonders im Mühltale.

Indessen wird es Zeit, daß wir uns wieder nach der französischen Armee umsehen. Hier vollzogen sich am 11. und 12. die bedeutsamsten Dinge.

Zunächst sah Napoleon seinen großen Irrtum über die Stellung des preußischen Heeres ein. Er hatte gewähnt, der Feind werde sich bei Gera sammeln und ihm dort entgegentreten. Das war nach seiner Ansicht eine vernünftige Stellung, denn so konnte die preußische Armee Sachsen decken und sich die Rückzugslinie auf die Elbe sichern, und er rechnete natürlich damit, daß seine Feinde nach einem vernünftigen Plane handelten. Unrichtige und übertriebene Meldungen hatten ihn in seinem Irrtum noch bestärkt.

Im Laufe des 11. überzeugte sich jedoch der Kaiser — er selbst ritt von seinem Hauptquartier Auma nach Gera vor —, daß die Preußen dort nicht standen.

In der Nacht vom 11. zum 12. erhielt er die Nachricht, daß die preußische Hauptarmee bei Weimar stehe.

Sofort war nun sein Plan gefaßt. Er wollte die Preußen umgehen — ihnen den Rückzug nach Berlin abschneiden. Mehr und mehr gewann er den Eindruck, daß es die preußischen Führer auf eine Entscheidungsschlacht gar nicht ankommen lassen wollten,

Sumpfe zu helfen. Deshalb jammerte er ihnen niemals etwas vor von seiner gefährdeten Lage, sondern stellte sich stets als den unermeßlich Überlegenen dar, dem zu dienen und treu zu sein jedem der eigne Vorteil gebiete. Überdies lag die Großsprecherei in seiner Natur, er hat eigentlich nie viel anders geredet, auch wenn er mit seinen Prahlereien bewußt die Unwahrheit sagte. Jetzt aber war seine Siegeszuversicht wahrlich nicht erheuchelt, er war wirklich ganz durchdrungen von der tiefsten Verachtung des Gegners, der ihm in seiner hilflosen Unentschlossenheit geradezu kläglich erschien. Jede Zeile, die er in jenen Oktobertagen schrieb, ist durchtränkt von einer wahrhaft diabolischen Freude über die Verblendung und Schwäche des Feindes, von triumphierender Schadenfreude über die Ratlosigkeit der Greise, die ihm gegenüberstanden. So schreibt er am 12. an Lannes: „Alle aufgefangenen Briefe lassen erkennen, daß der Feind den Kopf verloren hat. Tag und Nacht halten sie Kriegsrat und wissen nicht, wozu sie sich entschließen sollen.“ An demselben Tage sendet er einen Brief nach Paris an Talleyrand, in dem es heißt: „In zwei oder drei Tagen werden sich hier interessante Dinge ereignen, aber alles bestärkt mich in dem Glauben, daß die Preußen fast gar keine Chance für sich haben, ihre Generale sind große Toren. Man begreift nicht, wie der Herzog von Braunschweig, dem man doch Talent zutraut, die Operationen dieser Armee auf eine so lächerliche Weise leiten kann.“ Auch den Brief des Königs von Preußen beantwortet er nun, aus welchem Grunde, ist allerdings schwer zu sagen. Unmöglich kann er jetzt noch geglaubt haben, mit seinen Friedensbeteuerungen irgendwelchen Eindruck zu machen, er wollte ja auch die friedliche Beilegung des Streites gar nicht — im Gegenteil, er wollte die preußische Armee zerschmettern. Man hat die Lösung des Rätsels darin zu finden gemeint, daß der Brief zu nichts weiter dienen sollte, als zur Legitimation eines französischen Spions, der die preußischen Stellungen auskundschaften sollte. Das wäre Napoleon ganz wohl zuzutrauen, nur hat er sicher zugleich die Absicht gehabt, dem Könige nochmals möglichst viel Kränkendes, Demütigendes und Bitteres zu sagen. Als ihm seinerzeit das sehr umfangreiche Schreiben des Königs zugestellt worden war, hatte er nur kurz hineingesehen, es dann ungelesen in die Tasche gesteckt und mit spöttischem Achselzucken geäußert: „Ich bedaure meinen Bruder, den König von Preußen. Er versteht nicht französisch, er hat diese Rhapsodie sicherlich nicht gelesen.“ Genau in demselben Tone schreibt er nun an den König selbst: „Ich bedaure, daß man Sie diese Art Pamphlet hat unterzeichnen lassen — ich will keineswegs Nutzen aus dem Taumel ziehen, der Ihre Entschlüsse beseelt, und der Sie politische Fehler hat begehen lassen, über die Europa noch jetzt staunt, und militärische Fehler, von deren Ungeheuerlichkeit in kürze ganz Europa widerhallen wird. — — Ich bin mir wohl bewußt, daß ich in diesem Briefe eine gewisse Empfindlichkeit verletze, die jedem Souverän angeboren ist, aber die Umstände verbieten jede Schonung“ usw.

So schrieb Napoleon, und daß er so schrieb, zeigt mehr als alles andere, wie gänzlich überzeugt er von seinem bevorstehenden Siege war. Ferner aber zeigt das Schreiben auch, wie gemein im Grunde der Charakter des großen Mannes war. Der Brief war noch nicht so frech wie der an Louis XVIII., den er einfach mit „Monsieur“ anredet und wie einen armen Teufel behandelt, aber dafür war er auch durch nichts provoziert, es

war die reine Lust am Verletzen und Verwunden, die ihn diktierte. Es war ihm eine Wonne, dem unglücklichen Gegner „ohne jede Schonung" die Wahrheit über seine traurige Lage zu sagen.

Denn in der Tat — es war leider die Wahrheit, wenn er von ungeheuerlichen Fehlern redete und ganz einfach dem Könige zurief: „Sire, Sie werden besiegt werden!" Ganz wußte er es freilich selber nicht, wie berechtigt er war, ein solches Prognostikon zu stellen, denn er kannte doch nur zum kleinsten Teile den Zustand, in dem sich die preußische Armee befand. Der war so geworden, daß er den Sieg über ein fest gefügtes, einheitlich geleitetes Heer von vornherein ausschloß, und fast wunderbar ist es zu nennen, was die Truppen, wenigstens zum großen Teile, am Tage der Schlacht trotzalledem noch geleistet haben.

Es herrschte die vollkommenste Verwirrung. Manchen schien es, als habe der Oberbefehlshaber den Verstand verloren. Er wollte abziehen, ja, das wollte er. Aber darüber mußte erst wieder Kriegsrat gehalten, d. h. die überaus kostbare Zeit versäumt werden. Rüchel, Massenbach und andere wurden deshalb erst von ihren Truppenteilen nach Weimar entboten. Selbst sehr untergeordnete Führer erkannten mehr und mehr die schauderhafte und gefährliche Unfähigkeit des Höchstkommandierenden. Schon am 11. erschienen Offiziere bei dem General Kalckreuth und beschworen ihn, das Kommando der Armee zu übernehmen. Die Krone des Königs sei in Gefahr. Die eine Hälfte hätte er schon verloren, die andere würde er noch verlieren, wenn der Herzog den Oberbefehl behielte. „Derselbe wüßte weder, was er täte, noch was er tun wolle, weder wo er ginge, noch wo er stände, und um die Verwirrung auf den höchsten Grad zu bringen, habe er sich auch noch mit dem Obersten Scharnhorst überworfen und habe ihm die härtesten Sachen gesagt."

Nun war ohne Zweifel der Herzog von Braunschweig wirklich in einem Zustande, der ihn unfähig machte, das Kommando über eine Armee zu führen. Es passierte ihm z. B., wie Boyen berichtet, „daß er mit der größten Lebhaftigkeit im Zimmer auf und ab lief und nach einem Offizier rief, der ihm zur Seite stand". Aber dann hätte man den König bitten müssen, ihn zu entfernen, nicht den General Kalckreuth. Welche Zustände müssen in einer Armee herrschen, wo eine Abordnung von Offizieren einen General „en second ordre" bittet, den Oberfeldherrn abzusetzen, noch dazu, während der oberste Kriegsherr selbst im Lager weilte! Nichts zeigt so deutlich, wie sehr das Vertrauen zu der obersten Führung und wie sehr die alte Manneszucht schon im Verschwinden war.

Fast noch Schlimmeres geschah am 13. Der General von Zezschwitz ließ Hohenlohe kaltblütig mitteilen, wenn die Sachsen nicht noch heute Brot bekämen, und wenn man ihm nicht durch Mitteilung des Operationsplanes die Gewißheit gebe, daß er mit seinem Korps nicht für ein fremdes Interesse kämpfen müsse, so werde er auf der Stelle mit seinem Korps zum Schutze Sachsens abrücken.

Wenn heutzutage der Führer eines bundesfürstlichen Kontingentes so handeln wollte, so würde man das einfach eine Meuterei vor dem Feinde nennen, und der General entginge der Kugel schwerlich. Damals aber lagen die Dinge doch wesentlich anders. Als

Hohenlohe den Überbringer der Nachricht anfuhr mit den Worten: „Sie aber frage ich als Militär, der die Gesetze der Subordination noch nicht vergessen hat, ob General von Zezschwitz wohl weiß, daß ihm ein solcher Schritt den Kopf kosten kann?“ da antwortete der Major von Funk ganz gelassen: „Eben deshalb wird er ihn seinem Herrn bringen, der allein das Recht hat, ihn zu richten.“ Ja, so stand es. Der sächsische General war zwar auf Befehl seines Souveräns zur Zeit einem preußischen Heerführer unterstellt, aber er hatte dem Könige von Preußen keinen Treueid geschworen. Getraute er sich's, die Verantwortung zu übernehmen, so marschierte er ab, wenn die Preußen nicht in der Lage waren, ihn zum Bleiben zu zwingen. Das Gericht über seine eigenmächtige Handlungsweise stand nur seinem Landesherrn zu, wie es ausfallen würde, konnte keinem Eingeweihten zweifelhaft sein. Der Kurfürst folgte ja selbst nur gezwungen den preußischen Fahnen, und Zezschwitz kannte die Gesinnung seines Herrn gar wohl.



Abb. 57. General Hanns Gottlob von Zezschwitz. Kpfr.

Als Meuterei kann man also seine Drohung nicht bezeichnen. Trotzdem war sein Verhalten im Angesichte des Feindes tadelnswert genug. Hanns Gottlob von Zezschwitz hatte wenige Tage vorher seinen Truppen in einem Aufrufe gesagt, daß der Krieg geführt werde, um die Ruhe des deutschen Vaterlandes wieder herzustellen. Er wußte also noch etwas von einem deutschen Vaterlande. Demnach mußte er auch wissen, daß der Abfall von Preußen in der Stunde höchster Gefahr hart an den Verrat der vaterländischen Sache streifte.

Andererseits freilich gibt es sehr vieles und sehr wichtiges, was ihn entschuldigt. Dazu gehören nicht die unsinnigen Gerüchte, die im sächsischen Lager umliefen, daß die Preußen heimlich mit den Franzosen verbündet seien und Sachsen unter sich teilen wollten. Sie zeigen zwar das entsetzliche Mißtrauen, das den gemeinen Soldaten gegen die „Verbündeten“ beseelte, konnten aber bei einem ernsthaften und gebildeten Manne keinen

Glauben finden. Dagegen hatte er sehr wohlgegründete Beschwerden vorzubringen. Er hatte als der General einer verbündeten Armee unbedingt das Recht, in den Operationsplan eingeweiht zu werden und ebensogut wie Massenbach oder Phull am Kriegsrate teilzunehmen. Es war ihm auch nicht zu verdenken, wenn er wütend war über die nutzlosen, aufreibenden Märsche und Strapazen, die seinen Sachsen zugemutet wurden. Am allermeisten aber entschuldigt ihn der Hunger, der bei seinen Truppen herrschte. Allerdings hungerten auch große Teile der preußischen Armee, aber keiner so wie die Sachsen, und überdies ging ihn das nichts an, er hatte für die Seinen zu sorgen.

Was war aber der Grund dafür, daß die preußisch-sächsische Armee hungerte? Zum Teil die Kopflosigkeit der Soldaten und der Subalternoffiziere. Sowie die Nachricht von dem verlorenen Treffen bei Saalfeld eintraf, machte sich die Feldbäckerei bei Lobeda nach Weimar davon und warf dabei den Teig zu 20000 Broten in die Saale, um ihn nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Am 11. nachmittags entstand ein großer Alarm in Jena — es wird weiterhin noch davon ausführlich die Rede sein — es hieß die Franzosen seien im Anmarsch. Die Kunde davon erreichte den Provianttrain, der schon nahe an die Stadt herangekommen war. Die Wagen bogen ab, fuhren nach Dornburg, von da nach Schöten bei Apolda, so daß erst am 13. das mitgeführte Mehl verbacken werden konnte. Solche Fälle kamen öfters vor, wenn auch nicht in so krasser Weise. Aber die Hauptschuld des Mangels trug das ganz und gar verkehrte Verpflegungssystem.

Man wollte die Truppen aus Magazinen unterhalten. Alles, was zum Bedarf der Menschen und Pferde gehörte, sollte von der Bagage nachgeführt werden. Wenn da im Felde nicht alles drunter und drüber gehen soll, so müssen im Frieden sehr eingehende und oft wiederholte Übungen mit dem Train vorgenommen werden. Wie und wo hätten sie aber bei der preußischen Armee stattfinden sollen? Manöver, wo dergleichen gelernt werden kann, gab es ja nicht. Aber selbst wenn alles gut eingelernt und vorbereitet worden ist, wird doch im Felde niemals alles klappen, denn da fährt und marschiert die Bagage in unbekanntem Gelände, und der Feind hat schließlich doch auch ein Wort mitzusprechen. Bei einem Heere, das so verköstigt und verpflegt werden soll, muß manchmal Mangel und Not entstehen, z. B. wenn die Bagage einem notwendigen Eilmarsche nicht zu folgen imstande ist.

Unbegreiflich, daß die Leiter des preußischen Heeres von Napoleon so gar nichts lernten! Der war vergnügt mit einer lächerlich kleinen Kriegskasse ins Feld gerückt und hatte sich wohl gehütet, seinem Heere solch einen ungeheuern, schwerfälligen Troß anzuhängen, wie ihn die preußische Armee mit sich führte. Er wußte ja, daß seine Soldaten in Deutschland nicht verhungern würden; was sie nicht hatten, das nahmen sie sich. Die Franzosen fouragierten und requirierten einfach, was nötig war, und kümmerten sich nicht im geringsten darum, ob das den Leuten angenehm war oder nicht. Im preußischen Heere war das streng verboten. Nicht einmal gegen Bezahlung sollte der friedliche Bürger oder Bauer gezwungen werden, Lebensmittel, Holz und Stroh wider seinen Willen herzugeben, und an einem so verrückten Grundsatz wurde unglaublicherweise selbst da festgehalten

wo ausgesprochner Mangel die Soldaten bedrückte. Ganz in der Nähe des Lagers bei Weimar befand sich eine große Niederlage trockenen Holzes. Aber nicht ein Stück davon erhielten die hungernden und frierenden Mannschaften in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober, durften es auch am folgenden Tage nicht zum Kochen verwenden, erst am Abend ward es ihnen preisgegeben, als die erbitterten Soldaten Bäume zu fällen begannen. In Jena fehlte der Kavallerie der Hafer. „Obgleich man nun auf der Ratskammer einen ziemlichen Vorrat fand, wurde doch erst in Weimar angefragt, ob man sich desselben gegen Bezahlung bemächtigen könne, und bis zur Antwort war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen", d. h. er war in die Hände des nachrückenden Feindes gefallen. Nahmen die Soldaten sich Kartoffeln von den Feldern, so gab es Prügel dafür. Ein alter Oberst sagte zu Boyen mit höchstem Stolze auf die vorzügliche Disziplin seines Regiments: „Wir liegen in Kohlgärten, aber Sie können nachsehen, kein Kohlkopf fehlt."

Man kann sich vorstellen, wie „der friedliche Bürger und Bauer" bei einer solchen überhumanen Behandlung sich den Truppen gegenüber betrug. Die Dörfer in der Gegend von Weimar und Apolda sind wohlhabend, die Gegend um Erfurt gehört zu den besten Gegenden Deutschlands. Aber selbst gegen Geld und gute Worte gaben die Bauern nichts her, verweigerten Fuhren und wollten nicht einmal die Häckselmaschinen zum Häckselschneiden stellen. Die guten Jenenser hatten sogar die außerordentliche Unverfrorenheit, sich darüber zu beschweren, daß die im Mühltale lagernden Sachsen das Wasser der Leutra trübe gemacht hätten. Zwei Tage darauf waren sie bedeutend bescheidener geworden und freuten sich, daß ihnen die feindlichen Soldaten wenigstens das Leben gelassen hatten.

Natürlich war das unsinnige System zuletzt doch nicht mehr aufrecht zu erhalten, denn die Not bricht nun einmal Eisen. Bei Auerstädt kümmerten sich die hungrigen Soldaten trotz aller Strafandrohungen schließlich nicht mehr um das Verbot, sondern nahmen den Bauern das Schlachtvieh weg, das sie nicht gutwillig hergeben wollten. Als nun der Bratengeruch den Herren Offizieren in die Nase stieg, da bewiesen sie, daß sie auch nur Menschen waren, und nahmen ruhig mit teil an der Mahlzeit ihrer Soldaten.

Aber selbst auf dem Rückzuge wurden die Führer von solchen „Bedenklichkeiten" nicht frei. Man hatte kein Geld, man hatte kein Brot, aber doch sollte von den Dörfern nichts genommen werden. Der General von Kalckreuth befahl am Abend des 15.: „Es soll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da ist, so soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden." Da aber die Brotwagen nicht da waren und ebensowenig Geld vorhanden war, so bemerkte Prinz August von Preußen sehr treffend, wenn auch sehr bissig: „Das heißt: Gebt den Leuten Geld, das ihr nicht habt, damit sie Brot kaufen, wo keins zu kaufen ist." Als am folgenden Tage der Prinz den widerspenstigen Bauern mit Gewalt die notwendigen Lebensmittel abnehmen ließ, entstand ein Zetergeschrei, und ein alter Major erklärte das für „ein Raubsystem, das in der preußischen Armee nicht herkömmlich und dem Geiste derselben zuwider sei".

Damit hatte der wackere alte Herr unzweifelhaft sehr Recht. Es war in der Tat nicht herkömmlich in der preußischen Armee. Der alte Fritz hatte seine Truppen aus Maga-

zinen verpflegt und hatte nur selten zu Fouragierungen seine Zuflucht genommen, denn, urteilt Gustav Freytag ganz richtig, wenn seine Feinde ihm das nachmachen lernten, so war er verloren. Jetzt hätten die Preußen nur das nachmachen sollen, was Napoleon ihnen vormachte. Aber wer den Spitzen der preußischen Armee mit dem Vorschlage gekommen wäre, vom Feinde zu lernen, der hätte sicherlich den abweisenden Bescheid erhalten: „Das ist mich zu hoch." —

Und doch trotz all der Verwirrung und des Hungers wird von einzelnen Truppenteilen berichtet, daß sie noch durchaus nicht entmutigt, sondern frisch und kampflustig gewesen seien. Als Hohenlohe am Morgen des 13. von seinem Hauptquartier Kapellendorf aus das Lager durchritt, begrüßten ihn die Soldaten hie und da mit dem Zurufe: „Es lebe der Fürst Hohenlohe!" Das wollte gerade bei seinen Truppen etwas heißen, denn während die Hauptarmee bisher noch nirgends mit dem Feinde in Berührung gekommen war, hatte sein Korps schon zwei Schlappen erlitten. Aber selbst die Geschlagenen von Schleiz hatten sich wieder aufgerichtet und wollten ihre Scharte auswetzen. Viele waren freilich in den letzten Tagen desertiert — kein Wunder bei einer Armee, die eine so große Menge unzuverlässiger Elemente in ihren Reihen hatte. Aber der Kern des Heeres war doch gut, es lebte noch viel kriegerischer Geist in den Soldaten, bei einer zielbewußten, energischen Führung wäre noch immer viel zu erreichen gewesen.

Denn ein fast wunderbares Glück gewährte den Preußen, die nach Napoleons Urteil „fast keine Chance" mehr hatten, noch einmal eine überaus günstige Chance, oder eigentlich deren zwei.

Bei Jena konnte das Hohenlohesche Korps in einer sehr starken Stellung den vordringenden Napoleon zurückschlagen und sich einen ehrenvollen Rückzug erkämpfen.

Bei Naumburg konnte die Hauptarmee das vereinzelte Korps des Marschalls Davout mit großer Übermacht angreifen, schlagen und zersprengen.

Beides war möglich, und beides geschah nicht. — — —

Wenden wir uns zunächst nach Jena! Dort hatte Lannes am Abend des 12. bei stockfinsterer Nacht die preußischen Vortruppen aus Winzerla hinausgetrieben und sich bis Burgau vorgeschoben. Er meldete das noch in der Nacht seinem kaiserlichen Herrn, und dem erschien die Stellung des Marschalls sehr gefährdet. „Der Feind wird vermutlich Lannes angreifen", schrieb er am Morgen des 14. an Murat. Der und Bernadotte sollen sich sofort auf Dornburg in Bewegung setzen, um von dort aus Lannes zu Hilfe eilen zu können. Der Kaiser selbst bricht nach Jena auf mit der Garde und dem größten Teile des Soultschen Korps. Die rückständigen Regimenter sollen folgen. Augereau erhält gleichfalls Befehl, auf Jena zu marschieren. Ney soll persönlich am Nachmittage dort eintreffen, sein Korps wird in der Frühe des morgenden Tages erwartet.

Die Sonne des 13. Oktober neigte sich bereits zum Untergange, als Napoleon von Gera her über Köstritz kommend, das Saaletal erreichte. Er war scharf geritten, die Unruhe trieb ihn, er war ernstlich um Lannes besorgt. Noch einmal hatte er unterwegs Halt gemacht, um Befehle abzusenden, denn er hörte Gewehrfeuer in der Ferne, schloß daraus, daß sich Lannes mit den Vorposten der Preußen schlüge und kam zu der Über-

zeugung, daß die Schlacht für morgen bevorstehe. Als er dann das Tal vor sich liegen sah, die Stadt und dahinter die steil ansteigenden Höhen, da war er einen Augenblick betroffen, denn er hatte sich die Berge bei Jena bei weitem weniger hoch und unzugänglich vorgestellt.

Es sind die Ränder eines Hochplateaus, die von Jena bis Dornburg ins Saaletal hinabfallen. Ihre Steilheit ist verschieden, bei Jena sehr bedeutend, in der Mitte hinter den Dörfern Löbstädt und Zwätzen geringer, bei Dornburg dann wieder in eine schroffe Felswand von 80 Meter Höhe auslaufend, deren Ersteigung fast unmöglich ist. Das Ganze gleicht einer natürlichen Festung und ist eine gewaltige Position für ein Heer, das von den vorspringenden Berggipfeln aus jede Bewegung des Feindes im Tale genau beobachten kann, während die eigenen Bewegungen auf der Hochfläche von unten nicht wahrzunehmen sind. War die starke Stellung besetzt und halbwegs geschickt verteidigt, so mußte der Gegner eine zeitraubende Umgehung unternehmen, denn ein Sturm hätte ungeheure Opfer an Blut und Leben gefordert.

Napoleon wollte seinen Augen nicht trauen, als er sah, daß die Preußen diese Höhen ohne Schwertstreich verlassen, und daß bereits Franzosen den höchsten Punkt über der Stadt besetzt hatten. Er sprengte mit seinem Gefolge über die Camsdorfer Brücke in die Stadt hinein, warf nur einen kurzen Blick in den Schloßhof und eilte dann weiter durchs Erfurter Tor den Apoldaer Steiger hinauf nach der Höhe des Landgrafenberges. Kein Zweifel — der Feind hatte sich vom Höhenrande weit zurückgezogen, man konnte in der Ferne auf einem Hügelrücken die Reihen seiner Lagerzelte erblicken. Welch unbändige Freude mag in der Seele des Gewaltigen emporgeflammt sein, als er das ersehnte Schlachtfeld vor sich sah! Wie ein beutefroher Adler mag er hinübergeblickt haben nach dem feindlichen Lager, wo kein Mensch ihn so nahe glaubte, wo sich eben die Soldaten Hohenlohes gemächlich ihre Abendsuppe kochten. Aber noch war Gefahr, noch konnte der Feind durch einen entschlossenen Angriff die wenigen Franzosen, die auf der Höhe standen, mit leichter Mühe ins Tal hinabschleudern. Man durfte, solange es hell war, die Aufmerksamkeit der Preußen nicht auf sich lenken, aber sowie die Dunkelheit hereinbrach — sie war nicht mehr fern —, sollte das ganze Lannessche Korps die Höhe ersteigen und Stellung nehmen. Mit der größten Sorgfalt, nur von wenigen begleitet, rekognoszierte der Kaiser selbst die feindliche Stellung und wagte sich, wie es heißt, dabei so nahe an die Preußen heran, daß ihre Vorposten auf ihn Schüsse abgaben. Als er seinen Ritt beendet hatte, nahm er droben auf dem Berge mit seinem Generale das Abendbrot ein, wahrscheinlich ein sehr frugales Mahl, denn die kaiserliche Bagage war noch nicht zur Stelle.

Dann ließ er sich's vor allen Dingen angelegen sein, Artillerie auf die Höhe heraufzuschaffen (Abb. 58). Der Steiger war ein überaus steiler, enger, von Gebirgswässern vielfach aufgerissener Weg. Aber es half nichts, die Kanonen mußten dort hinauf, es gab keinen andern Weg auf die Höhe. Napoleon begab sich selbst zu Fuße mit seiner Suite an den wichtigen Ort und kam gerade an, als ein Geschütz sich in dem Hohlwege festgefahren hatte und den andern den Weg versperrte. Sofort traf er die nötigen Anordnungen, be-



Abb. 58. Die Franzosen sind bemüht, ihre Kanonen den Apoldaischen Steiger hinaufzubringen. Kpfr. von L. Heß aus: L. Danz, Jena in den Oktobertagen 1806.

fahl, den Durchgang mit Hacken zu verbreitern und soll sogar im Eifer selbst eine Fackel ergriffen und seinen Soldaten bei der Arbeit geleuchtet haben.

Als das schwierige Werk im Zuge war, ging der Kaiser nach der Höhe zurück, wo seine Soldaten ihm auf dem sogenannten Windknollen in aller Eile eine Strohhütte errichtet hatten. Da die Garde noch nicht zur Stelle war, so nächtigte er im Karree des 40. Regiments.

Er war wohl selbst davon durchdrungen, daß sein Biwakieren in der nächsten Nähe eines noch sehr überlegenen Feindes am Rande eines jäh abfallenden Berges eine Tollkühnheit sondergleichen war. Denn er schlief wenig in der Nacht, erschien zweimal im Lager, revidierte um 1 Uhr die Vorposten, wobei Lannes und General Suchet ihn begleiten mußten.

Was Napoleon nur irgend von seinem Heere hatte heranziehen können, das hatte er herangezogen, denn natürlich konnte er nicht auf den Einfall kommen, daß die Preußen mit einem Teile der Armee abmarschiert und mit dem andern hier stehengeblieben sein könnten. Eine solche Unvernunft traute er ihnen nicht zu, sie hätten doch zum mindesten den Talrand besetzen müssen, um ihn am Vordringen zu hindern. Er glaubte die ganze feindliche Armee vor sich zu haben, und mit ihr wollte er am andern Morgen den Strauß aufnehmen.

Darum befahl er Davout, über Apolda zu marschieren und dem Feinde in den Rücken

zu fallen. Der Marschall, der erst tief in der Nacht die kaiserliche Ordre erhielt, hatte bereits seine Truppen bis Kösen und Freyburg vorgeschoben, die alte Neuenburg über der Unstrut, wo kurz vorher die Königin Luise übernachtet hatte, war von französischen Truppen besetzt, ebenso die Übergänge über die Saale. Seine Patrouillen streiften über Dornburg bis Porstendorf, nach Sulza, Auerstädt, Eckardtsberga, stießen auf starke feindliche Schwadronen und meldeten das dem Marschall. Davout schloß daraus und überzeugte sich dann selbst davon, daß eine preußische Heeresabteilung von Auerstädt her im Anmarsche sei, glaubte aber nichts mehr für heute befürchten zu müssen, denn die Dunkelheit brach herein. Doch ließ er die Brücke bei Kösen und den Aufstieg auf die Höhe nach Hassenhausen hin schwach besetzen. Natürlich hatte er keine Ahnung davon, daß ihm die preußische Hauptarmee gegenüberstand.

Bernadotte, der am 13. abends bei Naumburg stand, erhielt Befehl, am nächsten Morgen nach Dornburg vorzugehen.

Augereau lagerte mit seinem Korps hinter Jena in der Nähe von Lichtenhain.

Soults Quartier war Camsdorf.

Von Neys Korps hatten nur einige Regimenter die Umgegend von Jena noch am Abend erreicht. Die anderen befanden sich noch auf dem Wege dorthin.

Die Marschälle Murat und Ney selbst waren auf den Abend nach Jena befohlen und trafen auch dort ein.

So stand das französische Heer in der Nacht vor der entscheidenden Doppelschlacht. Davout befand sich ahnungslos in der größten Gefahr, ihm stand nach menschlichem Ermessen eine Niederlage bevor. Napoleon dagegen hielt den sichern Sieg in den Händen. Da der Feind ihn ruhig auf seinem Höhenrande stehen ließ, so konnte er am Morgen eine sehr bedeutende Übermacht auf die Hochebene hinaufwerfen. Aber auch er war ganz im unklaren über die Stärke des Feindes, der ihm gegenüberstand.

Ebenso waren die Preußen im unklaren über ihres Gegners Stellung, und das hatte bei ihnen viel üblere Folgen. Hohenlohe erhielt am Abend des 13. einen Brief vom Herzog von Braunschweig, in dem ihm der Höchstkommandierende mitteilte, bei Jena stehe der Marschall Augereau nach der Aussage eines Gefangenen, im übrigen befinde sich der Feind in Naumburg, habe die Brücken bei Kösen besetzt, die dortigen französischen Truppen ständen unter dem Kommando des Marschalls Davout. Das war richtig, aber der Herzog hielt Davouts Korps nur für die Spitze der feindlichen Hauptmacht, hinter ihm stand nach seiner Meinung Napoleon selbst. Ganz ähnlicher Meinung war Hohenlohe, er vermutete den größeren Teil der französischen Truppen in der Gegend von Naumburg und Kösen, den Kaiser noch in Gera. Das war der Hauptgrund dafür, daß man am folgenden Tage bei Auerstädt nicht einfach Davout überrannte, sondern zagte und zauderte, im Angriffe innehielt, aussetzte, zurückging und so fort, bis man zuletzt von der viel geringeren feindlichen Armee total geschlagen ward.

Ja, wie anders war doch alles gekommen, als man sich die Sache im preußischen Hauptquartiere ausgemalt hatte! Wenige Tage vorher hatte sich ein preußischer Generalstabsoffizier folgenden weisen Ausspruch geleistet: „Bis jetzt hat der Feind noch keinen

Schritt getan, den wir ihm nicht vorgeschrieben. Unsere Operationen sind so kombiniert, unsere Korps so gestellt, daß der Feind überall abgeschnitten und in das strategische Netz getrieben ist. Napoleon ist so gewiß unser, als ob wir ihn schon in diesem Hute hätten." Dabei hatte er mit dem Finger in seinen Hut gezeigt, und viele der gläubigen Zuhörer hatten sich auf den Zehen erhoben und in den Hut hinein geguckt, als steckte der Bonaparte wirklich drin. In solch übermütiger Siegesstimmung waren die Offiziere noch vor kurzem gewesen, ein paar bedenkliche Geister ausgenommen. Jetzt aber waren die Träume von einem Überfallen, Überflügeln und Umgarnen des Feindes gründlich zerstoben, jetzt hatte man seine liebe Not, aus dem Netze zu entkommen, das der Feind um die Armee zu ziehen Miene machte.

Deshalb wurde bei der Hauptarmee für den 13. folgender Befehl ausgegeben:

„Die Armee wird eine retrograde Bewegung machen, teils um sich mit dem Herzog Eugen von Württemberg" — der bei Halle stand — „zu vereinigen, und teils um den Rücken wieder frei zu gewinnen."

„Zu diesem Zwecke bricht die Division Schmettau sogleich auf und marschiert nach Kösen. Ist dieser Paß nicht stark besetzt, so soll der General Graf Schmettau denselben erobern. Sollte er aber so stark besetzt sein, daß dieser Zweck nicht mehr zu erreichen ist, so soll die dritte Division bloß jenen Paß maskieren, damit die übrige Armee hinter selbigen weg nach der Unstrut marschieren kann. Bei Oberndorf wird das Dragonerregiment der Königin zur Division stoßen, auch wird sie durch die Weimarischen Jäger verstärkt werden. Die übrigen Divisionen und die Reservearmee brechen eine Stunde später auf. Der Fürst von Hohenlohe bleibt vor der Hand noch stehen, damit der Feind von unserer Bewegung nichts erfährt."

Der Marsch nach der Unstrut ward also angetreten. Unterwegs hörte man heftiges Schießen von rechts her, sandte Patrouillen aus, erfuhr aber, daß die Saaleübergänge bei Dornburg und Camburg noch nicht vom Feinde besetzt seien. Dagegen berichtete ein gefangener Chasseur, daß Davout die Brücke von Kösen besetzt habe und selbst bei Naumburg stehe. Nun erhielt die Infanterie den Befehl, scharf zu laden. Bei Anbruch der Dunkelheit erreichte man Auerstädt, die Reservedivisionen trafen sogar erst in der tiefsten Nacht ein, und es war eine stockfinstere Nacht. Die Truppen biwakierten zwischen den Dörfern Auerstädt und Rannstädt, und da für die Verpflegung mangelhaft gesorgt und nichts mehr herbeizuschaffen war, so wurden die Ortschaften fast ausgeplündert.

Der König hatte sein Hauptquartier in Auerstädt. Schon unterwegs hatte die Königin Abschied von ihrem Gemahl genommen und war nach Weimar zurückgefahren, vorbei an den marschierenden Kolonnen, die sie mit Vivats und Jauchzen begrüßten.

Die Division Schmettau stand die Nacht über vor Auerstädt bei dem Dörfchen Gernstedt.

Der Paß von Kösen war also nicht besetzt. Der Herzog hatte es auch unterlassen, sich durch Patrouillen über den Zustand der Unstrutbrücken bei Freyburg und Laucha zu informieren. Dort sollte am morgenden Tage die Armee den Fluß überschreiten — wie nun, wenn der Feind die Brücken zerstört hatte? Unbegreiflich, daß man so ins Blaue

hinein marschierte, während man wußte, daß Davout bei Naumburg stand und die wichtigen Übergänge bedrohte!

Endlich war versäumt worden, die Höhe bei Hassenhausen, den Talrand zu besetzen, von wo aus der Anmarsch des Feindes zu beobachten war. Das hätte auf alle Fälle geschehen müssen, unterblieb aber, wurde auf den folgenden Tag verschoben. Inzwischen hatte sich Davout dort festgesetzt. Die französischen Marschälle, von Napoleon ganz zu schweigen, wußten eben die Vorteile solcher Stellungen zu würdigen, die preußischen Führer dagegen nicht.

Dafür ist Hohenlohes Verhalten ein klassischer Beweis. Nach der Schlacht hat er freilich behauptet, er habe mit Tauentzien die Franzosen vom Landgrafen herunterfegen wollen, nur ein strenger Befehl des Höchstkommandierenden habe ihn daran gehindert. Aber das ist wenig glaubhaft. Einen strengen Befehl, nichts Ernstliches gegen den Feind zu unternehmen, hatte er allerdings aus dem Hauptquartiere erhalten, denn der Herzog betrachtete jetzt das Hohenlohesche Korps gewissermaßen als seine Nachhut, die sich mit dem Feinde nicht in ernste Verwicklungen einlassen sollte. Aber Hohenlohe zog doch am Nachmittage des 13. mit einer starken Macht nach Dornburg, wo er den Saaleübergang von 12000 Franzosen bedroht wähnte. Hätte er eine solche Truppenmenge hier wirklich getroffen, dann wäre das doch ein viel ernsteres Engagement mit dem Feinde gewesen, als das Herunterwerfen der wenigen Franzosen, die den Landgrafen erstiegen hatten!

Nein, Hohenlohe ist die Wichtigkeit der Höhen gar nicht klar geworden, er hatte dafür einfach kein Verständnis. Auch erschien ihm der Landgrafenberg für Artillerie als „impraktikable". Napoleon fand das nicht.

Als der Fürst am Nachmittage gesehen hatte, daß Dornburg noch vom Feinde unbesetzt war, ließ er die Truppen, die er dorthin mitgenommen hatte, unter dem Befehle des Generals von Holtzendorff in zwölf Dörfern der Hochebene — sage und schreibe zwölf Dörfer — in Kantonnementsquartieren auseinanderlegen. Dem Generale kam das spanisch vor, so nahe vor dem Feinde Kantonnementsquartiere beziehen zu sollen. Aber der Fürst beruhigte ihn, er stände hier ganz sicher und hätte nichts zu befürchten.

Am Abend traf Hohenlohe wieder in seinem Hauptquartiere Kapellendorf ein. Hier erreichte ihn eine Meldung von Rüchel, daß er bei Weimar stehe, und der Fürst über ihn disponieren möge im Falle der Not.

Die einzelnen Teile des Hohenloheschen Korps hatten also in der Nacht zum 14. folgende Stellungen inne:

Der Fürst in Kapellendorf, seine Truppen, die Hauptmacht im Biwak vor Kapellendorf bei Groß-Romstedt und Hohlstedt, die Sachsen auf der Schnecke, Boguslawski auf Schwabhausen vorgeschoben.

Tauentzien bei Lützerode und Closewitz am Dornberge.

Holtzendorff in zwölf Dörfern, von denen Rödigen und Nerkewitz, Wormstedt und Pfuhlsborn genannt sein mögen.

Im Hauptquartiere des Fürsten zu Kapellendorf herrschte an der Abendtafel eine fröhliche, animierte Stimmung. Am Nachmittage hatte ein patrouillierender Husar einen

hinein marschierte, während man wußte, daß Davout bei Naumburg stand und die wichtigen Übergänge bedrohte!

Endlich war versäumt worden, die Höhe bei Hassenhausen, den Talrand zu besetzen, von wo aus der Anmarsch des Feindes zu beobachten war. Das hätte auf alle Fälle geschehen müssen, unterblieb aber, wurde auf den folgenden Tag verschoben. Inzwischen hatte sich Davout dort festgesetzt. Die französischen Marschälle, von Napoleon ganz zu schweigen, wußten eben die Vorteile solcher Stellungen zu würdigen, die preußischen Führer dagegen nicht.

Dafür ist Hohenlohes Verhalten ein klassischer Beweis. Nach der Schlacht hat er freilich behauptet, er habe mit Tauentzien die Franzosen vom Landgrafen herunterfegen wollen, nur ein strenger Befehl des Höchstkommandierenden habe ihn daran gehindert. Aber das ist wenig glaubhaft. Einen strengen Befehl, nichts Ernstliches gegen den Feind zu unternehmen, hatte er allerdings aus dem Hauptquartiere erhalten, denn der Herzog betrachtete jetzt das Hohenlohesche Korps gewissermaßen als seine Nachhut, die sich mit dem Feinde nicht in ernste Verwicklungen einlassen sollte. Aber Hohenlohe zog doch am Nachmittage des 13. mit einer starken Macht nach Dornburg, wo er den Saaleübergang von 12000 Franzosen bedroht wähnte. Hätte er eine solche Truppenmenge hier wirklich getroffen, dann wäre das doch ein viel ernsteres Engagement mit dem Feinde gewesen, als das Herunterwerfen der wenigen Franzosen, die den Landgrafen erstiegen hatten!

Nein, Hohenlohe ist die Wichtigkeit der Höhen gar nicht klar geworden, er hatte dafür einfach kein Verständnis. Auch erschien ihm der Landgrafenberg für Artillerie als „impraktikable". Napoleon fand das nicht.

Als der Fürst am Nachmittage gesehen hatte, daß Dornburg noch vom Feinde unbesetzt war, ließ er die Truppen, die er dorthin mitgenommen hatte, unter dem Befehle des Generals von Holtzendorff in zwölf Dörfern der Hochebene — sage und schreibe zwölf Dörfer — in Kantonnementsquartieren auseinanderlegen. Dem Generale kam das spanisch vor, so nahe vor dem Feinde Kantonnementsquartiere beziehen zu sollen. Aber der Fürst beruhigte ihn, er stände hier ganz sicher und hätte nichts zu befürchten.

Am Abend traf Hohenlohe wieder in seinem Hauptquartiere Kapellendorf ein. Hier erreichte ihn eine Meldung von Rüchel, daß er bei Weimar stehe, und der Fürst über ihn disponieren möge im Falle der Not.

Die einzelnen Teile des Hohenloheschen Korps hatten also in der Nacht zum 14. folgende Stellungen inne:

Der Fürst in Kapellendorf, seine Truppen, die Hauptmacht im Biwak vor Kapellendorf bei Groß-Romstedt und Hohlstedt, die Sachsen auf der Schnecke, Boguslawski auf Schwabhausen vorgeschoben.

Tauentzien bei Lützerode und Closewitz am Dornberge.

Holtzendorff in zwölf Dörfern, von denen Rödigen und Nerkewitz, Wormstedt und Pfuhlsborn genannt sein mögen.

Im Hauptquartiere des Fürsten zu Kapellendorf herrschte an der Abendtafel eine fröhliche, animierte Stimmung. Am Nachmittage hatte ein patrouillierender Husar einen

Gefangenen aufgebracht, der sich als ein Herr von Montesquieu, Kammerherr des Kaisers Napoleon ausgewiesen und dem Fürsten Briefe seines Herrn an den König und an den Herzog von Braunschweig übergeben hatte. Ein Kurier ward noch in der Nacht mit dem Schreiben nach Auerstädt geschickt, der Franzose aber — wahrscheinlich war er ein Spion — zur Tafel gezogen, wo sich der Fürst aufs lebhafteste mit ihm unterhielt und sich von ihm allerlei aufbinden ließ. Spät abends ging man zur Ruhe. Der Rittmeister von der Marwitz sollte den Gefangenen beaufsichtigen und ließ zwei Betten in ein Gemach stellen. Darauf entspann sich, wie Marwitz in seinen Erinnerungen mitteilt, folgendes Gespräch:

Montesquieu: Was? Sie wollen schlafen gehen?

Marwitz: Warum nicht hier im Hauptquartier?

Montesquieu: Ach, das werden Sie nicht tun!

Marwitz: Und warum nicht?

Montesquieu: Sie kennen den Kaiser nicht. Er ist nicht weit entfernt von hier und wird über Ihnen sein, ehe Sie's denken.

Marwitz: Nun gut, es sind genug vor uns, die Wache halten.

Ein wundervoll bezeichnender Kontrast! Droben auf dem Landgrafen schritt weit nach Mitternacht der Kaiser ruhelos durch das Lager seiner Garden und an den Vorpostenketten entlang. Er hätte sich nicht zu bemühen brauchen, die Vorposten waren unnötig, denn hier in Kapellendorf schliefen seine Feinde den Schlaf des Gerechten.

Die Schlacht bei Jena

Die denkwürdige Schlacht, die am 14. Oktober 1806 auf der Hochebene zwischen Jena und Weimar geschlagen wurde, zerfällt in vier vereinzelte Treffen. In der allerersten Frühe wird Tauentzien von Lannes angegriffen und geworfen, er geht geschlagen auf die Hauptmacht zurück. Wenig später kommt Holtzendorff auf dem äußersten linken Flügel der preußischen Stellung bei Rödigen mit Soultschen Truppen ins Gefecht, wird abgedrängt und retiriert über den Nerkewitzer Grund nach Apolda. Dann folgt der Hauptakt und Höhepunkt des blutigen Dramas, das Ringen um die Dörfer Isserstädt und Vierzehnheiligen. Hier wird die Hauptmacht der Preußen und Sachsen unter Hohenlohe selbst nach anfänglichen Erfolgen zurückgedrängt, endlich zersprengt und in die Flucht geschlagen. Da erscheint Rüchel mit 12—15000 Mann frischer Truppen und wirft sich zwischen Groß-Romstädt und Kapellendorf dem siegreich vordringenden Feinde entgegen. Aber auch er ändert nichts mehr, die Entscheidung ist gefallen, auch seine Truppen halten dem überlegenen feindlichen Feuer nicht stand, auch das Rüchelsche Korps wird zertrümmert und aufgelöst. Die Armee Hohenlohes ist fast völlig vernichtet, der Tag für Preußen verloren.

Der erste Stoß traf also Tauentzien, der am Dornberge biwakiert hatte und bei Tagesgrauen in die Stellung Lützerode-Closewitz wieder vorrückte. Mit großer Übermacht begann Lannes den Angriff, er war etwa doppelt so stark als der Gegner. Denn die ganze Nacht hindurch waren immer neue Bataillone im Lager des Kaisers eingetroffen. „Die Wachtfeuer des gegenüberstehenden Feindes", berichtet ein Augenzeuge von preußischer Seite, „wurden während der Nacht immer ausgedehnter und zahlreicher. Deutlich konnten wir durch dieselben die ankommenden Abteilungen bis zum Aufzählen bemerken, dabei war das Geräusch der ankommenden und auffahrenden Artillerie sehr vernehmlich zu hören. — Ungefähr gegen 3 Uhr morgens mochten sich die angekommenen Truppen in zwei Treffen geordnet haben und der Kaiser die Fronten abreiten, denn wir erblickten einen Trupp mit hochleuchtenden Fackeln umgeben, und sowie dieser an eine Abteilung herankam, war das ‚Vive l'empereur' sehr deutlich zu vernehmen. Das auf und ab reiten dieser zwei Linien dauerte volle zwei Stunden, dann wurde es still beim Feinde." Bei der Gelegenheit kann Napoleon sehr wohl die Ansprache gehalten haben, die im V. Bulletin enthalten ist und die von neueren Militärschriftstellern für Bulletinschwindel gehalten wird: „Soldaten, die preußische Armee ist abgeschnitten, wie des Generals Mack zu Ulm

heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen. Das Korps, das sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Kavallerie nicht, setzt ihr geschlossene Karrees und das Bajonett entgegen." Es wäre doch merkwürdig, wenn der Kaiser eine solche Jahreserinnerung nicht verwendet hätte, um die Begeisterung seiner Truppen noch höher anzufachen.

Napoleon hatte beim letzten Abendscheine des vorigen Tages mit sicherem Blicke erkannt, daß er vor allen Dingen die beiden Dörfer Lützeroda und Closewitz in seine Hand bringen müsse. Westlich von Closewitz befinden sich die Schluchten des Rauhtales, östlich von Lützeroda liegt das Zieskauer Tal. Der Raum zwischen den beiden Ortschaften ist also wie ein breiter Paß, hinter dem sich in welligen Hügelreihen die Hochebene ausbreitet. Dort erst konnten die Truppen sich entwickeln, die er heraufgebracht hatte, jetzt standen sie noch eng zusammengedrängt auf dem vorspringenden Rande des Plateaus.

Gegen sechs Uhr befahl der Kaiser den Angriff. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war ein so dichter Nebel gefallen, daß man nicht hundert Schritte weit sehen konnte.

Lannes ließ die Trommeln zur Attacke schlagen, und als Tauentzien das hörte, tat er dasselbe. Die beiden Schlachtreihen rückten einander entgegen. Aber sie trafen nicht aufeinander. Der Marschall ließ die Sturmtrommeln wieder schweigen, und auch Tauentzien machte Halt. Der preußische wie der französische Führer mochte fürchten, in dem undurchdringlichen Nebel auf ein Hindernis oder auf eine überlegene feindliche Macht zu stoßen.

So entspann sich zunächst ein Feuergefecht, bei dem viel Pulver nutzlos verknallt wurde. Die Gegner erkannten sich nicht, man sah nur auf beiden Seiten die Schüsse aufblitzen und schoß dahin, wo man den Feind vermutete.

Gegen acht Uhr jedoch änderte sich das Bild. Die Sonne stieg empor, es wurde heller. Da und dort fegte der Wind den Nebel auseinander. Lannes konnte nun sehen, wie gering die Macht war, die ihm gegenüberstand, er nahm auch wahr, wie dünn die preußischen Linien standen. Tauentzien mit seinen achttausend Mann hielt nicht nur die beiden Dörfer und den Zwischenraum zwischen ihnen besetzt, seine Truppen dehnten ihren rechten Flügel über Lützeroda bis zum Isserstädter Forst, ihren linken über Closewitz bis zum Pfarrholze aus, eine mehr als drei Kilometer lange Strecke.

Trotzdem unternahm der Marschall keinen Gewaltstoß, sondern ließ seine Truppen weiter feuern. Er sah, daß er auch so zum Ziele kam, und zwar ohne nennenswerte Verluste. Es war ja gelungen, die ganze Artillerie seines Korps in der Nacht auf die Hochebene heraufzubringen, schon dadurch war er den Truppen Tauentziens mit ihren zwei Batterien außerordentlich überlegen. Noch ganz anders schadete dem schwerfälligen Feinde das Feuer seiner Infanterie. Viel unheilvoller noch als bei Saalfeld bewährte sich hier die Überlegenheit der neuen französischen Fechtweise. Die Tirailleure warfen sich links in den Zieskauer Grund und rechts in das Gehölz des Rauhtals und überschütteten von sichern Verstecken aus den Feind, der sie kaum sehen konnte, mit einem wahren Kugelregen. Die Preußen standen wie die Mauern, gaben stramm und sicher

wie auf dem Exerzierplatze ihre Salven ab, richteten aber natürlich sehr wenig damit aus.

Allmählich begann nun auch die Haltung der Truppen bei Tauentzien wankend zu werden. Denn auch die besten Mannschaften werden unruhig, wenn sie stundenlang einem fast unsichtbaren Feinde zu Zielscheiben dienen sollen. Langsam ging Tauentzien nach dem Dornberge zurück. Einen Vorstoß mit dem Bajonett wagte er nicht ohne höhern Befehl, auch mußte ihn die zunehmende Tageshelle darüber belehren, daß der Gegner sehr viel stärker war als er selbst.

Er sandte Boten über Boten zu Hohenlohe, um zu fragen, was er tun solle, doch keine Antwort traf ein. Aber er konnte seine Truppen nicht mehr stehen lassen, denn ihre Lage wurde immer gefährdeter. Vom Rauhtal her drängten die Franzosen kräftiger vor, dort hatte eine Division des Soultschen Korps die Hochfläche erreicht. Auf seinem rechten Flügel vermochten die paar Bataillone den Andrang des Feindes nur noch mit Mühe abzuwehren. Die Verluste wurden ungeheuer, und die Munition ging aus.

So war er schon im Zurückgehen begriffen, als ihn um ½9 Uhr der Befehl Hohenlohes erreichte, seine Truppen auf Klein-Romstedt zurückzuführen. Noch vermochte er es mit den im Zentrum stehenden Bataillonen zu tun. In guter Ordnung zogen sie ab, gefolgt von feindlichen Schützenschwärmen, und langten gegen 10 Uhr bei dem Dorfe an, wo er von der Hauptarmee aufgenommen wurde. Aber sein rechter Flügel war ganz und gar zersprengt und sein linker Flügel abgedrängt. Fast die Hälfte seiner braven Leute lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde, seine Stellung war in des Feindes Hand.

Damit war das eine Vorspiel der großen Tragödie zu Ende. Ein anderes, geringeres, weniger blutiges als klägliches, spielte sich eine gute Stunde westlich bei dem Dorfe Rödigen ab. Dort operierte Soult gegen Holtzendorff.

Der Marschall war ¼4 Uhr früh mit fast achttausend Mann Infanterie, 1400 Reitern und wenigen Geschützen von Wenigenjena aufgebrochen. Mehr als die eine Division hatte er noch nicht zur Stelle. Er sollte den rechten Flügel der Armee bilden, mußte sich also möglichst nahe an Lannes heranziehen, damit keine Lücke entstand. Er hatte eine verhältnismäßig gute Karte der Gegend in der Hand und sah darauf, daß der Weg über Löbstädt und Zwätzen den Jägerberg hinauf ihm mindestens zwei kostbare Stunden rauben würde. Wenn er durchs Rauhtal auf die Höhe kommen konnte, ersparte er jedenfalls eine Menge Zeit. Darum ließ er eine geeignete Persönlichkeit suchen, die ihm als Wegführer dienen könnte, und da die Bauern, die man bei der Hand hatte, den Eindruck der Stupidität und Unkenntnis machten, so zwang er schließlich den Pfarrer Putsche von Wenigenjena, ihm diesen Dienst zu leisten (Abb. 59). Putsche wurde vor die Wahl gestellt, den Weg zu zeigen oder erschossen zu werden. Das Zeug zum Helden und Märtyrer hatte er nicht, er sträubte sich zwar lange, aber als er die Gewehrläufe der Soldaten auf seine Brust gerichtet sah, entfiel ihm der Mut, und er wurde zum Verräter.

Denn ein Verrat bleibt seine Tat, man mag sie entschuldigen, wie man will. Nicht das deutsche Vaterland verriet er, denn das gab's nicht mehr, es war ein Jahr vorher

von seinen Fürsten verraten worden, aber sein Heimatländchen und seinen Herzog. Er konnte ja nicht wissen, ob er über seine eigenen Landsleute, die weimarischen Jäger, das Verderben heraufführte. Zu verlangen also war es, daß er lieber den Tod wählte — vom hohen sittlichen Standpunkt aus wenigstens — zu erwarten war es dagegen keineswegs. Ein eben ausgeplünderter Mann, der sich um das Leben der Seinen ängstigt, ein Mann in armseliger Stellung, der gewohnt war, vor jeder alten Perücke des Hochwürdigen „Hochfürstlichen Konsistorii" zu Weimar „submissest zu ersterben", der hätte ja eine ganz besondere Ausnahmenatur sein müssen, wenn er den feindlichen Gewehren gegenüber standfest geblieben wäre.



Abb. 59. Die Franzosen passieren das Rauhtal unter Führung von Pfarrer Putsche. Kpfr.

Es ist ihm auch, soviel bekannt, von seiner Behörde nie ein Haar gekrümmt worden um seiner Tat willen, denn ein paar Wochen später gehörte Weimar dem Rheinbunde an, es war also niemand mehr da, der ein Recht gehabt hätte, ihn zu richten.

Leider hat aber seine Tat verhängnisvoll in den Gang der Schlacht eingegriffen. Zwar das Dörfchen Closewitz wäre ohne Frage auch so von Lannes erobert worden, wenn auch eine Viertelstunde später. Holtzendorff dagegen hätte vielleicht, wenn Soult nicht so früh erschienen wäre, in ganz anderer Weise an der Schlacht teilnehmen können, als es in Wirklichkeit geschah. Allerdings muß es sehr bezweifelt werden, denn der General bewährte sich durchaus nicht als ein Führer von Schneidigkeit und schnellem Entschluß.

Seine Truppen, zusammen etwa 5000 Mann, lagen, wie gesagt, in den von Hohenlohe angeordneten Kantonnementsquartieren in nicht weniger als zwölf Dörfern verstreut. Er selbst brachte die Nacht in Rödigen zu mit drei Schwadronen seiner Kürassiere. Im Falle eines Alarmes, hatte der Fürst ihm eingeschärft, solle die Kavallerie sich

bei Stiebritz, die Infanterie bei Rödigen sammeln. Drei Kanonenschüsse sollten das Zeichen sein.

Nun erklangen in der Frühe des 14. noch vor Anbruch des Tages Kanonenschüsse, aber nicht drei, sondern eine ganze Kanonade. Westlich von Rödigen mußte demnach ein Gefecht begonnen haben.

Sogleich sandte Holtzendorff nach allen Seiten hin Meldereiter, um die Truppen zusammenzurufen. Es dauerte Stunden, bis die Sammlung gelang. Eine Abteilung traf überhaupt nicht ein, sondern verirrte sich nach Vierzehnheiligen. Währenddessen ritt der General mehrmals vor, um das Gelände zu rekognoszieren, aber der dichte Nebel versperrte jede Aussicht.

Ohne Frage befand sich Holtzendorff in einer sehr schwierigen Lage. Im Westen tobte ein Gefecht, das nach den unaufhörlich knatternden Gewehrschüssen und der starken Kanonade ein sehr heißes und ernsthaftes sein mußte. Dabei ging ihm die Meldung zu, daß 6000 Franzosen die Brücke bei Naschhausen unterhalb Dornburg besetzt hätten, und Dornburg sollte er doch eigentlich decken mit seinen Truppen, sollte nach Hohenlohes Befehl, wenn alarmiert wurde, dorthin seine Front nehmen. Dazu das langsame, truppweise Eintreffen seiner Mannschaften, das Ausbleiben ganzer Abteilungen und der entsetzliche Nebel, der es unmöglich machte, zu erkennen, wo man sich eigentlich befand — es war kein Wunder, daß dies alles dem alten General den Kopf beträchtlich warm machte.

Endlich gegen neun Uhr fiel der Nebel, und nun konnte Holtzendorff von seiner Stellung bei Rödigen aus bemerken, daß er durch feindliche Truppen von der Verbindung mit Hohenlohe abgeschnitten war.

Damit stand er vor einer Wahl zwischen zwei Entschlüssen. Entweder mußte er den Durchbruch versuchen oder sich sofort über den Nerkewitzer Grund zurückziehen, dann nach Nebra oder Hermstedt marschieren und so die Vereinigung mit dem Fürsten wieder herstellen.

Ein Durchbruch war nicht unmöglich, denn er war der Soultschen Division an Kavallerie überlegen und hatte fast viermal soviel Geschütze. Selbstverständlich war auch die französische Division nicht auf einem Punkte versammelt, sondern weit auseinandergezogen, zum Teil noch gar nicht auf der Höhe eingetroffen. So konnte trotz der sichtbaren großen Übermacht des Feindes an Infanterie ein mit aller Kraft und Kühnheit unternommener Stoß gar wohl zum Ziele führen.

Aber offenbar hat der General an einen Durchbruch gar nicht gedacht. Einen Angriff unternahm er freilich, aber nicht mit der Kavallerie, sondern mit der Infanterie, und nicht, um durchzubrechen, sondern um sich den Rückzug zu sichern.

Die feindlichen Tirailleure hatten das Lohholz und das Heiligholz besetzt und schossen von dort aus auf die Preußen, wichen auch nicht vor dem Kartätschenfeuer der Batterie Hahn zurück, das auf das Gehölz gerichtet ward. In Echelons mit je 200 Schritt Abstand führte Holtzendorff seine Bataillone gegen den Feind. Sie gingen in bester Ordnung vor und feuerten wie auf dem Exerzierplatze ihre Salven ab, aber es ging, wie es immer bisher gegangen war, die ganze Schießerei war gegen den gedeckt fechtenden Feind



Abb. 60. Szenen aus der Schlacht von Jena. Kpfr.

fast nutzlos. Die Tirailleurs hatten nun einmal nicht die Gewogenheit, stehen zu bleiben und den Angriff zu erwarten. Sie wichen auch hier dem Stoße aus, gingen zurück vom Heiligholz auf das Lohholz, dort fanden sie Verstärkung und setzten sich fest. In das dichte Gehölz konnten die Preußen nicht mit Echelons folgen, sie blieben vor dem Walde stehen und feuerten hinein, die Franzosen heraus, wer da den größten Schaden haben mußte, liegt auf der Hand.

Holtzendorff sah das auch sehr bald ein, sah außerdem von Zwätzen her über den Jägerberg frische Truppen gegen sich im Anmarsch und hörte, wie sich das Gefecht im Westen immer mehr in die Ferne verzog. Er beschloß den Rückzug durch den Nerkewitzer Grund. Das erste der in Echelons aufmarschierten Bataillone, das Grenadierbataillon Losthin, blieb im feindlichen Feuer noch stehen und deckte den Rückzug der übrigen.

Soweit ging alles leidlich. Aber als die Losthin-Grenadiere nun auch abzogen, drängte der Feind nach. Die wackeren Grenadiere wandten sich um und schlugen eine Kavallerieattacke ab, aber gleich darauf erfolgte ein noch viel heftigerer Angriff durch feindliche Reiter. Mit großer Übermacht stürzten sie sich vom Jägerberge her auf die abziehenden Bataillone. Die sächsischen Chevaux-legers von den Regimentern Johann und Clemens warfen sich ihnen entgegen, um den Rückzug zu decken, hielten aber den Stoß nicht aus, sondern wurden vollständig zurückgeschlagen. In totaler Verwirrung und Auflösung jagten sie rückwärts auf die eigene Infanterie, zersprengten zwei Bataillone und stoben von dannen, während die verfolgenden französischen Reiter auf die Grenadiere einhieben. Die aber machten noch einmal Kehrt und schlugen die siegreichen Reiter zurück, erreichten glücklich den Nerkewitzer Grund und waren gerettet, denn dahin konnte die Kavallerie ihnen nicht folgen. Unter dem Schutze der Batterie Schulenburg, die sich auf dem jen-

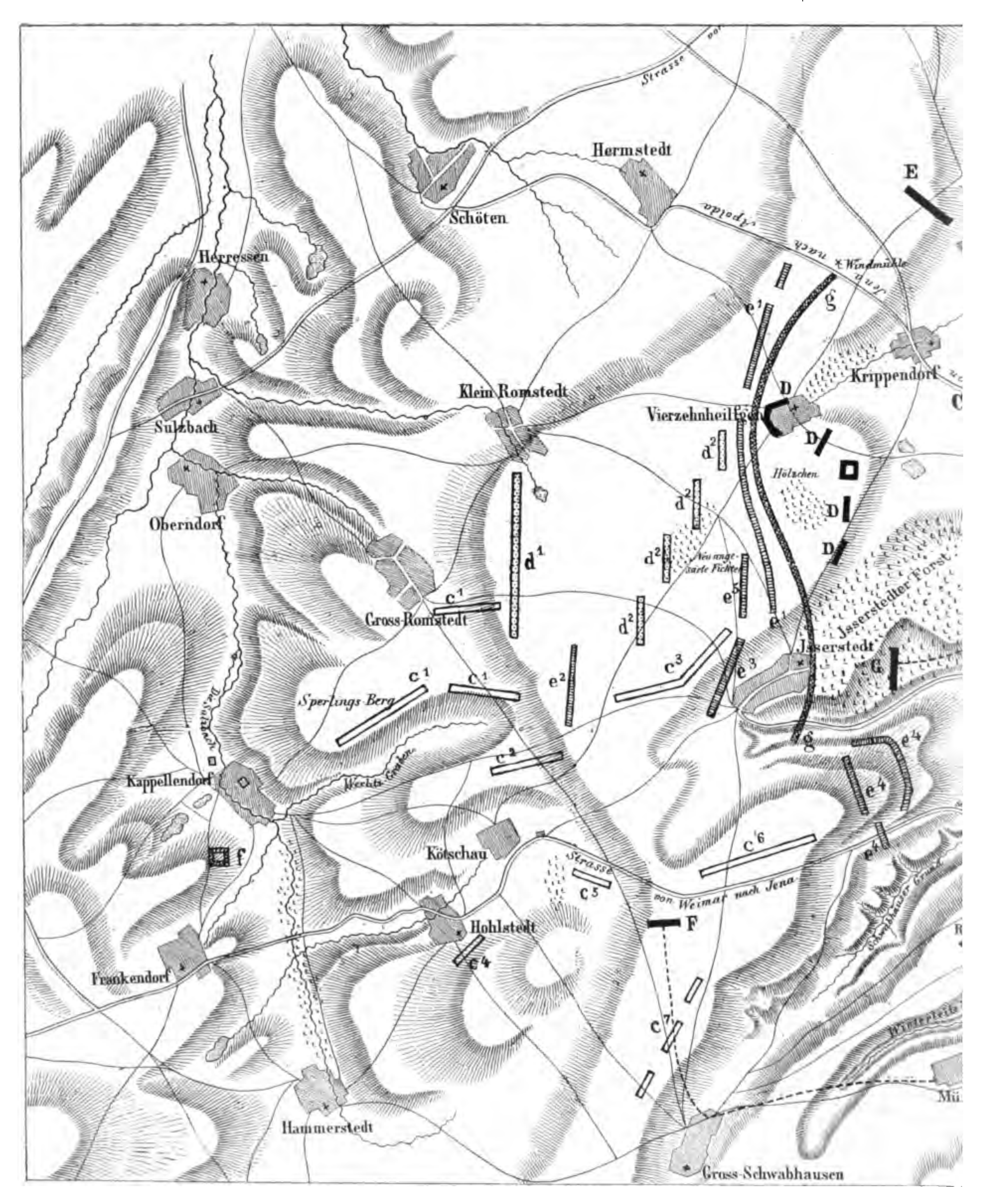
seitigen Rande des Tales postiert hatte, gingen die Truppen hinüber und formierten sich dort wieder.

Die französische Verfolgung hörte damit auf. Nur einzelne Husaren kamen noch in die Nähe, streuten Zettel aus und schrien hinüber zu dem Feinde, man solle sie lesen und aufheben. Sie enthielten den Aufruf Napoleons an die Sachsen, sich der preußischen Knechtschaft zu entziehen. Die Verluste Holtzendorffs waren nicht so bedeutend, wie die des unglücklichen Tauentzienschen Korps, denn hier bei Rödigen hatten die Truppen nur kurze Zeit dem vernichtenden Schützenfeuer der Feinde stand halten müssen. Aber mehrere der Führer waren vom Feinde gefangen. So der Kommandeur des sächsischen Chevaux-leger-Regiments Prinz Clemens, Oberstleutnant von Urlaub. Der tapfere Mann hatte vier Hiebe in den Kopf, einen Stich in den Rücken und endlich noch einen Hieb in das Handgelenk erhalten und mußte sich schwerverwundet den Franzosen ergeben. Bei der Attacke desselben Regiments fiel auch der Premierleutnant Wilhelm August von Bissing. Sein Pferd wurde erschossen, er selbst stürzte und brach das Genick. Auf der Stelle, wo er den Tod gefunden und wo ihn Bauern aus Rödigen begraben hatten, ließ ihm seine Gattin später ein Denkmal errichten. Sie reiste als alte Frau von Liegnitz hin, um der Aufstellung mit beizuwohnen, starb aber unterwegs und wurde neben dem unvergessenen Toten beerdigt. Der Denkstein mit dem Abzeichen eines Reiteroffiziers steht noch heute, mit einem Gitter umfriedet und von hohen Linden beschattet, mitten im Felde bei einem Gehölze, genannt „die Talfrau".



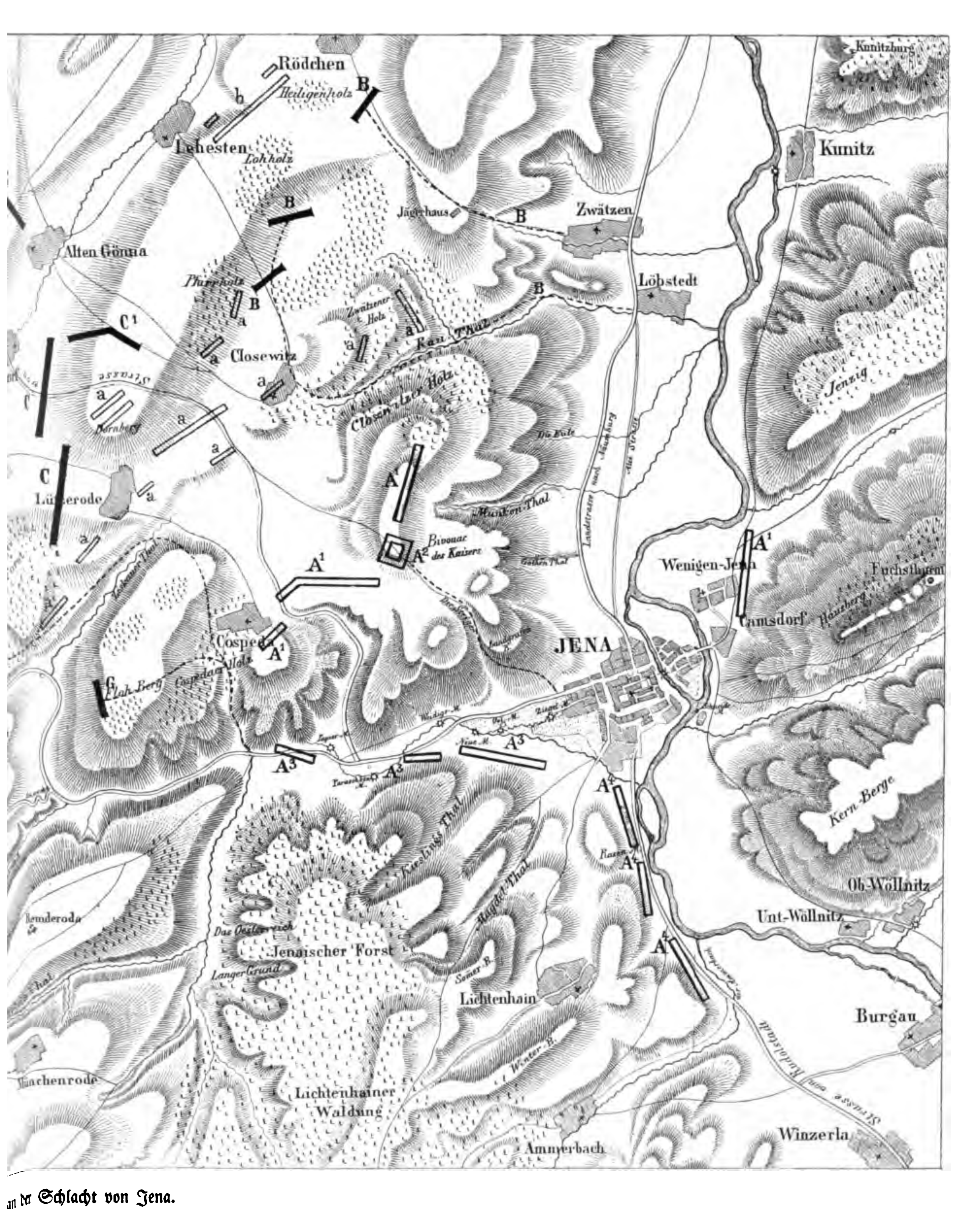
Abb. 61. Gefangennahme des Generalmajors von Sanitz bei Rödigen. Kpfr.

Die Preußen verloren sogar einen General, nämlich den Brigadekommandeur v. Sanitz, der von den sächsischen Chevaux-legers überritten und von den nachdringenden französischen Husaren gefangen wurde (Abb. 61). Holtzendorff selbst und der sächsische General von Senfft entgingen nur mit Mühe dem gleichen Lose.



Beilage 7. Plan der

Erklärung: A Stellung der Franzosen in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober. A^{1} Lannes, A^{2} Napoleon u. die Garden, A^{3} S
B Stellung der Franzosen unter Soult gegen Holtzendorff. b Stellung der Preußen bei Rödigen unter Holtzendorff. c Lagerung de
unter Zezschwitz II. c^{4} Sächs. Husaren. c^{5} Preuß. Infanterie, ehemals Tauentzien. c^{6} Sächs. Infanterie unter Niesenmeuschel. c^{7}
Schlachtstellung der Preußen und Sachsen. e^{1} Infanterie der Division Grawert. e^{2} Brigade Dyherrn in Reserve. e^{3} Sächsische
f Sächs. Bat. Winkel auf dem Rückzuge jenseits der Sulzbach. g Letzte Aufstellung der Preußen. C Stellung des Lannesschen K
selbe. E Stellung des Soultschen Korps nach der Vertreibung Holtzendorffs. F Vordringen der franz



an der Schlacht von Jena.

A3 Augereau, A4 Soult. a Aufstellung der sächs. u. preußischen Avantgarde unter Tauentzien vor der Schlacht am Morgen des 14. ung der Preußen u. Sachsen vor der Schlacht. c1 Preuß. Infanterie unter Grawert. c2 Sächs. Brigade Dyherrn. c3 Sächs. Kavallerie el. c Preuß. Abteilung unter Boguslawsky. d Entwicklung der Division Grawert mit der Infanterie d1, mit der Kavallerie d2. e Erste chsische Kavallerie. e4 Sächs. Infanterie, dabei preuß. unter Boguslawsky. e5 Preußische Infanterie, ehemalige Tauentziensche Abteilung. hen Korps. C1 Stellung der Brigade Wedel. D Stellung Neys mit seiner Avantgarde. D1 Einnahme von Vierzehnheiligen durch die französischen Kavallerie von Münchenrode her gegen die Sachsen. G Vordringen des Augereauschen Korps.

Was Holtzendorff nun tat, läßt sich nur dadurch erklären, daß er vollkommen den Kopf verloren hatte. Er blieb länger als eine Stunde mit seinen Truppen bei Stobra stehen und marschierte dann nach Apolda. Später hat er das damit motiviert, daß er Franzosen von Dornburg her im Anmarsch gesehen habe. Aber was er dann in Apolda wollte, mag der Himmel wissen! Die Vernunft mußte ihm gebieten, sich zwischen Hermstedt und Krippendorf auf Hohenlohes Hauptmacht zurückzuziehen, denn dort war er am sichersten. Aber auch Pflicht und Ehre hätten ihm das gebieten sollen, denn er hörte von dort den Lärm der Schlacht herüberdröhnen. Statt dessen marschierte er nach Apolda!

Soults Division wurde dadurch frei. Der Marschall verfolgte die Weichenden nicht, er hatte anderes zu tun. Denn was Holtzendorff unterließ, das tat er. Der anhaltende Geschützdonner aus Westen und Nordwesten zeigte ihm, daß seine Hauptarmee sich im Gefechte befand. Um die Verbindung mit ihr wieder zu erreichen, marschierte er über Hermstedt nach Romstedt zu.

Er kam noch ganz zur rechten Zeit, um seinem Kaiser einen wichtigen Dienst zu leisten. Denn inzwischen hatte die Entscheidungsschlacht begonnen.

Der Fürst Hohenlohe war in seinem Hauptquartiere Kapellendorf früh um 5 Uhr von dem Leutnant von Egidy, der mit einer Botschaft des Generals von Zezschwitz kam, aus dem Schlummer geweckt worden. Der sächsische General meldete, daß die Vorposten während der Nacht viel Fahren gehört und aus dem Geräusch geschlossen hätten, daß das Fuhrwerk von Jena her gekommen sei. Auch wäre von ihm bemerkt worden, daß starke französische Kolonnen, auch Artillerie, bei Cospeda Stellung genommen hätte.

Es war das Korps des Marschalls Augereau, das auf Befehl des Kaisers noch in der Nacht die Höhe ersteigen sollte, um am anderen Tage den linken Flügel der französischen Armee zu bilden.

Hohenlohe ließ zurücksagen, er glaube nicht, daß heute ein ernstlicher Angriff hier erfolgen werde. Indes solle sich alles bereit halten, jedoch im Lager bleiben und nur durch Sicherheitsposten und Patrouillen die Punkte vom Isserstedter Grunde, der Schnecke und dem Schwabhäuser Grunde beobachtet und gesichert werden.

„Der Fürst wünscht übrigens, daß die Leute im Lager so wenig als möglich fatigiert werden."

Inzwischen aber hatte Zezschwitz, ohne einen Befehl abzuwarten, die Division Niesemeuschel vom Lager aus nach der Schnecke vorrücken lassen in dieselbe Stellung, die sie am Tage vorher eingenommen hatte. Er ließ sie auch ruhig da stehen. Das war sehr vernünftig von ihm, denn bald zeigte die östlich von ihm einsetzende und immer stärker anschwellende Kanonade, daß der Fürst, der nichts Ernstliches erwartete, sich wohl sehr getäuscht haben mochte.

Natürlich hörte man im Hauptquartier den Kanonendonner auch, aber den Fürsten schien er nicht sehr aufzuregen. Er schrieb einen Brief an den König und einen an den Herzog von Braunschweig und sandte den gefangenen französischen Parlamentär oder Spion unter Eskorte des Hauptmanns von Gneisenau an den Höchstkommandierenden, frühstückte,

nahm einige Meldungen entgegen und setzte sich erst um 7 Uhr mit seinem Stabe zu Pferde, um zu sehen, wie es bei Tauentzien stände.

Als er ins Lager kam und sich eben mit dem General Müfflingen unterhielt, sah er auf einmal, wie die Mannschaften der Division Grawert ihre Zelte abbrachen, die Gewehre aufnahmen und anfingen aufzumarschieren.

Sogleich ritt er hin und rief: „Halt! Halt!" Denn er wollte ja nicht, daß die Truppen „fatigiert" würden.

Da kam der General Grawert angesprengt und machte dem Fürsten ernste Vorstellungen. Das Gefecht der Tauentzienschen Truppen scheine doch sehr ernsthaft zu sein, man solle wenigstens die Leute so aufstellen, daß sie die Front nach der Seite hin hätten, woher offenbar der Feind anrücke. Das Hohenlohesche Lager hatte nämlich seine Front nach Hohlstedt-Schwabhausen zu, so daß ihm das Lannessche Korps halb in der linken Flanke, halb im Rücken stand. Daher hatte Grawert, dem es nicht an gesundem Menschenverstande fehlte, seine Kavallerie schon nach Klein-Romstädt abrücken lassen.

Bis gegen 8 Uhr debattierte Hohenlohe mit dem General herum, dann mit einem Male, Gott mag wissen wodurch, wurde seine Auffassung nicht nur von seiner Lage, sondern auch von dem, was er zu tun hatte, eine gänzlich andere. Er wollte nun nicht mehr zurückgehen, nicht mehr ausweichen, sondern die Schlacht annehmen und sogar einen Vorstoß gegen die andringenden Feinde ausführen. Rüchel sollte dabei dem Feinde in seine rechte Flanke fallen, Holtzendorff sollte ihn von der linken Seite her angreifen. Sogleich sandte er folgenden „Befehl" an Rüchel: „Ich werde soeben heftig angegriffen und habe die preußische Division links abmarschieren lassen. Ew. Exzellenz bitte ich, mir von preußischen Truppen zu schicken, was Sie missen können!" Auch an Holtzendorff schickte er seine Befehle, aber seine Adjutanten kamen nicht mehr durch.

Dann jagte er der Grawertschen Kavallerie nach, setzte sich persönlich an die Spitze der 19½ Schwadronen und führte sie gegen das Dorf Vierzehnheiligen vor. Dann erhielt auch die Infanterie den Befehl zu avancieren. „In Geschwindschritt mit klingendem Spiel und in einer Ordnung wie nicht immer auf dem Übungsplatze rückten die 10 Bataillone mit ihren 2 Batterien den flachgeböschten aber an 60 Fuß hohen Hang gegen Vierzehnheiligen hinan. Sie zogen sich dabei etwas rechts, um mit der Stellung der Sachsen in Verbindung zu kommen. Deren Kavallerie — 15 Eskadrons und eine reitende Batterie — hatte sich neben der Division Niesenmeuschel gegen Isserstedt aufgestellt. Die Brigade Dyherrn, die bei Saalfeld stark gelitten, 4 Bataillone nebst 3 Eskadrons und einer Batterie, setzte sich hinter den rechten Flügel Grawerts."

Ungefähr 1000 Schritt vor dem Dorfe befahl der Fürst der Infanterie, Halt zu machen. Auch die Kavallerie, die zum Teil schon über das Dorf seitwärts hinausgegangen war, wurde wieder zurückgenommen, denn Hohenlohe wollte erst das weitere Fallen des Nebels abwarten.

Das alles geschah ungefähr ½10 Uhr vormittags. Eben kam Tauentzien mit seinen geschlagenen Truppen zurück, marschierte an Vierzehnheiligen vorbei und wurde auf

Klein-Romstädt zurückgeschickt. Der Fürst ließ die Soldaten an sich vorbeidefilieren und belobte sie wegen ihrer tapferen Haltung.

Die Franzosen folgten der abziehenden Tauentzienschen Division nur sehr langsam. Da zur nämlichen Zeit das Gefecht zwischen Soult und Holtzendorff im Osten stattfand, so hörten sie von dort den Geschützdonner und wagten nicht, energisch vorzurücken, da sie ihre rechte Flanke bedroht glaubten. Erst als die Kanonade von Rödigen her schwächer wurde, setzte ihr Angriff schärfer ein.

Jetzt also, 10 Uhr, standen sich die beiden Heere gegenüber und beschossen einander mit Artillerie. Noch immer wogte da und dort der Nebel, und in seinem Schutze wagten sich die französischen Schützen bis nahe an die preußischen Linien heran, wobei sie besonders die Offiziere abzuschießen suchten.

In dem Augenblicke ritt ein Offizier an Hohenlohe heran und machte ihm den Vorschlag, mit der preußischen Kavallerie sich auf diese Schützenschwärme zu werfen und die sonst nicht gedeckten feindlichen Batterien zu nehmen. Aber der Fürst wollte nicht darauf eingehen. Eine gewaltige Reitermasse stand ihm zur Verfügung — er nutzte sie nicht.

Dagegen griff nun die Kavallerie der Franzosen an. Auf dem linken Flügel warf sie eine preußische Kavallerie-Abteilung und brachte eine Batterie in die höchste Gefahr. Nur dadurch, daß mit Kartätschen auf Freund und Feind geschossen wurde, vermochten die Kanoniere die verfolgenden Husaren und Chasseurs zurückzutreiben. Auf dem rechten Flügel griffen die Neyschen Reiter die Batterie Steinwehr an, nahmen sie und hieben die Bedienungsmannschaft nieder. Die Bedeckung, zwei Schwadronen Holtzendorff-Kürassiere, wurden geworfen und brachten noch ein hinter ihnen haltendes Kavallerieregiment in Unordnung. Doch jagten gleich darauf die Henckel-Kürassiere und Prittwitz-Dragoner dem Feinde die Batterie wieder ab und schlugen ihn zurück. Das nützte ihnen allerdings nicht viel, denn sie vermochten die Kanonen nicht fortzuschaffen und mußten sie im freien Felde stehen lassen. Vordringen konnten sie auch nicht weiter, denn die Neysche Infanterie bildete Karrees und wies sie ab.

Darauf befahl Hohenlohe, die Kavallerie solle hinter die Linien der Infanterie zurückgehen.

Sofort rückten die Franzosen nach und besetzten Vierzehnheiligen. Eine geschlagene Stunde stand Hohenlohe mit seinen Grenadierbataillonen fünf Minuten von dem Dorfe entfernt und hatte noch nicht einen einzigen Mann hineingeworfen. Nun setzte sich ein Bataillon Neys und ein Regiment vom Lannesschen Korps dort fest. Kleine französische Kolonnen zogen sich auf Hermstedt, andere auf Isserstädt, Ney selbst soll im Karree eines seiner Regimenter zwischen Vierzehnheiligen und Isserstädt gestanden haben. Der Marschall hat später erklärt, es sei ihm sehr unbehaglich gewesen in seiner Lage. In der Tat war das erste französische Treffen weit vorgeschoben, die Reserven standen noch sehr zurück. Ney war selbst der Überzeugung, daß sich die französische Armee augenblicklich in einer sehr schwachen und hochgefährlichen Position befinde.

So bot denn das Glück den Preußen, trotz aller voraufgegangenen Fehler noch einmal eine günstige Chance — die letzte. Das Schicksal des Tages war entschieden, wenn

Hohenlohe schnell, ohne längeres Besinnen, seine ganze Macht, Reiter, Fußvolk und Artillerie, zu einem Gewaltstoße avancieren ließ. Wenn die 10 Grenadierbataillone und 19 Schwadronen im Sturme auf Vierzehnheiligen vorgingen, unterstützt von den Kanonen, gefolgt von starken Reserven, so hätten die Franzosen im Dorfe ohne Frage retirieren müssen. Man konnte das Zentrum der feindlichen Stellung sprengen, den Feind auf seine Reserven zurückschleudern. Ob man dann siegte, war ja noch zweifelhaft aber von einer Niederlage wäre nicht mehr die Rede gewesen.

Hohenlohe ließ denn auch avancieren. Aber nicht mit der ganzen Macht, sondern nur mit der Infanterie. Er selbst ritt vor die Front der Truppen und erinnerte sie an den alten preußischen Ruhm. Die Soldaten antworteten überall mit Jubel und Vivatgeschrei, sie hatten den besten Willen und freuten sich, daß sie nun endlich dem Feinde an den Kragen kommen konnten. 1/2 11 Uhr setzte sich die Masse in Bewegung, in Echelons zu zwei Bataillonen mit fünfzig Schritt Abstand gingen sie vom linken Flügel vor. Im Tirailleur- und Kartätschenfeuer des Feindes rückten sie unter Trommelschlag mit derselben Ruhe und Ordnung vor wie auf dem Exerzierplatze. Die Jäger und Füsiliere Tauentziens setzten sich auf den rechten Flügel, dahinter die Brigade Dyherrn.

Der Feind wich den Anrückenden aus, wie er bisher dem preußischen Bajonettangriff stets ausgewichen war. Isserstädt und der Isserstädter Forst wurde von den eingedrungenen Franzosen gesäubert, das Dorf von den Preußen besetzt.

Bis auf Gewehrschußweite rückten die preußischen Linien auch an Vierzehnheiligen heran. Dann aber ließ der Fürst Halt machen. Zum letzten entscheidenden Stoße, zum Sturm mit dem Bajonett auf das Dorf konnte er sich nicht entschließen. Ein stehendes Feuergefecht entwickelte sich. Die Preußen schossen hinein, richteten auch eine Batterie auf das Dorf, steckten es endlich durch ihre Kugeln in Brand — vergebens (Abb. 62). Der Feind hielt das Dorf, die Tirailleure fanden noch immer Deckung hinter Gräben, hinter den niedrigen Mauern der Dorfgärten, hinter Bäumen und Gemäuer. Auf der andern Seite von Vierzehnheiligen standen die Franzosen in dichten Haufen.

Damit war die Schlacht schon entschieden. Die Franzosen behaupteten sich auf dem wichtigsten Punkte, und die zehn Bataillone der Division Grawert „verbluteten sich“ in dem nutzlosen Schießen gegen einen fast unsichtbaren Feind, der ihnen die ungeheuersten Verluste zufügte.

Vorläufig allerdings sah es aus, als neige sich der Sieg den preußischen Fahnen zu. Die ganze Linie war vorgegangen, der Feind überall gewichen. Auf dem linken Flügel wurde Lannes' Infanterie zurückgeschlagen, auf dem rechten Flügel jagten die tapferen Polenzdragoner und zwei Schwadronen der Henckelkürassiere zwei Reiterregimenter des Feindes in die Flucht, hieben eine Menge der Fliehenden nieder und machten viele Gefangene.

General Grawert ritt an den Fürsten heran und gratulierte ihm zur gewonnenen Bataille. Hohenlohe wies den Glückwunsch vorläufig noch zurück.

Indem kam ein Meldereiter des Generals Rüchel angeritten und brachte einen Zettel, auf dem stand: „Ich komme den Augenblick mit dem größeren Teil zu Ew. Durchlaucht

auf der Straße von hier nach Kapellendorf, und Sie schicken mir die Befehle entgegen zito, wohin sie Not leiden zito. Ich helfe gern und aus Kräften als Freund. N. S. Schleunige Antwort in bloßen Befehlen. Rüchel."

Umgehend antwortete der Fürst:

„Es freut mich, daß mir Ew. Exzellenz zu Hilfe kommen wollen. Dirigieren Sie alles, was Sie entbehren können, nach Vierzehnheiligen, wo der Hauptangriffspunkt ist. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund. In diesem Augenblick schlage ich den Feind an allen Orten. Die Kavallerie hat Kanonen genommen."



Abb. 62. Der Brand von Vierzehnheiligen. Kpfr.

Infolgedessen sandte Rüchel einen Feldjäger an den Herzog von Weimar mit der Nachricht, der Fürst von Hohenlohe bataillere mit den Franzosen bei Jena und habe bereits große Vorteile erfochten. „Ich selbst bin im Begriff, mit meinem Korps zu Hilfe zu eilen und hoffe, daß Ew. Durchlaucht nicht säumen wird, ebenfalls an diesem glorieusén Tage noch teilzunehmen."

Der Herzog war aber noch viel zu weit zurück, als daß er an dem „glorieusen Tage" hätte teilnehmen können.

Auf einen großen Feldherrn würde die Nachricht von Rüchels Herannahen wohl so gewirkt haben, daß er sofort mit allen Kräften vorgegangen wäre, um den Ruhm der Entscheidung nicht dem untergeordneten Führer zu überlassen. Kräfte waren genügend vorhanden, und eine starke Reserve wußte er im Anmarsch. Hohenlohe wollte auch einen Bajonettangriff unternehmen, aber zwischen Wollen und Vollbringen liegt ja oft so viel. General Grawert wies ihn auf die Verluste hin, die die vor dem Dorfe stehenden Bataillone schon gehabt hätten und riet, stehen zu bleiben, bis Rüchel käme, dann das Dorf zu nehmen und den Sieg zu vervollständigen.

So blieb man denn stehen. Die Verantwortung trägt allein Hohenlohe, denn Grawert war ein untergeordneter General, und der Fürst konnte ihm befehlen, den Mund zu halten.

In solcher Lage muß der Feldherr wissen, was zu tun ist, und nicht auf das Gerede von Untergebenen hören.

Von Minute zu Minute wurde die Lage der preußischen Truppen schwieriger, sie wurde zuletzt ganz unerträglich. Die Verluste erreichten eine entsetzliche Höhe. Vor Vierzehnheiligen sollen ziemlich die Hälfte der preußischen Grenadiere gefallen sein. Was wäre mit solchen Truppen auszurichten gewesen! Welch eine Mutprobe für den gemeinen Mann, wenn rings die Kameraden sich in ihrem Blute wälzen und nichts, durchaus nichts zu tun ist, als auszuhalten und weiter zu feuern gegen einen Feind, den keiner sieht!

Sie haben es ausgehalten, diese Tapfern, zwei Stunden lang, nur ein Regiment wich zurück, wurde jedoch vom Fürsten und seinem Gefolge mit Stock und Degen zurückgetrieben und tat weiter seine Pflicht.

Aber gegen 2 Uhr trat der Augenblick ein, wo es einfach nicht mehr ging. Die Verluste wurden zu schrecklich und, was das schlimmste war, die Munition begann auszugehen. Der ersehnte Rüchel kam nicht, dagegen kam Napoleon (Abb. 63). Der Kaiser hatte bisher die Schlacht hinhaltend geführt, weil seine Reserven nicht da waren. Nun aber waren sie da. Soult setzte sich nach der Verjagung Holtzendorffs auf den französischen rechten Flügel, von links kam Augereau das Mühltal herauf, warf eine Division gegen die Sachsen auf der Schnecke, warf sich mit der andern gegen Isserstädt und erstürmte das Dorf.

Damit war ein Keil zwischen die Preußen und Sachsen getrieben, und die Franzosen standen in Hohenlohes rechter Flanke.

Die Garden und eine Division Neys gingen im Zentrum vor. Die ganze französische Armee avancierte. Unter Trommelklang und schmetternder Musik ging sie vor und überschüttete die Preußen mit einem mörderischen Feuer.

Vor dem gewaltigen Stoße barst die Armee Hohenlohes aus den Fugen. Es war kein Halten mehr.

Wie verwirrt, wie deprimiert die Gemüter selbst höherer Offiziere und nun erst der Soldaten schon vorher durch das feindliche Feuer waren, dafür erzählt von der Marwitz ein drastisches Beispiel. Er sollte als Hohenlohes Adjutant dem Kommandeur der Gettkandt-Husaren den Befehl zum Vorgehen bringen. „Der Oberst fragte ängstlich, ob er sich nicht aus dem gewaltigen Feuer zurückziehen solle, und hatte eigentlich recht, denn es wäre besser gewesen, wenn das Regiment nicht so exponiert hielt. Indessen war es schon gefährlich, das Wort ‚zurück' auch nur auszusprechen, und mir blieb daher nichts übrig, als den überbrachten Befehl zu wiederholen. Der Oberst war so außer Fassung, daß er fragte: Wie soll ich es denn machen? Sie kommandieren mit Vieren rechts um und marschieren, bis Sie wieder an die Infanterie heran sind. — Gut, gut, sagen Sie mir nur immer, wie ich kommandieren soll, ich will es ja gern tun. — Er kommandierte, und das Regiment zog sich rechts. — Jetzt ist es Zeit, Front zu machen, sagte ich. — Ja, ja, aber nach welcher Seite? — Heiliger Gott, dahin, wo der Feind steht und wo die Kugeln herkommen."



Murat Berthier Napoleon

Abb. 63. Episode aus der Schlacht von Jena. Kpfr. von Friley nach Vernet.

Als Napoleon heraneilte, um seine Regimenter in Ordnung zu bringen, riefen ihm einige ungeduldige Gardisten zu: „Vorwärts, vorwärts.“ Unwillig rief Napoleon zurück: „Was ist das? Nur ein junger unbärtiger Mensch kann beurteilen wollen, was ich zu tun habe. Er warte, bis er wie ich 30 rangierte Bataillen gewonnen hat, ehe er mir seinen Rat geben will.“

So verwirrt zeigte sich ein Oberst! Was mußte erst in den Seelen der gemeinen Soldaten vorgehen! Sie hatten getan was sie konnten, waren mutig vorgegangen, hatten standhaft ausgehalten, und doch war alles vergebens. Gegen diesen Feind half alle ihre Tapferkeit nichts, sie waren gegen seine überlegenen Künste wehrlos, „die Unmöglichkeit, etwas gegen das vorherrschende Feuer der feindlichen Tirailleure zu tun, brachte die Mannschaft außer Fassung". So verloren sie alle Hoffnung und alle Haltung, stürzten in wilder Flucht davon. Die ganze Armee wälzte sich geschlagen, halb vernichtet rückwärts.

Am schlimmsten erging es den Sachsen. Ihre Niederlage erfolgte zwar erst zuletzt von allen, möge aber hier voraufgenommen werden. Sie hatten an der Schnecke zunächst nur den Kampf mit einer französischen Division auszuhalten. Bei den Franzosen befanden sich auch Hessen-Darmstädter, die einzige Rheinbundstruppe, die an der Schlacht teilgenommen hat. Es kam indessen zunächst dort nur zu unbedeutenden Plänkeleien, die folgenden ernsteren Angriffe der Franzosen wurden mit Glück abgeschlagen.

Hohenlohe hatte dem kommandierenden General von Zezschwitz den Befehl gegeben, an der Schnecke stehen zu bleiben und seine rechte Flanke zu decken. An dem Befehle des Fürsten hielt der General auch noch fest, als Augereau sich schon zwischen ihn und Hohenlohe geschoben und Isserstädt genommen hatte, zog auch Boguslawski an sich heran. Endlich aber erkannte er, daß die Franzosen immer weiter vordrangen, die Preußen immer weiter zurückwichen, und sah französische Kavallerie bei Kötschau in seinem Rücken auftauchen.

Nun gab er den Befehl zum Rückzuge, aber es war zu spät. Bei Kötschau wurde die sächsische Armee, soweit sie unter Zezschwitzs Führung stand, von weit überlegenen französischen Streitkräften, Kavallerie, Artillerie und Infanterie von drei Seiten zugleich angegriffen. Nach tapferer Gegenwehr wurde die Truppe zum einen Teile niedergehauen, zum andern größeren Teile gefangen. Der General von Zezschwitz bahnte sich mit vierhundert Reitern einen Weg durch die feindliche Kavallerie und gelangte nach Weimar.

Doch das war erst am Spätnachmittage. Zwischen 2 und 3 Uhr vollendete sich der Zusammenbruch des Hohenloheschen Heeres. Die eine Hälfte floh über Groß-Romstädt, die andere flutete auf der Chaussee nach Weimar rückwärts, immer mehr löste sich alle Ordnung, kein Befehl wurde mehr beachtet, das Heer hörte auf, ein Heer zu sein, wurde zu einer großen flüchtenden Menschenmasse, in der jeder nur bestrebt war, sich zu retten vor dem nachdrängenden Feinde.

Aber Ausnahmen gab es auch hier. Einzelne Truppenverbände bewahrten doch noch Ordnung und Haltung, so besonders das sächsische Bataillon aus dem Winkel, bei dem sich der Fürst Hohenlohe selbst befand. Von ihm berichtet von der Marwitz:

„Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen, unablässig vom Feinde angegriffen und niemals erschüttert, ging das sächsische Grenadierbataillon aus dem Winkel vollkommen geordnet, in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiel, zurück. In einem offnen Karree bot es dem Feinde die Spitze, so oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten seiner Kavallerie noch die Kugeln der Tirailleure erschütterten diese tapfern Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geschlagen, es zog mit Musik wie

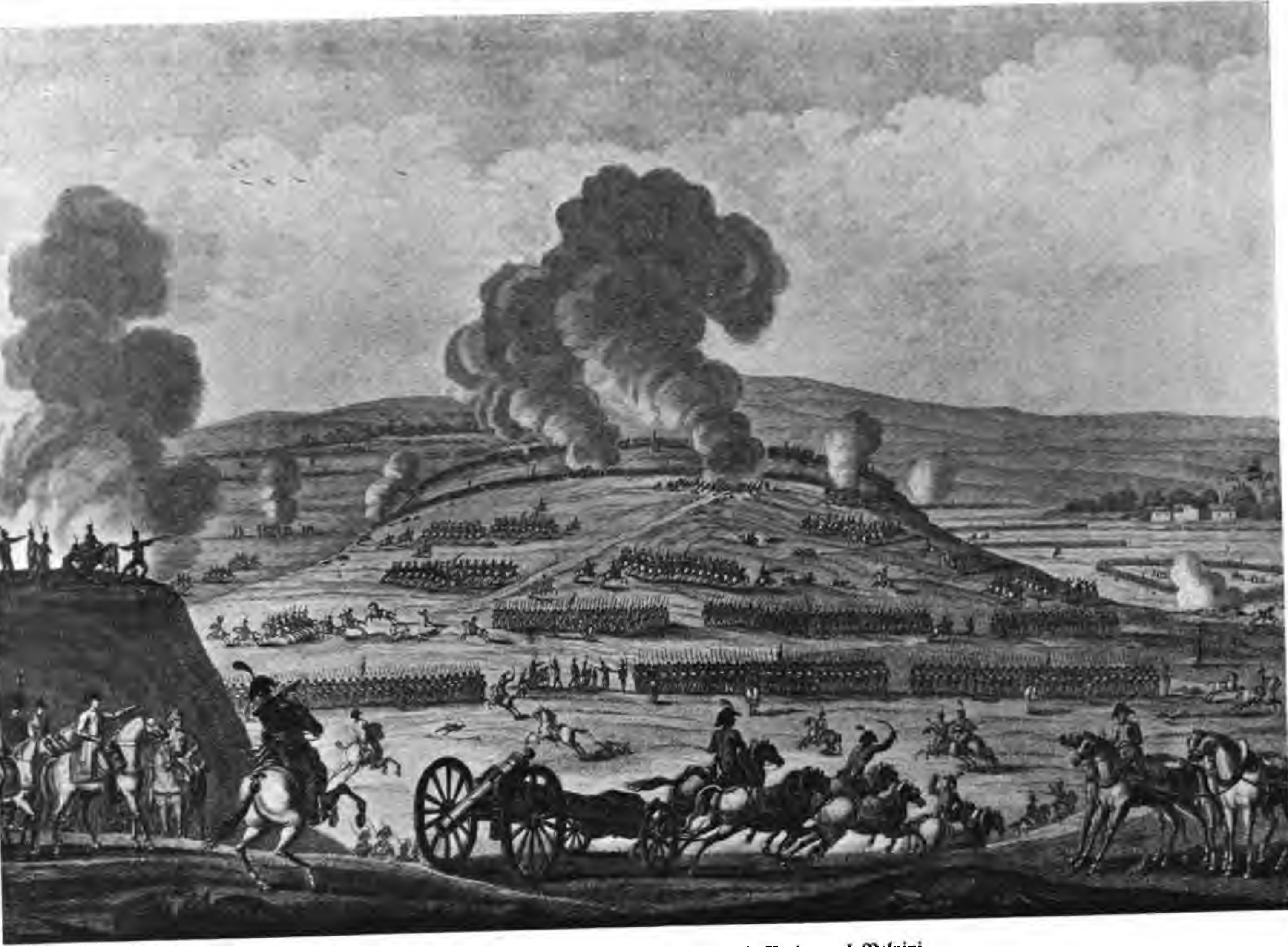


Abb. 64. Schlacht bei Jena. Kpfr. von Antonio Verico nach Volpini.

auf dem Exerzierplatze ab. Kam der Feind wieder heran — ein Wirbel, und alles stand schlagfertig."

Dem Preußen von der Marwitz wird es schmerzlich gewesen sein, das alles nicht einem preußischen Bataillone nachrühmen zu können. Wir freuen uns, daß eine deutsche Truppe solchen Heldenmut bewiesen hat.

Auch einzelne zeigten, daß die deutsche Tapferkeit nicht erloschen sei. So der preußische Fähnrich von Eberhard, „ein kaum dem Knabenalter entwachsener Offizier". Als er bei Vierzehnheiligen sein Regiment fliehen sah, jagte er auf den Fahnenträger zu, riß ihm die Fahne aus der Hand und schrie: „Was, du bist auch so ein Hundsfott, daß du mit der Fahne davonläufst? Pfui, schäme dich." Dabei pflanzt er die Standarte neben seinem kleinen Pferde in den Boden und ruft den Fliehenden zu: „Hier, Kameraden, hier ist eure Fahne! Lauft nicht wie die Schurken, kommt her, sammelt euch um mich, zeigt, daß ihr Preußen seid!" Der tapfere Junge brachte wirklich ein Bataillon wieder zum Stehen. Er bekam dafür nachher den Pour le mérite, und das von Rechts wegen, und ist im hohen Alter als preußischer General gestorben.

Auch ein anderer Halbknabe zeigte einen ungewöhnlichen Mut, der noch nicht fünfzehnjährige Prinz Bernhard von Weimar. „Er hatte schon den 12. und 13. den ganzen Tag zu Pferde gesessen, dem Gefecht am 13. sowie der Expedition nach Dornburg beigewohnt und war am 14. zeitig wieder zu Pferde. Während der Schlacht wich er keinen Augenblick von der Seite des Fürsten und im dichtesten Kugelregen sah man ihn keine Miene verziehen, wohl aber eifrig bemüht, die weichenden Bataillone zum Stehen zu bringen. Als an seiner Seite ein Kornett der braunen Husaren vom Pferde geschossen wurde, sprang er weinend von dem seinigen, um ihn aufzufassen. Es war eine schlimme Stelle, und sein Gouverneur mußte ihn mit Gewalt fortziehen. Immer beim Fürsten blieb er während der folgenden Nacht und des ganzen 15. Oktobers bis Sondershausen unausgesetzt zu Pferde ohne Nahrung und Ruhe. Bei seiner Jugend trat sichtliche Erschöpfung ein, aber nicht ein Laut der Klage entschlüpfte ihm.

Allein solche Helden waren Ausnahmen, seltene Ausnahmen auf dem Rückzuge. So tapfer die Truppen vorher im Kugelregen gestanden hatten — jetzt war ihre Kraft erschöpft, gebrochen. Sie hatten tagelange Strapazen hinter sich, waren hin und her marschiert, hatten gehungert und gefroren. Nun war ihnen der Sieg entrissen, wie durch Zauberei, gegen die sie nichts ausrichten konnten — nun war alles aus. Trübsinnig und stumpf trotteten sie dahin. Trübsinnig und stumpf, wie geistesabwesend, ritt in ihrer Mitte der geschlagene Führer, der hier innerhalb weniger Stunden seinen Ruhm hatte versinken sehen und dem sein ganzes langes Kriegerleben nun wohl fast wertlos erscheinen mochte.

Noch ein anderer sollte heute seinen Schicksalstag erleben, der General von Rüchel. Sein Verhalten am Tage der Schlacht ist einfach rätselhaft, so rätselhaft, daß man nur sagen kann: Er hat entweder wie ein unehrenhafter Mann oder wie ein vollkommener Dummkopf gehandelt.

Er hatte die Nacht am Webichtholz bei Weimar verbracht, und zwar hatten seine Sol-

daten unter freiem Himmel bei den Wachtfeuern gelegen und buchstäblich gehungert, denn es gab keine Lebensmittel mehr.

Seit früh um 6 Uhr hörte er den Kanonendonner von Jena her und hätte wissen müssen, was er zu tun hatte. Wenn er wirklich auch von Auerstädt her das Geschützfeuer gehört und geschwankt hat, welchen von beiden Armeen er Hilfe bringen solle, so erklärte das doch nur sein Zaudern in den ersten Morgenstunden. Denn vor 9 Uhr erhielt er die Bitte des Fürsten Hohenlohe, ihn zu unterstützen.

Früh um 8 Uhr war der Hauptmann von Gneisenau, der den gefangenen Gesandten Napoleons, den Kammerherrn von Montesquieu, nach der Hauptarmee eskortieren sollte, auf der Weimarischen Chaussee mit Rüchel zusammengetroffen. Er bat den General, ihn bei sich zu behalten und einen andern Offizier mit der Fortschaffung des Franzosen zu betrauen. Das tat Rüchel, und damit leistete er ohne sein Wissen dem Vaterlande einen großen Dienst. Denn hier hat der spätere General Gneisenau sehr wertvolle Studien gemacht. Er sollte bei der Flucht des preußischen Heeres mit eigenen Augen sehen, wie es in einer geschlagenen Armee zugeht und wie da der Schrecken die Leute so blind und verwirrt macht, daß ganze Regimenter vor ein paar nachsetzende Schwadronen davonlaufen. Die Frucht dieser Lehre war neun Jahre später die glänzende Verfolgung Napoleons bei Waterloo. —

Gegen 10 Uhr entschloß sich nun endlich Rüchel, etwas zu tun. Er ließ antreten und abmarschieren in der Richtung nach Jena. Aber wie marschierte er! Eine große Chaussee stand ihm zur Verfügung, aber er ließ die Truppen rechts seitwärts, in ganz langsamer Bewegung „dahinziehen". Die Bataillone mußten in Tritt und genauester Richtung, die Züge mit gehöriger Distanz marschieren. Wehe dem Unteroffizier, der seine Distanz, dem Soldaten, der Tritt oder Richtung verlor. Fuchtel und Stock regierten in gewohnter Weise wie auf dem Exerzierplatze.

Also selbst im Angesichte des Feindes blieb der General der lächerliche Paradenarr, der er Zeit seines Lebens gewesen war. Trotzdem — unbegreiflich, ganz unbegreiflich ist es, daß er nicht rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eintraf. Vom Webicht bis Kapellendorf sind 7 Kilometer, das bedeutet einen Marsch von $1^1/_2$ Stunden. Von Kapellendorf bis Vierzehnheiligen geht man wenig über eine Stunde. Selbst wenn er also unverantwortlicherweise erst um 10 Uhr seine Vorwärtsbewegung antrat, so mußte er zwischen 12 und 1 Uhr vor Vierzehnheiligen stehen und wirksam in die Schlacht eingreifen können.

Massenbach hat ihm später vorgeworfen, er habe den Fürsten absichtlich in seiner Not stecken lassen, weil er wegen früherer Vorkommnisse Hohenlohes heimlicher Feind gewesen sei. Eine solche ungeheuerliche Gemeinheit der Gesinnung braucht man ihm aber wahrlich nicht zuzutrauen, es gibt eine viel einfachere und wahrscheinlichere Erklärung für sein höchst wunderliches und bedenkliches Verhalten. Nach Boyens Zeugnis „hatte er einen ganz ungewöhnlichen Dünkel, sah mit Verachtung und einem komischen Pathos auf Napoleon und seine Kriegseinrichtungen herab". Nach Clausewitz' Schilderung war er „aus lauter Phrasen und Gedankenbrocken zusammengesetzt" und besaß „einen Ehrgeiz,

der bis zur Glut gestiegen sein würde, wenn er sich nicht in Eitelkeit verflüchtigt hätte". Hier liegt wohl der Schlüssel zu seiner Haltung am 14. Oktober. Er war ganz ehrlich davon überzeugt, daß er mit seinen Preußen jederzeit den armseligen Napoleon mit seinem verfluchten sansculottischen Rackerzeug zu allen Teufeln jagen könne. Mochte immerhin Hohenlohe eine Weile zappeln, das schadete nicht viel. Wenn er, der große General Rüchel, mit seinen Braven erschien, da war ja doch alle Not zu Ende.

Freilich mochte wohl auch er ein recht bedenkliches Gesicht machen, als er endlich nach 2 Uhr bei Kapellendorf anlangte. Was er da sah, das war nicht mehr der Rückzug, das war die Flucht und Auflösung der Hohenloheschen Armee. Wäre er nicht von dem Wahne ganz besessen gewesen, daß preußischen Truppen nichts unmöglich sei, so hätte er seine Aufgabe darin sehen müssen, dem ganz zerrütteten Hohenloheschen Heere einen leidlichen Rückzug zu sichern. Statt dessen beschloß er, die Offensive zu ergreifen. Hinter Kapellendorf kam ihm der flüchtende Massenbach entgegen. Auf die Frage Rüchels: „Wo will der Fürst, daß ich ihm nütze?" soll Massenbach ihm zugerufen haben: „Jetzt nur durch Kapellendorf." Mag es wahr sein oder nicht, genug, der General führte seine Truppen durch das Dorf und nördlich an dem Dorfe vorbei gegen den steilen, 200 Fuß hohen Berghang von Groß-Romstädt. Droben auf der Höhe erschienen schon Schwärme feindlicher Tirailleure und richteten auf die Anstürmenden ein furchtbares Feuer. Aber die wackeren Truppen gingen vorwärts, natürlich in Echelons, den Berg hinauf, erreichten die Höhe, warfen die Tirailleure weit zurück. Anreitende französische Kavallerie ward abgeschlagen und der Bergesrand behauptet.

Ein glänzendes Bravourstück war vollbracht, aber leider nützte es gar nichts. Der Feind war zurückgegangen, fuhr aber fort, die preußischen Reihen hinter Deckung zu beschießen und litt wenig durch das Salvenfeuer der Preußen. Dabei verstärkte er sich immer mehr, immer dichter sausten seine Kugeln in die preußischen Kolonnen, immer breiter wurden die Lücken, die sie dort rissen. Besonders wurden die Offiziere aufs Korn genommen. Sehr viele fanden den Tod. Rüchel selbst wurde durch die Brust geschossen. Aber er verließ seine Truppen nicht, denn wenn er auch ein Narr war, so war er doch ein tapferer Mann. Er verstopfte sich die Wunde mit dem Taschentuche und blieb.

Aber bald kam der Moment, wo weder er noch seine Offiziere, soweit sie noch da waren, die Truppen im Feuer halten konnten. Als die Verluste fürchterlich wurden und den Leuten die Erkenntnis kam, daß ihre Tapferkeit vergeblich sei, siegte auch hier der natürliche Lebenstrieb über Disziplin und Kampfesmut. Wie ein Todesschrecken kam es plötzlich über die Preußen. Die ganze Masse wandte sich und stürzte in wilder Flucht rückwärts den Berg hinab in den Werlitzgrund und suchte in tollem Jagen die gegenüberliegende Höhe zu gewinnen.

Gerade eine halbe Stunde hatte der Kampf gedauert, nach Ablauf dieser kurzen Frist waren von dem Rüchelschen Korps nur zersprengte Trümmer übrig. Ein einziges Regiment hatte 17 Offiziere und 674 Mann verloren.

Daran schloß sich dann die schon erzählte Vernichtung der Sachsen bei Kötschau.

Immerhin wurden dadurch die Franzosen so aufgehalten, daß die flüchtende Hohen-

lohesche Armee unbelästigt bis vor Weimar gelangen konnte. Hier aber vertrödelte man die kostbare Zeit wieder einmal mit Beratungen, was zu tun sei, anstatt rasch und entschlossen über die Ilm zu gehen. Während man noch beriet, kam der Feind wieder heran, plötzlich donnerten die Kanonen und die Kugeln schlugen in den Menschenknäuel ein. Das gab der geschlagenen Armee den Rest. Die Soldaten warfen ihre Gewehre fort und rasten nach Weimar hinein, durch die Stadt hindurch, immer weiter, um dem Tode zu entgehen. Widerstand gab es nicht mehr.

Der Fürst von Hohenlohe ließ sich willenlos von dem Strome mit forttreiben. Als er hinter Weimar die Kunde vernahm, auch Braunschweig sei geschlagen und auf den Tod verwundet, da brach der unglückliche Mann physisch und moralisch ganz zusammen. Wie im Traume ließ er sich fortführen, in der Nacht nach Schloß Vippach, am andern Morgen nach Sondershausen. Sechzig Pferde hatte er noch bei sich.

Die übrigen Trümmerstücke der geschlagenen Armee fluteten rückwärts, ein Teil nach Erfurt und ein anderer nach Buttelstedt zu, ein wirres, wüstes Durcheinander ohne irgendwelche Leitung.

Das war die Schlacht bei Jena, die das eine Heer Preußens vollkommen vernichtete. Sie ging verloren durch die Unentschlossenheit des Fürsten Hohenlohe, durch Rüchels Unvernunft und Langsamkeit und nicht zum wenigsten auch dadurch, daß die Truppen der neuen französischen Fechtweise gegenüber ganz wehrlos waren. Es rächte sich, daß man Paraden gehalten hatte, statt den Felddienst zu üben, daß man den Feind verachtet hatte, statt von ihm zu lernen.

Auch die Zersplitterung der Kräfte rächte sich. Der Herzog von Weimar war ganz nutzlos mit 12000 Mann abkommandiert, die 45000 Mann Hohenlohes standen vereinzelt und mußten vereinzelt schlagen. Und doch konnte am Morgen noch ein Sieg erfochten werden, als Napoleon nur 30000 Mann auf der Höhe hatte. Als am Nachmittag 80000 Franzosen oben standen, war es freilich zu spät, wenn auch der Kaiser diese Massen gar nicht mehr bedurfte, weil er schon vorher gesiegt hatte.

Die französischen Verluste betrugen 5—6000 Mann. Sie sind hoch, wenn man bedenkt, daß höchstens 35000 Mann ins Gefecht gekommen sind. Die preußischen können gar nicht berechnet werden, weil die Armee zersprengt war, ganze Truppenteile sich auflösten. Man kann wohl annehmen, daß mehr als ein Drittel der Armee tot, verwundet oder gefangen war.

Zu derselben Zeit sank nun auch bei Auerstädt der preußische Kriegsruhm in den Staub und zwar auf eine fast noch kläglichere Weise.

Ehe wir indessen den Blick dorthin wenden, wollen wir sehen, wie es den beiden Städten erging, die im Osten und Westen an das Schlachtfeld angrenzen.

Jena und Weimar in den Oktobertagen

Die Stadt Jena, in deren Nähe sich das blutige Drama abspielen sollte, war eine der gesegnetsten Kleinstädte Mitteldeutschlands. Ihre Universität hatte zwar nicht mehr den dritten Teil des Zulaufes, den sie hundert Jahre früher gehabt hatte, ja gerade in den letzten zehn Jahren war die Zahl der Studenten rapid gesunken, aber die fünf- bis sechshundert jungen Leute, die noch immer den kleinen Ort bevölkerten, brachten doch ein schönes Stück Geld in die Stadt. Infolgedessen galt der Student hier alles, die Händel der einzelnen Landsmannschaften und „Orden" waren auch der Bürgerschaft eine große Sache, und der „Mensurhahn" und Raufbold ward hier wie ein Held gefeiert und mit andachtsvoller Scheu betrachtet. In keiner andern Universitätsstadt spielte die Studentenschaft eine so angesehene Rolle wie in Jena, nirgends anderswo gab es ein so freies und ungebundenes Studentenleben, aber auch kaum irgendwo anders eine so große Derbheit, um nicht zu sagen Roheit der akademischen Sitten. So war es von jeher gewesen. Wer die Chronik der Stadt durchblättert, trifft fast auf jeder Seite auf die kurze Notiz: Ein Student erstach einen Studenten, — ein Student erstach einen Bürger — ein Bürger erstach einen Studenten — und so fort in lieblichem Wechsel. Während im pietistischen Halle der Student um den Durchbruch der Gnade kämpfte, während im „galanten" Leipzig die Musensöhne sich stutzerhaft nach der Mode kleideten und nach möglichster Feinheit der Sitten strebten, hatte sich hier ein starker Überrest der alten Pennalistenroheit unverfälscht erhalten. Wenn die Herren Studierenden nicht vorzogen, in bunten Schlafröcken oder gar in Hemdsärmeln auf der Straße zu erscheinen, so durchzogen sie die Stadt in Kollett und Lederhosen, das Barett oder den Federhut auf dem Kopfe, mächtige Raufdegen an der Seite. Ihre ungeheuren Leistungen im Trinken waren weit bekannt, ebenso die großen Keilereien und Holzereien, die sie untereinander und mit den Handwerksgesellen der Stadt, den sogenannten Knoten auf den „Bierdörfern" der Umgegend ausfochten, und die sich oft zu wahren kleinen Schlachten gestalteten. Trotz derartiger gelegentlicher Differenzen bestand aber zwischen Studentenschaft und Bürgern ein so inniges Verhältnis, wie sonst höchstens noch in Göttingen. Die ganze Stadt hatte etwas von studentischer Art angenommen. An heißen Sommernachmittagen saßen die „Philister" mit ihren Studenten in hellen Haufen in Winzerla oder Ammerbach, Löbstädt oder Zwätzen, und gemeinsam trank man in gewaltigen Quantitäten das dünne Bier der Gegend oder den gefährlichen Jenenser Wein, den Kreo und Krello.

Dieses Völkchen, das leicht erwarb und leicht lebte, hatte nun eine vierzigjährige Friedenszeit hinter sich. Wenn die Alten hie und da von Erlebnissen und Drangsalen des siebenjährigen Krieges erzählten, so klang das dem jungen Geschlecht „wie Märchen". Bis kurz vor dem wirklichen Ausbruche des Unwetters hielt man sich vor der Kriegsgefahr für gesichert, „weil wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht kehren wird", wie Goethe sagte. Schon im Dezember 1805 hatte ein preußisches Regiment hier seinen Einzug gehalten, vollkommen kriegs- und marschbereit, hatte sechs Wochen in Winterquartieren gelegen und war dann wieder heimwärts marschiert, ohne daß es zum Schlagen gekommen wäre. Vielleicht — hoffentlich — wurde es auch diesmal nicht Ernst, die Preußen schossen ja bekanntlich nicht so schnell, und auch der Bonaparte mochte sich wohl bedenken, mit den Siegern von Roßbach anzubinden. Wurde es aber wider Erwarten doch Krieg — was hatte dann Jena zu besorgen? Die Preußen, so redete man sich vor, suchten stets ein Schlachtfeld in der Ebene, sie würden sich hüten, in dem engen Tale zwischen den steilen Bergabhängen ihre Feinde zu erwarten. Nein, die gute Stadt Jena war durch ihre Lage geschützt, hier würde es wohl auf keinen Fall schlimm werden.



Abb. 65. Am Guckkasten oben zeigt ein Affe ein Bild der Schlacht von Jena. Karikatur. Koloriertes Kpfr.

Als aber der Oktober herankam, wurde den guten Bürgern die Aussicht in die Zukunft immer mehr verdüstert. Noch glaubten sie ja nicht im entferntesten daran, daß in der Nähe etwas Ernstliches vorfallen werde, aber es ging ihnen die Erkenntnis auf, daß viele Lasten und Unruhen ihrer warteten. Die preußische Armee näherte sich. Ende September kamen Husaren ins Quartier, die viel nach Spionen ausspähten und dem Gros des Heeres als Wegbereiter dienten, dann wurde das ganze Infanterieregiment von Owstien in die Stadt gelegt und gleich darauf, am 2. Oktober, traf der Fürst von Hohenlohe selbst ein. Er nahm im Herzoglichen Schlosse Wohnung, Prinz Louis

Ferdinand logierte in der sogenannten „Regierung" in der Johannisgasse, der Oberst Massenbach erhielt sein Quartier beim Hofapotheker Wilhelmi am Markte.

Zufälligerweise war auch Goethe damals in der Stadt und zwar sehr zu deren Heile. Der überspannte Massenbach stand nämlich eben im Begriffe, ein wütendes Manifest gegen Napoleon zu veröffentlichen, das mit den Worten begann: „Napoleon, ich liebte dich", und nach Aufzählung aller Schandtaten, die dem Kaiser die Liebe Massenbachs verscherzt hatten, mit den Worten schloß: „Ich hasse dich". Der Drucker und einige Jenenser Ratsherren suchten Goethe im Schlosse auf und baten ihn dringend, den Obersten von seinem Vorhaben abzubringen. Sofort eilte Goethe nach der Wilhelmischen Apotheke, und es gelang ihm wirklich, bei dem Oberst durchzusetzen, daß der Druck unterblieb. Das gänzlich zwecklose Manifest hätte ohne Frage Napoleon sehr erbittert, und wer weiß, ob nicht die Stadt als Druckort des Pamphlets dafür hätte büßen müssen, im Falle die Franzosen siegten. Dieser Fall schien Goethe sehr möglich zu sein, er hatte im Hohenloheschen Hauptquartiere bemerkt, daß die höhern preußischen Offiziere samt und sonders niedergeschlagen und weit entfernt von jeder Siegeszuversicht waren.

Am andern Tage erfolgte dann ein unaufhörlicher Einmarsch und Durchmarsch von Regimentern aller Truppengattungen, Infanterie, Husaren, Kürassiere und Artillerie passierten die Stadt, und da in den engen Gassen immer nur wenige Mann nebeneinander gehen oder reiten konnten, so mußte der Zug der Truppen den Leuten endlos, die Armee ungeheuer stark erscheinen. Und wie prächtig sahen die Mannschaften aus, welch herrliche Pferde ritten die Henckel-Kürassiere! Die buntuniformierten Feldjäger, die Ordensterne und Federbüsche der Generale, das sichere, vornehme Auftreten der Leutnants, die sporenklirrend und säbelrasselnd durch die Straßen schritten und verächtlich schnarrten, man werde die Sansculotten mit leichter Mühe auseinanderjagen — das alles machte auf die friedlichen Kleinbürger einen überwältigenden Eindruck. Das waren Soldaten! Solche hatte der Racker, der Bonaparte, noch nicht vor sich gehabt, jetzt sollte er endlich einmal das Laufen lernen! Schon gingen allerlei Wundertaten der Preußen von Mund zu Mund und fanden begeisterte Verbreiter. Da hatten dreißig preußische Husaren von der Avantgarde vierhundert Franzosen überfallen, einige niedergehauen, den größten Teil gefangen. Anderswo war es gar nicht zum Schlagen gekommen, der Feind hatte sich in größter Eile und Bestürzung sofort zurückgezogen, als nur einige preußische Reiter in seiner Nähe aufgetaucht waren. Alles fand Glauben, auch das Törichteste, Unwahrscheinlichste.

Die Klügern und Einsichtigern freilich machten sich schon damals in der Stille ihre eigentümlichen Gedanken. Vieles an diesem Heere erschien ihnen doch auffällig und bedenklich. Das Verpflegungswesen zum Beispiel war entschieden mangelhaft. Die Bürger segneten sich, daß sie das Brot nicht essen mußten, das die Feldbäckereien zurecht machten, und bemitleideten die armen Soldaten, die es genießen sollten. Überall fehlte es, die greuliche Unordnung des Trains war schon am ersten Tage unangenehm aufgefallen. Viel schlimmer aber war, daß die Armee Friedrichs des Großen alle Kraft der Initiative eingebüßt zu haben schien. Da wurde der Fürst am 5. Oktober nach Erfurt zu einem

Kriegsrate entboten, kehrte erst am 8. in nächtlicher Morgenfrühe zurück. Was in aller Welt sollte das bedeuten? Während der Feind nur noch wenige Tagemärsche entfernt war, hielt man Kriegsrat? Wozu? Wußte man im Hauptquartiere nicht, was man wollte? War kein Oberbefehlshaber da, der kurzerhand befahl, was geschehen sollte? Man ward bedenklich, besonders da man den Prinzen Louis Ferdinand immer wieder zwischen Markt und Erfurter Tor mit sorgenvollem Gesicht, finstern und gespannten Zügen hin und her reiten sah, als erwarte er mit der Zurückkunft des Fürsten eine folgenschwere Entscheidung. Natürlich wurde streng geheim gehalten, was in Erfurt beschlossen war, aber die Vorgänge der nächsten Tage deuteten darauf hin, daß etwas Großes im Werke sei. Man schien den Franzosen nun ernstlich an den Leib zu wollen. Der Prinz verließ die Stadt, und begab sich zur Avantgarde, am 10. Oktober folgte ihm das Hauptquartier, es sollte, wie es hieß, nach Kahla verlegt werden.

Kaum war Hohenlohe fort, so traf die erste Hiobspost in Jena ein. In den Morgenstunden verbreitete sich das Gerücht, die Preußen hätten bei Schleiz eine schwere Schlappe erlitten, trotz aller Tapferkeit wäre der General Tauentzien von der starken französischen Übermacht zurückgeworfen worden. Schon das erregte die größte Bestürzung, zumal da die Nachricht bald bestätigt wurde. Gegen Mittag hörte man dann einen lauten Geschützdonner von Südwesten her. Eine Menge von Menschen strömte aus der Stadt, stand in bangen Gruppen umher und lauschte — jubelte, wenn der Kanonendonner in der Ferne zu verhallen schien und erschrak, wenn es schien, als wolle er näher kommen.

Gegen drei Uhr verstummte die Kanonade, aber wie das Gefecht verlaufen sei, erfuhr man nicht. Erst gegen Abend brachten Leute, die aus Rudolstadt kamen, die Nachricht mit, eine große Schlacht sei bei Saalfeld für die Preußen verloren gegangen, der Prinz Louis selbst sei im wilden Handgemenge gefallen.

Die schlimme Kunde fand zwar vor der Hand wenig Glauben, aber doch wachte die Mehrzahl der Bürger die Nacht durch in ihren Häusern, voll Angst und Sorge, was wohl der Morgen bringen werde.

Er brachte, als er kaum heraufdämmerte, die ersten Versprengten von Saalfeld. Es war Sonnabend und Markttag, die Bauern der Umgegend waren eben auf dem Markte zusammengeströmt, da erschienen die ersten Flüchtlinge, sächsische und preußische Soldaten. Sie waren alle völlig entmutigt, ganz erfüllt von dem Schrecken, den sie eben erlebt hatten. Sie schilderten den Ungestüm und die Übermacht der Franzosen in den grellsten Farben.

Über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand wußten sie noch nichts gewisses, „sie sprachen aber mit einer entsetzlichen Erbitterung von ihm". „Er ist ein Bauer," sagte ein leichtblessierter sächsischer Unteroffizier zu einem neben ihm stehenden Bauer, „und hat vielleicht in seinem ganzen Leben noch keine Kanone gesehen, aber Er hätte uns gewiß nicht schlechter angeführt als uns der Prinz anführte." — „Wieso, Kamerad?" fragte ein preußischer Offizier, der nicht weit davon stand. „Wieso?" sagte der erstere fast mit den Zähnen knirschend, „wieso? „Hat er uns nicht gegen eine wenigstens fünfmal überlegene Macht geführt, und die noch obendrein auf dem Berge stand? Wer war denn



Abb. 66. Eintrag des Leutnants von Oelhafen in ein Stammbuch am Tag vor der Schlacht. Sieg oder Tod! Gleichviel für mich; Nur nicht diesseits, nein! Jenseits dieser Brücke; und in beiden Fällen möge dadurch der für uns traurige Todt unseres geliebten Prz. Louis von Prß. und unser gefallenen Brüder gerächt sein, damit Ihre Vaterstadt und unser Ruhm erhalten sei.

schuld daran, daß wir durch die Saale mußten? Und was wäre aus uns geworden, wenn die Saale noch einmal so tief war? Wer weiß so, wie viele von uns in ihr ersoffen sind? Wir haben gefochten wie die Löwen! Es ist um jeden von uns schade, der geblieben ist, denn unser Kurfürst hat an ihm einen braven Soldaten verloren."

„Du bist zu heftig, Kamerad," erwiderte der Offizier — es war ein verständiger und gesetzter Mann — „und siehst vielleicht die Sachen falsch an."

„Das kann kein Mensch," sagte der Unteroffizier, drehte sich um und ging fort.

Solche kleine Vorfälle — der Bericht rührt von einem Ohrenzeugen her — beweisen am besten, wie rasch in dieser Armee die Disziplin und das Vertrauen zu der Führung zusammengebrochen war. Die Geschlagenen von Saalfeld hatten allen Mut, alle Widerstandskraft verloren, und ihr Anblick, ihre Erzählungen von der unwiderstehlichen Übermacht des Feindes erregten Schrecken und Bestürzung im ganzen Heere. Den ganzen Vormittag über kamen sie gezogen auf der Straße von Kahla her. „Alles trieb sich bunt durcheinander, Sachsen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, leichte und schwere Truppen. Wagen mit Blessierten wechselten mit Bagagewagen ab. Verwirrung war der Charakter des ganzen Zuges. Angst und Mutlosigkeit befahlen, mit niedergeschlagenem Angesicht zu eilen, aber die Erschöpfung der Kräfte hielt die Füße gebunden. Blässe lag auf allen Gesichtern. — Ein großer Teil kam ohne Gewehr, ohne Tornister." — Eine ganze Menge von Versprengten fand sich noch am Nachmittage, ja noch am Abend auf Nebenwegen in Jena ein.

Gegen Mittag kehrte auch Hohenlohe mit seinem Stabe zurück, in düsterem Schweigen, tief niedergedrückt durch die Unheilsbotschaft, die ihm der Büchsenspanner des Prinzen in Kahla selbst überbracht hatte. Den Kopf hatte der Fürst aber keineswegs verloren, er gab mit Klarheit und Besonnenheit seine Befehle, ließ noch die Regimenter des Generals von Zezschwitz in Parade vor der Stadt an sich vorüberdefilieren, die von Roda kamen, und traf allerlei Anordnungen für die Verpflegung der Truppen. Mit der Zeit kamen immer bestimmtere Nachrichten über die Affäre bei Saalfeld an: das Unglück erwies sich als nicht so groß, zum mindesten waren die Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen weit geringer, als man zuerst angenommen hatte. Schon mochte wohl der alte Feldherr etwas aufatmen, als sich ein Vorfall ereignete, der seine Hoffnung auf Sieg und sein Vertrauen zu den Truppen gänzlich niederschlagen mußte. Es geschah etwas, was in der langen ehrenreichen Geschichte des preußischen Heeres wohl noch nie vorgekommen war. Plötzlich verbreitete sich nämlich — es mochte gegen drei Uhr nachmittags sein — das gänzlich unbegründete Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch und bereits dicht vor der Stadt. Darauf entstand eine unbeschreibliche Verwirrung, alles jagte und stürzte durcheinander, einige wollten sich dem Feinde entgegenstellen, rannten aber gerade nach dem Tore, wo man ihn am wenigsten erwarten durfte, die meisten suchten zu fliehen, versteckten sich da und dort in den Häusern. Der Fürst ritt mit seinem Stabe in das Getümmel, und seinen Befehlen und Zurufen gelang es allmählich, den Lärm zu stillen und die verwirrte Menge zur Räson zu bringen.

„Das gab einen Begriff von der Lage, in die man durch einen wirklichen Überfall versetzt worden wäre," sagt Rühle von Lilienstern und fährt dann weiterhin fort: „War dieser ganze Auftritt für eine disziplinierte und im Rufe des Mutes und der Besonnenheit stehende Armee schon verdrießlich und beschämend genug an sich, so zeigten sich noch erst alsdann, nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergestellt waren, die verderblichen und niederschlagenden Wirkungen derselben in einem höchst traurigen Lichte. Hinter allen Gebüschen und Hecken krochen einzelne Soldaten von allen Truppengattungen hervor, alle Wege und Felder waren mit weggeworfenen Gewehren, Bajonetten, Kürassen und Montierungsstücken besät, leere Futtersäcke und Patronenhülsen lagen umher, in den Gräben steckten drei bis vier umgeworfene, demontierte und von ihren Leuten verlassene Kanonen und Munitionswagen. Preußen hatten sächsische, Sachsen preußische Bagage geplündert, die Stränge abgehauen und die Wagen zerschlagen. Der größere Teil des Gepäckes, der sich der Plünderung von Freundeshand entzogen hatte, war auf das Geschrei, daß der Feind von Weimar her anrückte, nach der entgegengesetzten Seite davongejagt, hatte sich verirrt und vereinzelt und geriet am folgenden Tage den feindlichen Streifpartien in die Hände. Einige sächsische Regimenter verloren bei dieser Gelegenheit und auf diese Weise nicht nur ihr Gepäck, sondern sie büßten auch — — ihre Zelte, Kessel, Brot und Löhnungswagen ein."

Nachdem nun der große Wirrwarr vorüber war, sollten Kavalleriepatrouillen in die Weinberge und Gebüsche vorgesandt werden, weil man darin hin und wieder verdächtige Gestalten auftauchen und verschwinden sah. Aber die wackeren Reiter weigerten sich ein-

fach, den Befehl auszuführen, weil es dort von französischen Tirailleuren wimmle — ein weiteres trauriges Zeugnis für die klägliche Verzagtheit wie für die Disziplinlosigkeit, die in der Armee bereits Platz gegriffen hatte. Endlich taten sich einige Offiziere zusammen, ritten vor und fanden, daß es geflohene Soldaten des eigenen Heeres und geängstigte Landleute der Umgegend waren, die sich dort umhertrieben und ein Versteck suchten.

Angesichts dieser empörenden und lächerlichen Auftritte entfiel den Bürgern der Stadt aller Mut. Im Schutze solcher Truppen fühlte man sich nicht mehr sicher. Überall herrschte die größte Angst vor dem, was die nächsten Tage bringen mußten. Man hatte von der Plünderung Saalfelds gehört und befürchtete ein gleiches Schicksal, tröstete sich freilich immer noch mit dem Gedanken, der französische Kaiser werde einen Musensitz, „wo Goethe, Schiller und Voß an ihren besten Werken gearbeitet hatten", und wo so viele Leuchten der Wissenschaft glänzten, mit größerer Milde behandeln und vor dem Ärgsten behüten.

So zwischen banger Furcht und schwacher Hoffnung schwebend, durchlebten die Bürger die Nacht. Als der nächste Tag, der 12. Oktober, ein Sonntag, endlich heraufgekommen war, hatten nur wenige die Ruhe, das Gotteshaus zu besuchen. Für diese wenigen verlas der Superintendent Marezoll am Vormittag das 5. und 6. Kapitel des Matthäusevangeliums, am Nachmittage den 38. Psalm. Es war auch wirklich den Leuten nicht zu verdenken, daß sie keine lange Predigt hören wollten, denn das Unwetter zog sich immer dichter über ihrer guten Stadt zusammen.

Die Preußen rückten ab, das sah man. Aber sie besetzten nicht die Berge, um von da aus in fast unangreifbarer Stellung den Feinden standzuhalten, sondern die ganze Armee bewegte sich in verwirrender Eile durch das Mühltal in der Richtung auf Weimar oder Erfurt zu. Die Franzosen drängten nach. Am Nachmittag wurden ihre Kavalleriepatrouillen und Plänkler jenseits der Camsdorfer Brücke bemerkt. Der Fürst hatte keine Kavallerie mehr in Jena, sandte aber sofort Eilboten an den General Senfft, der mit sechs Schwadronen sächsischer Chevaux-legers bei dem Deutschherrn-Komtur in Zwätzen in Quartier lag. Ehe aber die Reiter herankamen, war der Feind wieder verschwunden. Zu gleicher Zeit fand ein heftiges Vorpostengefecht bei Winzerla und Lobeda statt, aber auch dort zogen sich die Franzosen bald wieder zurück. Schon glaubte man, es werde am heutigen Tage nichts mehr erfolgen, als plötzlich zwischen acht und neun Uhr, also bei völliger Dunkelheit, ein gewaltiges Schießen aus der Gegend von Burgau her zu hören war. Die Franzosen waren verstärkt zurückgekehrt, hatten die preußischen Vorposten und leichten Truppen aus Lobeda und Winzerla vertrieben, streiften auch in der Gegend von Koppanz und Osmaritz und setzten sich endlich in Burgau fest, waren also nur noch dreiviertel Stunden von der Stadt entfernt.

Währenddessen zog die preußische Nachhut durch die Stadt in der Richtung nach Weimar ab. Sehr anschaulich wird ihr Abzug, der schon einer Flucht zum Verwechseln ähnlich sah, von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert: „Es ging alles in der größten Stille. Den Einwohnern war anbefohlen, durch in die Fenster gesetzte Lichter



Abb. 67. Ankunft der ersten französischen Patrouillen.
Kpfr. von L. Heß aus: L. Danz, Jena in den Oktobertagen 1806.

oder durch Laternen, die vor die Häuser gehängt wurden, die Straßen zu erleuchten. Dies stille Durchziehen der Soldaten, die sich kaum miteinander zu reden getrauten, erweckte bei allen einen Schauder der Furcht, der sich nicht beschreiben läßt. Es war, als ob sich die ganze preußische Armee aus den Händen des Feindes schleichen wollte, von dem sie sich rings umstellt glaubte.

Welchen Eindruck diese schaudervolle Stille auf die Gemüter der Zuschauer gemacht habe, wird sich daraus am leichtesten abnehmen lassen, daß man sich selbst nur leise mit seinem Nachbar zu reden getraute und überhaupt jedes Geräusch im Zimmer zu vermeiden suchte. Das Gefühl des Heroischen, das sich wohl bisweilen beim Anblick einer Kriegsschar, besonders in jungen Gemütern geregt hatte, war gänzlich erstorben. Die Phantasie vermochte nicht, sich in diesen so leise auftretenden Soldaten Helden vorzustellen.

Nur in den Mitternachtsstunden erhielt dieses Gefühl auf einige Minuten einen kleinen Anstoß, als eine Schar Reiter unter dem Gesange: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd — Ins Feld in die Freiheit gezogen — über den Graben ritt und die ängstlich schweigende Stadt mit diesen Tönen einer mutigen Brust erfüllte." —

In den ersten Morgenstunden des 13. Oktobers waren außer einigen kleinen Pikets alle Preußen aus Jena abgezogen, die Stadt lag da, wie im tiefsten Frieden. Aber es war die Stille vor dem Sturme. Gegen sieben Uhr erschienen die ersten französischen Tirailleure (Abb. 67). Vorsichtig schleichend und springend wagten sie sich in die Straßen, sie fürchteten offenbar einen Gruß aus preußischen Büchsen zu empfangen. Wer von den Bürgern noch Zeit und Ruhe genug hatte, sich zu wundern, der wunderte sich über das

Aussehen dieser Krieger, das man sich ganz anders vorgestellt hatte, und das von der Potsdamer Paradepracht merkwürdig abstach. Die Soldaten des großen Napoleon waren sehr nachlässig gekleidet, manche ohne Strümpfe mit zerrissenen Schuhen und durchlöcherten Hüten (Abb. 68). Aber ebenso auffallend war ihre affenartige Geschwindigkeit. Bald war die ganze Stadt von ihnen besetzt. Der preußische Dragonerposten am Saaltore rettete sich noch durch eiliges Jagen die Johannisgasse entlang zum Erfurtertore hinaus. Dagegen erbeuteten die Franzosen eine Kanone an der Camsdorfer Brücke und sprengten ihre Begleitsmannschaft, etwa fünfzig Mann, in die Saale, wobei vier ertranken. Die übrigen gewannen das rettende Ufer und liefen eilends davon.

Nun gings in die Häuser. Ein Teil der Einwohner hielt es für eine besonders kluge Politik, den ungebetenen Gästen mit großer Liebenswürdigkeit entgegenzugehen und sie wie Freunde zu empfangen. Aber sie erreichten damit gar nichts. Die Franzosen dankten ihnen dadurch, daß sie ihnen die Bajonette auf die Brust setzten und mit Ungestüm und unter wilden Drohungen Geld und Wertsachen forderten. Sie durchstürmten das ganze Haus, was ihnen nicht auf der Stelle geöffnet wurde, das schlugen sie in Trümmer. Auch Mißhandlungen und mancherlei Roheiten gegen Frauen und Mädchen kamen schon vor. Doch betraf das Unglück nur verhältnismäßig wenige Häuser. Die Klügeren hatten ihre Türen zugehalten und hatten wohl daran getan, denn die Vorhut der Franzosen plünderte nur en passant, hatte keine Zeit zum Verweilen, mußte weiter, um die Gegend zu erkunden und die Spuren der Preußen zu verfolgen. Darum hielten sie sich nicht damit auf, die Türen aufzubrechen, sondern statteten nur solchen Häusern ihren Besuch ab, die sie offen fanden.

Gegen neun Uhr kamen dann französische Linientruppen in die Stadt, die sich zunächst ganz höflich und friedlich betrugen. Aber ihre Zahl ward größer und größer, und am Nachmittag kam das Gros der Armee, mit ihm der Kaiser selbst. Alle Wege und Stege, die nach Jena führten, wimmelten von marschierenden und reitenden Männern, Kanonen, Munitions- und Bagagewagen. Wie eine riesige Wolke wälzte sich die gewaltige Masse auf das Städtchen zu. Die Mauern Jenas erwiesen sich als viel zu eng, um eine solche Menschenmenge aufzunehmen, Tausende kampierten zwar auf dem Markte und sonstigen Plätzen, viele Tausend andere aber schlugen ihre Biwaks auf den Löbstädter und Camsdorfer Wiesen und im Mühltale auf.

Der Gewaltige, der das alles lenkte, ritt fast unerkannt in einfachem grauen Mantel durch die Stadt. Er sprengte mit seiner Suite in den Schloßhof hinein, stieg aber nicht ab und verschmähte das Quartier, das ihm dort bereitet war. Er verließ vielmehr die Stadt sogleich wieder, ritt durch das Erfurtertor den Apoldaer Steiger hinauf, um auf der Höhe des Landgrafenberges in der Mitte seiner Garden zu nächtigen.

Nun trösteten sich die Bürger damit, daß dem Vernehmen nach zwei seiner Marschälle, Ney und Lannes, in der Stadt geblieben seien, und daß man unter deren Schutze wohl sicher sein dürfe vor Plünderung und Gewalttat. Es war eine furchtbare Täuschung. Zwar solange es Tag war, ging alles gut, als aber die Dunkelheit herniedersank, wiederholten sich die Schreckensszenen des Morgens, ja sie wurden noch weit überboten. Eine

Nacht brach an, wie sie die friedliche Stadt seit der großen Plünderung und Verwüstung durch die kaiserlichen Reiter im Dreißigjährigen Kriege nicht wieder erlebt hatte.

In großen Trupps, brennende Lichter in den Händen, durchstreiften die Soldaten die Stadt, um zu rauben und Beute zu machen. Die Einwohner, gewitzigt durch ihre üble Erfahrung, hatten zumeist ihre Türen verschlossen. Schmetternde Kolbenstöße mahnen sie, das Haus zu öffnen; ein wildes Gebrüll: „Ouvrez la porte!“ klingt von der Straße herauf. Die geängstigten Leute rühren sich nicht, sie haben alle Lichter ausgelöscht, damit das Haus den Eindruck eines unbewohnten, menschenleeren Gebäudes mache, und erwarten zitternd droben im dunkeln Zimmer, ob das Verderben vielleicht doch noch an ihnen vorübergehe. Das Gebrüll, die Kolbenstöße wiederholen sich, aber die Tür bleibt fest. Da donnerts gegen die Fensterläden, einer fliegt krachend in Stücke, die Scheiben prasseln klirrend auf das Pflaster. Darauf ein johlendes Halloh, die Kerle suchen durch die Fenster einzudringen — einer steigt dem andern auf die Schultern — es gelingt — sie sind im Unterstocke eingedrungen. Nun ist im Nu das ganze Haus erleuchtet, als würde ein großes Fest darin gefeiert, die wilde Bande ergießt sich durch alle Räume. Dem händeringenden Hausvater werden die Schlüssel mit Geschrei und Flüchen abgefordert, verweigert er sie, so regnet's Püffe, Hiebe und Fußtritte, die verschlossenen Schränke und Kisten wurden eingetreten oder aufgehackt. „Wie die Teufel fielen die französischen Freibeuter mit abscheulichem Lärmen und Schießen in die Häuser,“ schreibt Bergrat J. G. Lenz an Goethe. „Sie schrien, ist Preuß da? Nein, sagte ich. Nun Geld, fuhren sie fort, untersuchten sogleich meine und meiner Frau Taschen, Schränke, und nahmen alles, was ihnen nur vorteilhaft erschien; zum Exempel meine silbernen Löffel, Geld, das meine Frau von den Interessen ihrer Tochter gesammelt hatte.“ Wer so wegkam, konnte noch von Glück sagen. Frommann erzählt z. B., daß sein Schwager Wesselhöft „drei- bis viermal mit allen seinen zahlreichen Hausgenossen, Männer, Weiber, Kinder, bis auf den letzten Rock geplündert worden sei“. Was die rasenden Zerstörer nicht fortbringen konnten, zerschlugen oder zerrissen sie, den Wein schafften sie in Eimern



Abb. 68. Französische Marodeure.
Kpfr. von H. Geißler.



Abb. 69. Kampierende Jenenser im Griesbachschen Garten während der ersten Morgenstunden am 14. Oktober. Kpfr. von Schnorr(?) aus: L. Danz, Jena in den Oktobertagen 1806.

fort, die Brote spießten sie auf die Bajonette. Was das schwächere Geschlecht in dieser Nacht der Schrecken zu erdulden hatte, kann man sich ja denken. Denn es waren Franzosen, die da hausten, das Volk, das einer seiner berühmtesten Männer „Tigeraffen" genannt hat. Doch gehen die uns erhaltenen Briefe und Berichte aus sehr begreiflichen Gründen auf derartige Brutalitäten nicht näher ein, sondern reden nur im allgemeinen von Mißhandlungen (Beilage 9).

Gegen zwei Uhr morgens brach nun auch noch eine Feuersbrunst aus, am Mühlgäßchen bei der Johannis- und Leutragasse beginnend (Abb. 70). Bald standen mehrere große Häuser zugleich in hellen Flammen, und gierig fraß das entfesselte Element weiter, aber niemand dachte daran, zu retten und zu löschen. Die Bürger hielten den Untergang ihrer Stadt für besiegelt, und wer irgend konnte, flüchtete sich mit den Seinen aus den Häusern hinaus in die Gärten und Gehöfte vor der Stadt. Selbst auf dem Friedhofe suchten sie eine Zuflucht und verbargen sich hinter Grabzypressen und Leichensteinen. Eine besonders große Menge hatte sich im Griesbachschen, dem heutigen Prinzessinnengarten, zusammengefunden und harrte dort sehnsüchtig dem Anbruche des Tages entgegen (Abb. 69). Doch auch hier blieben sie nicht unbehelligt, die Feinde spürten auch diese Verstecke auf, und die widerwärtigen Szenen der Plünderung und Mißhandlung wiederholten sich auch hier.

Dabei spielten sich denn auch hie und da mancherlei sonderbare und lächerliche Auftritte ab. „Da sah man Flüchtlinge, die so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu kommen, daß sie sich gar nicht die Mühe genommen hatten, sich nur einigermaßen

lohesche Armee unbelästigt bis vor Weimar gelangen konnte. Hier aber vertrödelte man die kostbare Zeit wieder einmal mit Beratungen, was zu tun sei, anstatt rasch und entschlossen über die Ilm zu gehen. Während man noch beriet, kam der Feind wieder heran, plötzlich donnerten die Kanonen und die Kugeln schlugen in den Menschenknäuel ein. Das gab der geschlagenen Armee den Rest. Die Soldaten warfen ihre Gewehre fort und rasten nach Weimar hinein, durch die Stadt hindurch, immer weiter, um dem Tode zu entgehen. Widerstand gab es nicht mehr.

Der Fürst von Hohenlohe ließ sich willenlos von dem Strome mit forttreiben. Als er hinter Weimar die Kunde vernahm, auch Braunschweig sei geschlagen und auf den Tod verwundet, da brach der unglückliche Mann physisch und moralisch ganz zusammen. Wie im Traume ließ er sich fortführen, in der Nacht nach Schloß Vippach, am andern Morgen nach Sondershausen. Sechzig Pferde hatte er noch bei sich.

Die übrigen Trümmerstücke der geschlagenen Armee fluteten rückwärts, ein Teil nach Erfurt und ein anderer nach Buttelstedt zu, ein wirres, wüstes Durcheinander ohne irgendwelche Leitung.

Das war die Schlacht bei Jena, die das eine Heer Preußens vollkommen vernichtete. Sie ging verloren durch die Unentschlossenheit des Fürsten Hohenlohe, durch Rüchels Unvernunft und Langsamkeit und nicht zum wenigsten auch dadurch, daß die Truppen der neuen französischen Fechtweise gegenüber ganz wehrlos waren. Es rächte sich, daß man Paraden gehalten hatte, statt den Felddienst zu üben, daß man den Feind verachtet hatte, statt von ihm zu lernen.

Auch die Zersplitterung der Kräfte rächte sich. Der Herzog von Weimar war ganz nutzlos mit 12000 Mann abkommandiert, die 45000 Mann Hohenlohes standen vereinzelt und mußten vereinzelt schlagen. Und doch konnte am Morgen noch ein Sieg erfochten werden, als Napoleon nur 30000 Mann auf der Höhe hatte. Als am Nachmittag 80000 Franzosen oben standen, war es freilich zu spät, wenn auch der Kaiser diese Massen gar nicht mehr bedurfte, weil er schon vorher gesiegt hatte.

Die französischen Verluste betrugen 5—6000 Mann. Sie sind hoch, wenn man bedenkt, daß höchstens 35000 Mann ins Gefecht gekommen sind. Die preußischen können gar nicht berechnet werden, weil die Armee zersprengt war, ganze Truppenteile sich auflösten. Man kann wohl annehmen, daß mehr als ein Drittel der Armee tot, verwundet oder gefangen war.

Zu derselben Zeit sank nun auch bei Auerstädt der preußische Kriegsruhm in den Staub und zwar auf eine fast noch kläglichere Weise.

Ehe wir indessen den Blick dorthin wenden, wollen wir sehen, wie es den beiden Städten erging, die im Osten und Westen an das Schlachtfeld angrenzen.



Abb. 69. Kampierende Je
14. Oktober. Kpfr.

Nachricht.

Dieses Gedicht war anfänglich nicht zum Druck bestimmt: da aber ein gewisser B. es zu erschleichen Gelegenheit hatte, und wider mein Wissen und Willen, ja sogar noch unvollendet, es zum Druck beförderte, so finde ich zu erinnern für nöthig, daß dieses aus 77 und nicht jenes aus 52 Versen bestehende das vollendete sey.

Da ich ohnedem durch den Brand sehr litt, so haben mir meine Freunde gerathen, es mir selbst zu Nutze zu machen.

fort, die Brote spießten s
Nacht der Schrecken zu e
zosen, die da hausten, das
nannt hat. Doch gehen
Gründen auf derartige T
von Mißhandlungen (Beil

Gegen zwei Uhr morger
bei der Johannis- und L
Häuser zugleich in hellen
niemand dachte daran, zu
Stadt für besiegelt, und w
hinaus in die Gärten und
eine Zuflucht und verbarge
große Menge hatte sich im
gefunden und harrte dort
auch hier blieben sie nicht
widerwärtigen Szenen

Dabei spielten sich
tritte ab. „Da sah n … die so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
kommen, daß sie sich … Mühe genommen hatten, sich nur einigermaßen

Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt
her gerichtet hast: so werde ich getröstet
Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre,
so wäre ich vergangen in meinem Elende.
Psalm 119. Vers 52. u. 92.

1. Klage, Jena, du kannst klagen!
Klage, du verheerte Stadt!
Die in den drey Plündrungstagen
Viel zu viel gelitten hat.
Ganz verlassen, o mein Gott!
Waren wir in unsrer Noth.

2. Früh halb 9 Uhr kam mit Haufen
Frankreichs großes Sieges-Heer
Hier in unsre Stadt gelaufen,
Machten Haus und Kisten leer.
Niemand wußt', wie ihm geschah,
Keiner glaubte sie so nah.

3. Es war hier gefährlich Wohnen,
Schon vorher zwei Tag und Nacht
Klein Gewehr und auch Kanonen
Haben uns viel Angst gemacht;
Sachs und Preußen insgemein,
Wollten sie nicht lassen rein.

4. Ja es blieben viel Soldaten,
Eh sie drangen in die Stadt:
Alles, alles hatt' geladen,
Alles schoß, was Dienste that.
Wo man nun zwey Tag' so schießt,
Da gewiß viel Blut auch fließt.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. R. Pflug.



Abb. 69. Kampierende
14. Oktober. Kp

fort, die Brote spießten
Nacht der Schrecken zu
zosen, die da hausten, d
nannt hat. Doch gehe
Gründen auf derartige
von Mißhandlungen (Be

Gegen zwei Uhr morg
bei der Johannis- und
Häuser zugleich in hellen
niemand dachte daran, zu
Stadt für besiegelt, und
hinaus in die Gärten und
eine Zuflucht und verbarg
große Menge hatte sich im
gefunden und harrte dort
auch hier blieben sie nicht
widerwärtigen Szenen der

Dabei spielten sich den
tritte ab. „Da sah ma
kommen, daß sie sich g

4

5. Eine Compagnie mußt' rücken,
War von Zweifels Regiment,
Vor die Cammesdörfer Brücken,
Daß man sie beschießen könnt',
Wenn Franzosen drängen ein;
Doch, sie kam'n zum Neuthor rein.

6. Fiel'n den Preußen in den Rücken,
Gingen wüthend auf sie los;
Doch, es mußte sich so schicken,
Daß der Preußen Furcht war groß:
Denn die ganze Compagnie
Gab gefangen sich an sie.

7. Jedoch funfzehn sind entkommen
Auf die Insel sogenannt,
Sind dann durch die Lach' geschwommen,
Eilfe kamen an das Land;
Es ertranken da vier Mann,
Jene kam'n im Lager an. *)

8. Retirade vom Mühlthale, **)
Hat drey Tage vor der Schlacht
Preuss' und Sachse bis zur Saale,
und durch unsre Stadt gemacht.
Blinder Lärm nur ganz allein
Jagte panisch Schrecken ein.

9. Wegen der Saal-Defileen,
Glaubt' man, käm kein Feind herein,
Freilich mußten ihre Höhen
Auch recht gut besetzet seyn;
Doch, da dieses nicht geschehn,
Zeigt sich, daß wir's nicht verstehn.

*) Nach Aussage eines gewissen Krause, der in der Schlacht ein Bein verlor, mit unter diesen 15 Entronnenen war, und nachher in einem der hiesigen Lazarethe lag.

**) Ungefähr 5 bis 600 Mann Preußen und Sachsen.

... gewesen waren, aus dem Hause zu
e genommen hatten, sich nur einigermaßen

10. Auf den Ziegenhainer Höhen,
Wöllnitz, Burgau, Lobeda,
Viele Preuß' und Sachsen stehen,
Die Franzosen waren nah;
Winzerla und Ammerbach
Voll von deutschen Truppen lag.

11. Doch als Preuß' und Sachsen fassen
Den Schluß, sich zurück zu zieh'n,
Waren wir ganz überlassen
Unserm Unglück; — all Bemüh'n
Vom Senat und Magistrat,
Schützte doch nicht unsre Stadt.

12. Gleich beim Eintritt wurde Schaden
Hier sogleich auch angericht't,
Thüren, Fenster, Schlösser, Laden,
Wurde vielen gleich zernicht't.
Ja man zog wohl in dem Haus
Manchem Rock und Stiefeln aus.

13. Dreymal vier und zwanzig Stunden
Plündert' man in einem fort;
Alles, alles was sie funden
Trugen sie an sichern Ort.
Gingen drei zur Thür heraus
Traten sechse in das Haus.

14. Wo es war, die mußten geben,
Gold, Geld, Silber alles Brod;
Denn, wem ist nicht lieb das Leben?
Da man drohte mit dem Tod.
Jeder gab bei der Gefahr
Her, was er nicht willens war.

15. Man hat ja den bloßen Degen
Vielen auf die Brust gesetzt;
Und ein andrer ein'n dagegen,
Auf den Rücken — doch verletzt,
Wurd' er nicht, wenn seine Haab'
Er hernach nur ihnen gab.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. A. Pflug.



Abb. 69. Kampierende Jener
14. Oktober. Kpfr. vo

6

16. Gold und Silber ward vergraben
Das man aber künstlich fand;
Es sollt Keiner etwas haben
Jeder sollt' an Bettelstand.
So war'n in drei Tag und Nacht
Wir einander gleich gemacht.

17. Gleich die erste Nacht war Feuer!
Feuer schrie' man früh um drey:
O mein Gott! wie ungeheuer
War nicht unser Angstgeschrey:
Neunzehn Häuser brannten ab
Wo es manchen Diebstahl gab.

18. Ob's gleich in drey Straßen brennte,
Plündert man dem ohngeacht;
Gott! wie rangen wir die Hände
Schaudervoll um Mitternacht.
Mit dem Lichte in der Hand
Nahm ein jeder, was er fand.

19. Wie es nun so schrecklich brennte
Gingen Franken in die Schlacht,
Unsre Noth war ohne Ende
Wozu der Franzose lacht;
Ja er ging zum Thor hinaus
In die Schlacht, wie zu dem Schmaus.

20. Es brannt' noch an fünf, sechs Orten
Hie und da zu gleicher Zeit,
Ja wem's da nicht angst geworden,
Wird nicht angst in Ewigkeit!
Unsre Stadt, die plündert man,
Steckt sie auch fünf-sechsmal an.

21. In der Stadt war nichts als Stürmen,
Außenher Kanonen-Krach,
Plünderung und Feuerlärmen,
Jung und alt schrie Weh und Ach!
Hier stieg man zum Fenster rein,
Dort schlug man die Haus-Thür ein.

fort, die Brote spießten sie
Nacht der Schrecken zu erd
zosen, die da hausten, das
nannt hat. Doch gehen d
Gründen auf derartige Br
von Mißhandlungen (Beila

Gegen zwei Uhr morgens
bei der Johannis- und Leu
Häuser zugleich in hellen F
niemand dachte daran, zu re
Stadt für besiegelt, und we
hinaus in die Gärten und G
eine Zuflucht und verbargen
große Menge hatte sich im G
gefunden und harrte dort s
auch hier blieben sie nicht un
widerwärtigen Szenen der

Dabei spielten sich der
tritte ab. „Da sah ma
kommen, daß sie sich g

so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
e genommen hatten, sich nur einigermaßen

22. Ganze Straßen stehn in Flammen
Fast von Menschen-Hülfe leer;
Häuser stürzten nun zusammen,
Niemand dacht' an Rettung mehr;
Fremder Leser, denk's nur dir,
Wie's uns war zu Muthe hier!

23. War sonst Feuer, kamen Bauern
Auch mit Spritzen zu uns rein;
Doch sie sagten mit Bedauern:
Daß es jetzt nicht konnte seyn,
Denn der Paß war uns verrennt,
Und wir haben nicht gekönnt.

24. Pferde, Rinder, Schweine, Schaafe,
Ziegen, alles trieb man aus;
Gott! verdienten wir die Strafe?
Nicht das Mind'ste blieb im Haus,
Bette, Kleider, Wäsche, Wein,
Alles mußte ihre seyn.

25. Auch das hölzerne Geräthe
Nahm man mit und schlugs entzwei;
Nichts blieb auf der alten Stätte,
Auch kein Heiligthum blieb frei,
Hohe, Niedre, Alt und Jung
Litten bei der Plünderung.

26. In drei langen grausen Tagen
Fehlte gänzlich es an Brod,
Niemand konnt' nach Biere fragen
Und auch Fleisch gabs nicht ein Loth.
Auch für Kinder nicht etwa
War Koffee und Milch mehr da.

27. Jedem war im Haus genommen
Alles Brod, so wie man's fand,
Denn sie sind zum Becker kommen
Nahmen's wie's im Ofen stand,
Und den Vorrath, wie er war;
Drum war auch das Brod so rar.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. K. Pflug.



Abb. 69. Kampierende Je[...]
14. Oktober. Kpfr.

8

28. Wie sie gehen, wie sie stehen,
Ging nachher fast Jedermann;
Viele konnten nicht ausgehen,
Niemand, der da helfen kann,
Viele hatten nur zur Noth
Anzuziehen, und kaum Brod.

29. Als die Stadt drey Nacht und Tage
Rein man ausgeplündert hat;
Denn nach allgemeiner Sage
Gings in einem früh und spat;
Dann erst theilt man jedem Haus,
Charten, die da schützten, aus.

30. Vor der Stadt die Brunnen-Röhren
Waren Tags zuvor verwüst't;
Mit Betrübniß mußt' man hören,
Daß kein Brunnen Jena's fließt,
Nur noch vor dem Löberthor
Lief er, und stand Wache vor,

31. Ja der gröbste arme Sünder
Hat doch Wasser und auch Brod,
Und wir hier mit Frau und Kinder
Hatten nichts, als Angst und Noth;
Dies war jetzo unser Loos,
Ach! die Noth war allzugroß.

32. Auch sind viele Gartenhäuser
Vor den Thoren ruinirt,
Diese haben mit dem Kaiser
Niemals einen Krieg geführt —!
Auch viel Bäum' sind umgehaun,
Jammernd ist es anzuschaun.

33. Kein Kaufladen war uns offen
Ein und zwanzig Tage lang,
Durft' man für sein Geld was hoffen,
War man vor dem Nehmen bang,
Bat sich einer Waare aus,
Reicht' man sie zum Fenster raus.

fort, die Brote spießten s[...]
Nacht der Schrecken zu er[...]
zosen, die da hausten, das[...]
nannt hat. Doch gehen [...]
Gründen auf derartige B[...]
von Mißhandlungen (Beil[...]

Gegen zwei Uhr morgen[...]
bei der Johannis- und Le[...]
Häuser zugleich in hellen F[...]
niemand dachte daran, zu r[...]
Stadt für besiegelt, und w[...]
hinaus in die Gärten und [...]
eine Zuflucht und verbarge[...]
große Menge hatte sich im G[...]
gefunden und harrte dort f[...]
auch hier blieben sie nicht [...]
widerwärtigen Szenen [...]

Dabei spielten sich d[...]
tritte ab. „Da sah m[...] [...]e so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
kommen, daß sie sich [...] [...]ihe genommen hatten, sich nur einigermaßen

34. Viele Tausend von Blessirten
Kamen her ins Lazareth,
Die die Bauern uns zuführten,
Lagen auf der Bürger Bett;
Und der Bürger auf dem Stroh
Ward mit Weib und Kind nicht froh.

35. Wen der Anblick nicht wollt' rühren,
Müßt' von Stahl und Eisen seyn,
Man that tragen, fahren, führen,
Die Blessirten von früh neun
Zu uns acht Tag, Tag und Nacht,
Und frisch Volk zog durch mit Macht. *)

36. Obgleich die Franzosen Sieger,
Wurden doch den Tag der Schlacht
Bloß blessirt französ'sche Krieger
An sechstausend eingebracht,
Doch auch Sachs und Preußen seyn
Viel blessirt Gefangne rein.

37. Früh um neun Uhr retiriret
Durch die Stadt der Franken Chor,
Doch sind sie bald avanciret
Retour und durch's Zwätzen=Thor.
Ein Chor ging durch das Rauthal
Und dies war der Preußen Fall.

38. Franken machten uns viel Schrecken,
Als man pflanzt' Kanonen auf
Vor'm Johannis=Thor — zu decken
Sich den Rückzug; doch kurz drauf
Kam die Sage in die Stadt:
Daß der Preuß' verloren hat.

39. Kriegsglück wankte hin und wieder
Von früh 6 bis Mittags 2,
Mancher Brave stürzte nieder;
Doch, als fränk'sche Reiterey
Gegen 3 Uhr sie umziehn
Fing der Preuße an zu fliehn.

*) Nämlich vom 13ten Oktober an, als dem Tage vor der Schlacht, und die folgenden Tage.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. R. Pflug.



Abb. 69. Kampierende Jener
14. Oktober. Kpfr. vo

fort, die Brote spießten sie
Nacht der Schrecken zu erd
zosen, die da hausten, das A
nannt hat. Doch gehen di
Gründen auf derartige Bri
von Mißhandlungen (Beilag

Gegen zwei Uhr morgens
bei der Johannis- und Leu
Häuser zugleich in hellen Fl
niemand dachte daran, zu re
Stadt für besiegelt, und wer
hinaus in die Gärten und G
eine Zuflucht und verbargen
große Menge hatte sich im G
gefunden und harrte dort se
auch hier blieben sie nicht u
widerwärtigen Szenen der

Dabei spielten sich den
tritte ab. „Da sah man
kommen, daß sie sich ge

10

40. Jena mußt Blessirten wegen
Täglich stellen hundert Mann,
Sie zu warten und zu pflegen
Wer nicht will, und wer nicht kann,
Ist's mit Geld nicht abgethan,
Er muß stellen seinen Mann.

41. Da war kein Mann ausgenommen,
Auch der Hohe war nicht frey,
Ist er gleich nicht selbst gekommen,
(Dieses galt hier einerley)
Stellte er doch seinen Mann;
Endlich kamen Bauern dran.

42. In Brod-Bänk und Straßen lagen
Die Blessirten frank und frey,
In den ersten ein, zwei Tagen
Gott! — welch ängstliches Geschrey
Hörten wir in unsrer Flur,
Das uns durch die Seele fuhr.

43. Was für Schmerzensvolle Stunden
Müssen das gewesen seyn,
Zwey, drey Wochen nicht verbunden
Wurden manche, doch allein
War die Ursach davon bloß,
Die — weil ihre Zahl zu groß.

44. Unsre Kirchen und Hörsäle, *)
Auch der große Rathhaus-Saal,
Viele Häuser, große Ställe,
Alles lag voll, überall,

*) Wurden größtentheils zu Lazarethen gemacht. — Unsere Hauptkirche, innen ganz neu und weit schöner wieder hergestellt, wurde den 21sten Junius dieses Jahrs eingeweihet, und der Gottesdienst seit dem 12ten Oktober 1806. zum erstenmal wieder darin gehalten.

o eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
genommen hatten, sich nur einigermaßen

Armen= und auch Irrenhaus
Lagen voll bis oben naus.

45. Endlich hat man's Schloß genommen,
Wohin, zur Bequemlichkeit,
Viel Blessirte sind gekommen,
Weil dasselbe groß und weit;
Legte man auf jedem Saal
Nieder eine große Zahl.

46. Jena muß fast jede Stunde,
Was zum Lazareth gehört,
Liefern — was im Hintergrunde
Ja noch war, das ward geleert.
Jena ist nicht Jena mehr,
Es ist öde wüst und leer.

47. Alle Tage viele Wagen,
Gingen mit Blessirten fort —
Jena konnt's nicht mehr ertragen,
Denn man wußte keinen Ort,
Mehr wo einer liegen soll
So lag Jena schrecklich voll.

48. Viel Einwohner auf dem Felde
Brachten drey, vier Tage zu,
Hunger, Durst, Angst, Schreck und Kälte,
Ließ jetzt Tag und Nacht nicht Ruh.
Ganz verhungert und ermatt't
Kamen sie zuletzt zur Stadt.

49. Viele konnten nicht mehr bleiben,
Die Geduld die wurde schlaff
Denn das gieng in einem Treiben
Von Franzosen — Bauer schaff,
Jedermann wurd' wie bekannt
Bauer, Buker — nur genannt.

50. Kinder von dem ersten Alter,
Litten auch das Ungemach,
War da Gott nicht ihr Erhalter
Waren sie selbst viel zu schwach —



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. A. Pflug.



Abb. 69. Kampierende Jene[...]
14. Oktober. Kpfr. v[...]

fort, die Brote spießten sie
Nacht der Schrecken zu erd
zosen, die da hausten, das S
nannt hat. Doch gehen d
Gründen auf derartige Br
von Mißhandlungen (Beila

Gegen zwei Uhr morgens
bei der Johannis- und Le
Häuser zugleich in hellen F
niemand dachte daran, zu r
Stadt für besiegelt, und we
hinaus in die Gärten und
eine Zuflucht und verbarge
große Menge hatte sich im G
gefunden und harrte dort s
auch hier blieben sie nicht u
widerwärtigen Szenen d

Dabei spielten sich d
tritte ab. „Da sah m
kommen, daß sie sich

12

Daß ein Kind sich in dem Feld
Ohne Kost so lang' erhält.

51. Alle, die nun sind geflüchtet,
Und verlassen Hof und Haus
Fanden's schrecklich zugerichtet,
Und die besten Sachen raus,
Dafür trafen sie nun an
Schwer Blessirte viele Mann.

52. So viel Thränen hat vergossen
Jena nicht in funfzig Jahr,
Denn an diesen Tagen flossen
Männer-Thränen — denn es war,
Daß ich also sagen mag,
Als käm unser jüngster Tag.

53. Angemachte Feuer brennten
In der Stadt bey Tag und Nacht,
Auch um Jena aller Enden,
Waren welche angemacht;
Dabey bratet früh und spat
Der französische Soldat.

54. Man hat auf dem Markt alleine,
Weil sehr viele ihn gewählt,
Drey und achtzig groß' und kleine
Solcher Feuer da gezählt;
Doch unzählbar war die Zahl
Solcher Feuer überall.

55. Wo hat man g'nug Holz bekommen
Zu den vielen Feuern hier?
Fragt man später — 's wurd genommen
Zäune, Planken, manche Thür,
Meubel, Breter, Handwerkszeug,
Das galt ihnen alles gleich.

56. Nur sehr wenige Studenten
Blieben noch in unserm Ort,
Auf dem Rücken, in den Händen
Trugen sie ihr Päckchen fort;

e so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
he genommen hatten, sich nur einigermaßen

Denn es hat's der böse Feind
Auch nicht gut mit ihn'n gemeint.

57. Doch hab'n sie sich eingefunden
Wieder, und noch mehr dazu —
Als sich die Vorlesungs-Stunden
Angefangen war auch Ruh.
Ordnung, und auch Sicherheit
Gott geb sie, in Ewigkeit.

58. Wenig Leichen sind begraben
Diese ganze Plündrungs-Zeit,
Denn kein Träger war zu haben,
Man hat ihnen ungescheut
Alles das genommen ab
Was man für das Tragen gab.

59. Ein Beamter*) wurd' erstochen,
Und ein Bürger**) in der Noth
Wurd' erschossen — diese Wochen
Fand man eine Jungfer***) todt —
Und ein Knecht†) wurd nach der Zeit
Durch den Schuß sein Tod bereit't.

60. Die vier Menschen sind geblieben
Bei der Plünderung, nachher,
Nicht wie Frankfurts Zeitung schrieben,
Als läg in die Kreuz und Quer,
Durch einander Roß und Mann —
Daß man drob nicht gehen kann.

*) Der Rentsekretär Bartholomä.

**) Der Zinngießer Pohmer.

***) Jungfer Fuchsin, eine Seilerstochter. Man hat sie nackt und voller Stiche in der Saale gefunden.

†) Der Knecht des Herrn Hof-Apothekers Wilhelmi, mit Namen Nitschke.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. A. Pflug.



Abb. 69. Kampierende Jen
14. Oktober. Kpfr.

fort, die Brote spießten si
Nacht der Schrecken zu er
zosen, die da hausten, das
nannt hat. Doch gehen
Gründen auf derartige V
von Mißhandlungen (Beil

Gegen zwei Uhr morgen
bei der Johannis- und Le
Häuser zugleich in hellen F
niemand dachte daran, zu
Stadt für besiegelt, und w
hinaus in die Gärten und
eine Zuflucht und verbarge
große Menge hatte sich im G
gefunden und harrte dort
auch hier blieben sie nicht u
widerwärtigen Szenen der

Dabei spielten sich denn
tritte ab. „Da sah man
kommen, daß sie sich gar

61. Denn ich kann und darf nicht lügen,
Ja ich weiß auch nicht warum,
Denn es läßt sich nicht betrügen
Von mir ein ganz Publikum —
Doch zu schreiben alle Schmach,
Die uns traf, bin ich zu schwach.

62. Als die Plündrung überstanden
Gieng die Noth von neuem an,
Manche Frau war nicht vorhanden
Manchem Weibe fehlt der Mann,
Vielen Eltern fehlt ein Kind
Auch Herrschaften das Gesind.

63. Nach Verlauf von ein paar Tagen
Fand sich ziemlich jedes ein,
Auf das Hin- und Herbefragen:
Ob sie könnten sicher seyn? —
Und es endlich ward bejaht —
Kehrten sie zurück zur Stadt.

64. Ganz betäubt und wie verlassen
Eilt den vierten Tag gleich früh
Viel Volk auf die Landfest, fassen
Holz ein — ja das schaffen sie
Sich zu Haus — zwar wider Pflicht
Doch kennt Noth Gesetze nicht.

65. Drauf sind sie zum Becker gangen,
Klagen über Hungers-Noth —
Diese hatten angefangen
Bucken wieder schwarzes Brod —
Wo ein jeder Brod erhält
Für — und auch wohl ohne Geld.

66. Hätte man doch unternommen
Was Gregorius einst that:
Wär dem Feind entgegen kommen
Mit den Kindern aus der Stadt,
Dies half in der Vorzeit schon
Hätte nicht Napoleon

eilig gewesen waren, aus dem Hause zu
genommen hatten, sich nur einigermaßen

67. Sich der Stadt wohl auch erbarmet
Und erhört der Kinder Flehn? —
Doch wir sind nunmehr verarmet
Gott weiß, warum es geschehn,
Daß wir kamen in die Noth,
Die bald ärger als der Tod.

68. Jena feiert noch bis heute,
Alle Jahre im August
Zu der Kinder größten Freude
Dieses Fest wie uns bewußt; —
Das sollt' nun ein Denkmal seyn,
Und doch fiel uns dies nicht ein.

69. Oder hätten bös Gesinde
Wohl aus Unbarmherzigkeit,
Jedem so geputzten Kinde
Abgethan das weiße Kleid?
Denn dabei war mancher Mann
Dem man das zutrauen kann.

70. Doch es gab auch gute Leute
Die das alles hab'n veracht
Die nicht die geringste Beute
In der Schreckenszeit gemacht,
Die — die in der Feuersnoth
Halfen löschen, segne Gott.

71. Wenn französche Offiziere
Einhalt ihnen nicht gethan,
Wenn sie über die Gebühre
Haußten — war'n wir übel dran;
Dann wär Jena, wie bekannt,
Noch vielleicht ganz abgebrannt.

72. Einer der Herrn Offiziere
Kam mit ein paar hundert Mann
Eingefangner Füßeliere
Auch noch bei dem Feuer an,
Der sich alle Mühe nahm,
Daß es nicht noch weiter kam.



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. A. Pflug.



Abb. 69. Kampierende J
14. Oktober. Kpf

16

73. Herr! gieb diesen deinen Segen,
Segne Jena und auch mich!
Ich hab zwar kein groß Vermögen;
Doch wird jeder kränken sich,
Wenn ein Fremder sich erkühnt,
Nimmt, was sauer ich verdient.

74. Denen wollen wir vergeben,
Die uns nahmen Geld, Gut, Brod;
Denn sie wagten ja ihr Leben,
Mancher holte seinen Tod,
Schenkte nur Napoleon
Uns die Kontribution!

75. Alles was wir hier erfahren
Kurze Zeit in unsrer Stadt,
Fragt sich ob in hundert Jahren,
Einer das erfahren hat;
Plündrung, Schlacht, Brand, Lagerstätt,
Mord und auch die Lazareth.

76. Gott! du ewiger Erbarmer
Der du unser Vater bist,
Jena war wohl niemals armer
Als es jetzo wirklich ist;
Steh mit deiner Gnad' uns bei,
Deinen Segen uns verleih.

77. GRoßer Gott, du wirst erhören
Ia erhöre unsre Noth,
Einem jeden, Herr! bescheere,
Segnend sein alltäglich Brod;
Ey! dann woll'n wir für und für
Recht von Herzen danken dir.

---

fort, die Brote spießten
Nacht der Schrecken zu
zosen, die da hausten, d
nannt hat. Doch gehe
Gründen auf derartige
von Mißhandlungen (Be

Gegen zwei Uhr morg
bei der Johannis- und
Häuser zugleich in hellen
niemand dachte daran, z
Stadt für besiegelt, und
hinaus in die Gärten un
eine Zuflucht und verbar
große Menge hatte sich im
gefunden und harrte dor
auch hier blieben sie nicht
widerwärtigen Szenen d

Dabei spielten sich de
tritte ab. „Da sah man Flüchtlinge, die so eilig gewesen waren, aus dem Hause zu kommen, daß sie sich gar nicht die Mühe genommen hatten, sich nur einigermaßen



Abb. 70. Nach der Schlacht von Jena. Brand in der Johannisgasse und Transport von Verwundeten. Koloriertes Kpfr. von C. Schnorr nach H. R. Pflug.

anzukleiden, — so wandelte einer mit seiner Familie herum, auf dem Kopfe einen großen dreieckigen Hut, am Leibe einen zerrissenen Schlafrock, an den Füßen einen Stiefel und einen niedergetretenen Schuh. Hinter ihm drein geht die Magd, über ihren schmutzigen Unterkleidern den Sonntagsrock des Herrn, auf dem Rücken einen Korb mit — nichts! So verkroch sich hier eine Frau in der kalten Nacht fast nackend, große Schachteln in den Armen, in denen ein paar zierliche Kopfzeuge lagen. So keuchten andere ganz steif und langsam durch den Garten. Sie hatten den ganzen Kleiderschrank angezogen und waren von der Menge von Kleidern so zusammengepreßt, daß sie sich kaum rühren konnten." Der treffliche alte Theologe Griesbach wurde auch ausgeplündert, und was er berichtet, hört sich ganz humoristisch an. „Ich empfing sie", schreibt er, „vollkommen gelassen und freundlich, ich sei ein Gelehrter, und die große Nation führe nicht mit den Wissenschaften und den Dienern derselben Krieg, sondern schütze beide. Unterdessen holten sie mir und dem alten D. Uhr und Börse und dem armen W., obgleich ich schrie, er sei ein unglücklicher Blinder, worauf ich zur Antwort erhielt, sie aber seien Clairvoyants, seine wenige Barschaft aus der Tasche und setzten mir auseinander, ihr métier sei de faire la guerre, und das könne man nicht umsonst tun."

Solche und ähnliche Geschichten wurden später massenhaft erzählt und belacht. In der Schreckensnacht selbst aber lag den Bürgern alles andere näher als Lachen und Scherzen. Zitternd und frierend warteten sie, bis die Franzosen abzogen, der Schlacht entgegen. Als es langsam hell wurde, waren die Feinde fast alle fort, man hörte schon aus der Ferne den Geschützdonner von der Hochebene. Das große Ringen hatte begonnen. Nun endlich wagte man, in die verwüsteten, demolierten Wohnungen zurückzukehren und die zum Tode erschöpften Glieder zur Ruhe niederzulegen.

Aber ein längeres Ausruhen ward keinem vergönnt. Bald kamen die Verwundeten an, zuerst einzelne, dann ganze Wagen mit zerschossenen, zerfetzten, sterbenden Soldaten aller Grade und Waffengattungen. Sie wurden in die Häuser getragen, und vielleicht dieselben, die gestern in diesen Räumen unter Brüllen und Fluchen umhergetobt waren, lagen nun bleich und blutend da und erwarteten ächzend und röchelnd das Ende. Bald reichten die Häuser nicht mehr aus. Der Marschall Lefebvre befahl, die Stadtkirche auszuräumen. Die Kirchstühle und Bänke zersplitterten unter Axthieben und wurden hinausgeworfen, kurz danach war das ganze Gotteshaus ein großes Lazarett. Auch die Kollegienkirche, das Rathaus, das Kranken- und Irrenhaus und andere öffentliche Gebäude wurden mit Verwundeten und Sterbenden belegt.

Gegen Abend wurde ganz deutlich, daß die Franzosen gesiegt hatten, denn eine große Zahl von Gefangenen wurde eingebracht. Hinter ihnen ergoß sich das siegreiche Heer in die Stadt, soweit es nicht zur Verfolgung des geschlagenen Feindes verwendet wurde. Überall lagerten die Sieger, wer nicht in den Häusern Quartier fand, kampierte im Freien. Auf dem Kirchplatze hatte man mächtige Feuer angezündet, wozu man die zerschlagenen Kirchstühle verwandte (Abb. 71). Noch achtzig Jahre später waren die Spuren dieser französischen Lagerfeuer auf dem alten Steinpflaster sichtbar, besonders wenn ein Regen niedergegangen war. Noch loderte auch das Feuer in der Johannisgasse mit

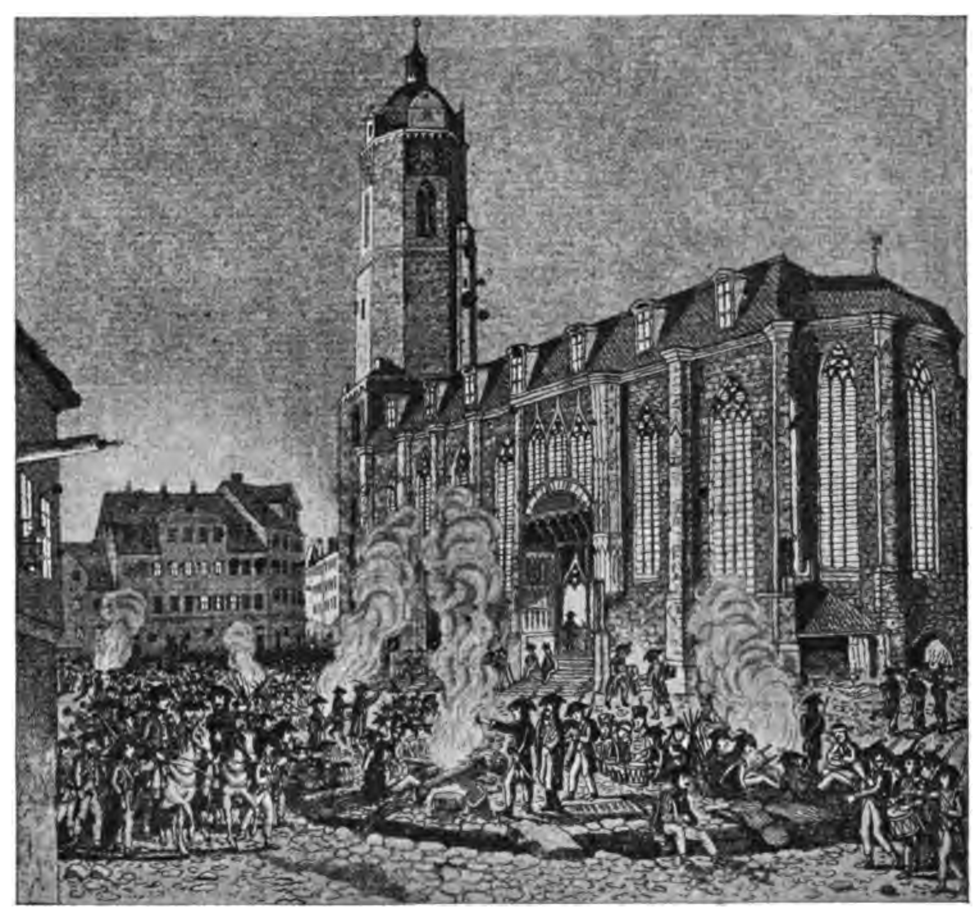


Abb. 71. Wachtfeuer der Franzosen vor der Stadtkirche am 14. Oktober abends.
Kpfr. von L. Heß aus: L. Danz, Jena in den Oktobertagen 1806.

ungeschwächter Kraft weiter, so daß die ganze innere Stadt erhellt war, und man die Stunden an der Turmuhr ablesen konnte wie am Tage. An ein Löschen des Brandes dachte niemand, denn die Greuelszenen der letzten Nacht, die Plünderungen und Mißhandlungen wiederholten sich. Die aufgeregten, siegestrunkenen Soldaten rasten und tobten noch ärger als gestern, noch einmal hatten die Bürger den ganzen Schrecken des Krieges durchzukosten.

Der anbrechende Tag brachte endlich Erlösung. Napoleon war noch am Abend in Jena eingeritten und hatte Quartier im herzoglichen Schlosse genommen. In denselben Zimmern, die Goethe kurz vorher bewohnt hatte, nahm nun er für eine Nacht und einen halben Tag Wohnung. Er war kein Freund von Plünderungen, weil sie, wie er sagte, eine Armee demoralisieren und die Manneszucht untergraben. So bezeigte er der Professorendeputation, die sich am Morgen eine Audienz erbat, seinen lebhaften Verdruß über die Gewalttaten seiner Soldaten und versprach der Universität, nach der er sich sehr

interessiert erkundigte, seinen kaiserlichen Schutz. Auch die Deputierten der Bürgerschaft erhielten eine gnädige, beruhigende Antwort, und in der Tat hörte von nun an jede Gewalttat auf (Beilage 10). Auch die große Feuersbrunst, an deren Löschung niemand gedacht hatte, sank mit einem Male in sich selbst zusammen. Mehr als zwanzig Häuser waren zerstört. Viele wurden dort nicht wieder aufgebaut, und so entstand an ihrer Stelle der heutige Eichplatz. So waren denn die Tage der Angst und des Schreckens, die furchtbarsten in Jenas ganzer neuerer Geschichte, zu Ende gegangen. Die große Masse des französischen Heeres zog am 16. Oktober ab, die Gefangenen waren schon am vorhergehenden Tage weitertransportiert worden. Nur die großen Lazarette blieben zurück und eine kleine Besatzung unter dem Obersten Bouchard, einem ruhigen, menschenfreundlichen Manne. Auch Truppendurchzüge kamen kaum noch vor. Die Stadt war gerettet.

Nur einen Tag später als über Jena brach das Verhängnis über Weimar herein. Auch hier hätte man eher an des Himmels Einsturz als an einen Besuch der Franzosen gedacht. Es machte auch wenig Eindruck, daß am 11. Oktober die Erbprinzessin, eine russische Großfürstin, die Stadt verließ. Noch war ja die edle Herzogin Luise da, und auch die Herzogin-Mutter Amalie war geblieben. Da konnte es wohl so schlimm nicht werden.

Aber schon am selben Tage verbreitete sich das Gerücht, Prinz Louis von Preußen sei gefallen, und die Franzosen rückten vor. Wenn die Preußen der Armee Napoleons nicht eine Niederlage beibrachten, so mußte man sich darauf gefaßt machen, wenigstens einen Teil der feindlichen Soldaten in den Mauern der Residenz zu sehen. Vorläufig aber waren es nur die Einsichtigen, geistig Höherstehenden, denen solche Befürchtungen in die Seele kamen. Besonders war es Goethe, der schon einige Tage vor der entscheidenden Schlacht die Niederlage der Preußen als ganz bestimmt vorhersagte. Das Volk, aufgeregt durch die Großsprechereien preußischer Subalternoffiziere und Soldaten, war noch immer voller Siegeshoffnung. Als am 14. früh beim ersten Morgengrauen das Rollen des Kanonendonners aus dem Osten her vernehmbar wurde, war fast jedermann in der zusammenströmenden Menge der Meinung, jetzt würden die Franzosen die schönsten Hiebe abkriegen. Die Zuversicht stieg noch, als preußische Reiter hindurchsprengten und riefen, der Sieg sei gewiß, und die Freude erreichte ihren Gipfelpunkt, als in den Vormittagsstunden eine Anzahl französischer Gefangener in die Stadt eskortiert wurde. Der süße Pöbel hätte sich tätlich an ihnen vergriffen, wenn nicht ein preußischer Offizier im letzten Augenblicke noch diese Brutalität verhindert hätte.

Am Nachmittag aber nahm die Sache ein anderes Gesicht an, die Weimaraner wurden jäh aus ihren Siegesträumen aufgerüttelt. Verwundete Preußen kamen an, finster, mit blutüberströmten Gesichtern, sich mit Mühe noch in den Sätteln haltend. Plötzlich sprengte der junge Prinz Bernhard mit seinem Gouverneur, dem Major von Hinzenstern, in die Stadt und jagte nach dem Schlosse, blieb ganz kurze Zeit bei seiner Mutter und preschte davon nach Erfurt hin. Der Major rief, als man wieder die Schloßtreppe hinabeilte, den dort Harrenden nur die wenigen Worte zu: „Es ist alles verloren!"

Unmittelbar darauf sah es die ganze Stadt, daß wirklich alles verloren war. Denn

Il est deffendu au nom de Sa Majesté l'Empereur et Roi à tout militaire français de Commettre aucun desordre ou pillage en Cette ville. Sa Majesté à resolu de faire punir. de mort Ceux qui s'en rendront Coupables, et aucun n'echappera à Sa Juſtice.

Jena, le 16 Octobre 1806.

Le chef d'Escadron
BOUCHARD
Commandant de la place.

Beilage 10. Proklamation betreffend Verbots der Plünderung der Stadt Jena.

... Gegend von Erfurt zu, und durch Weimar erscholl der angstvolle Schrei: „Die Franzosen rücken heran!“ — Da donnerten Kanonenschüsse ganz

interessiert erkundigte, seinen kaiserlichen Schutz. Auch die Deputierten der Bürgerschaft erhielten eine gnädige, beruhigende Antwort, und in der Tat hörte [illegible] walttat auf (Beilage 10). Auch die [illegible] hatte, sank [illegible]

[illegible] daß wirklich alles verloren war. Denn

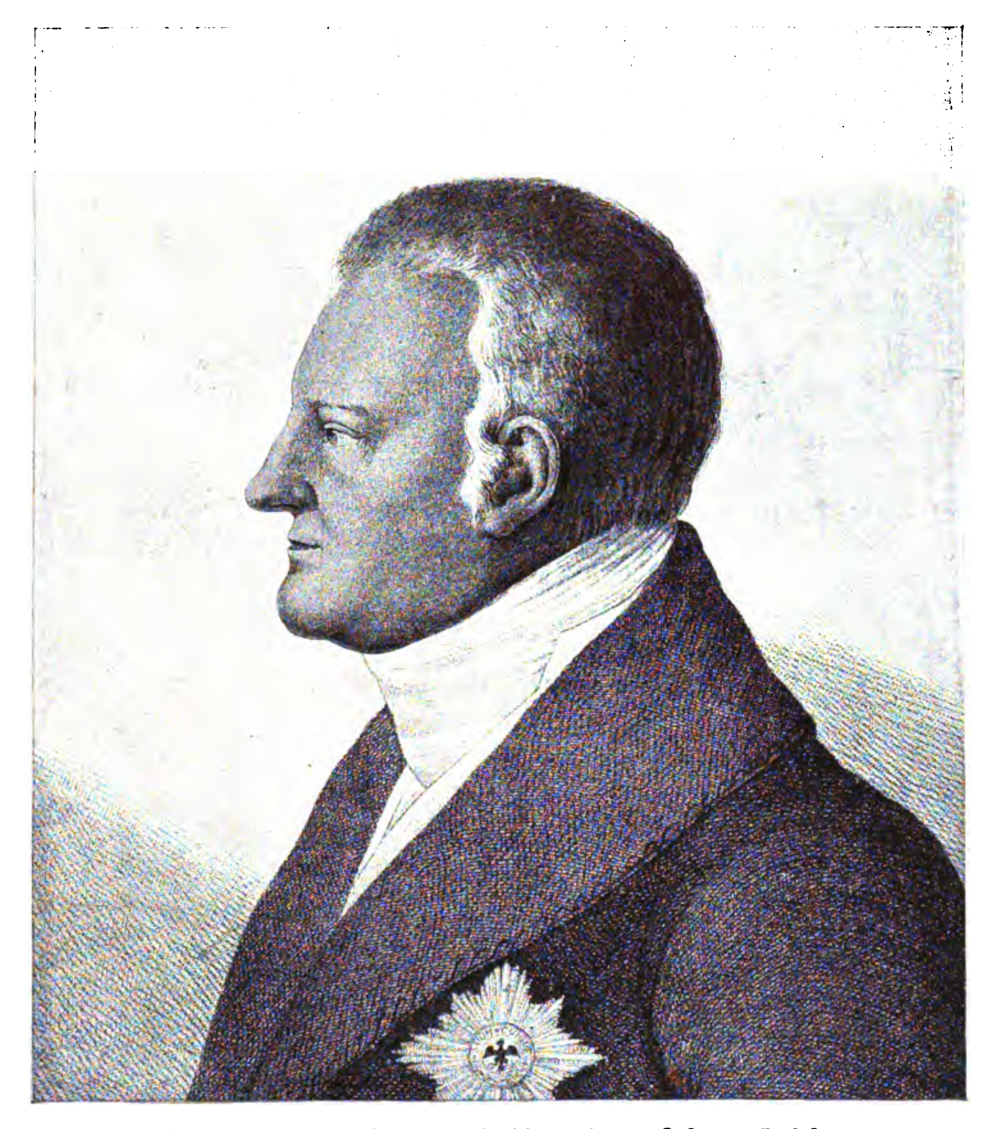


Abb. 72. Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar. Kpfr. von C. Müller.

stromweis ergoß sich nun die geschlagene preußische Armee in die Gassen. „Vom Webicht her, einem kleinen Gehölz vor der Stadt, ertönten Kanonenschüsse, man vernahm tausendstimmiges Kriegsgeschrei, vermischt mit Trommelwirbel, Trompetenruf, dem Hufschlag der Rosse. Die ungeheure Bagage retirierte, die Truppen zogen zur Bedeckung nebenher, alle Ordnung war aufgelöst. Endlich wurde aus der Eile der hereinkommenden Preußen völlige Flucht. Alles lief, fuhr, ritt in größter Unordnung durcheinander, um die Stadt und durch die Stadt nach der Gegend von Erfurt zu, und durch Weimar erscholl der angstvolle Schrei: „Die Franzosen rücken heran!" — Da donnerten Kanonenschüsse ganz

in der Nähe, und die Kugeln sausten über die Stadt hin. Die Häuser zitterten und viele ihrer Bewohner noch mehr, manche flüchteten in die Keller. Hier und da schlugen auch die Kugeln in die Häuser ein und verursachten einen gewaltigen Schrecken. — Von seinem Garten aus sah Goethe den Greuel der Verwirrung mit an, denn gerade dort raste die flüchtige Armee vorbei. „Man hörte das Geschrei und sah die Spitzen der Gewehre und sonstige Waffen über die Gartenmauer hinschwanken."

Gegen fünf Uhr ritten die ersten französischen Chasseure in die Stadt, hieben vor den Fenstern der Herzogin einige Preußen nieder und jagten dann weiter den Flüchtigen nach. Mit ihnen kam Murat, der sofort nach dem Schlosse schickte und fragen ließ, ob eine fürstliche Person dort anwesend sei und die zurückgebliebene Herzogin — ihre Schwiegermutter war am Morgen abgereist — seines Schutzes versichern ließ. Kurz darauf traf Ney ein und forderte auf dem Rathause mit barschen Worten Quartier für 40000 Mann.

Gegen sechs Uhr wälzte sich dann die siegreiche Armee in die Stadt, und die Greuelszenen von Jena wiederholten sich. Die ganze Nacht und noch den folgenden Tag über währte die Plünderung und Mißhandlung der Bürgerschaft, die fast bis zur Verzweiflung getrieben ward. „Die Türen, Fenster, Schränke wurden von den rohen Soldaten zerschlagen und alles von Wert geraubt, was sie nur vorfanden. Auf der Straße zogen sie den Männern Kleidungsstücke aus und mißhandelten die Frauen. Man sah die Einwohner Weimars jammern und die Hände ringen, französische Soldaten aber geplündertes Vieh und Waren tragen und, wohin man nur blickte, zerschlagene Türen, Läden und Fenster. Die Häuser glichen Räuberhöhlen, manche waren auch öde und leer. Fortwährend erscholl wüstes, wildes Geschrei der Plünderer und das Krachen eingeschlagener Türen und Läden. Beim Reithause und im Parke befanden sich Biwaks, dort wurde das geraubte Vieh geschlachtet und gebraten. Die Kirchen und das Rathaus dienten zu Aufenthaltsorten gefangener Preußen. Selbst die silbernen Kirchengeräte wurden von den Franzosen geraubt."

Zu allem Überflusse war schon bald nach Beginn der Plünderung in der Vorwerksgasse nahe beim Schloß ein Brand aufgegangen, der immer weiter um sich griff. Um 7 Uhr abends konnte man auf dem Markte und dem Schloßhofe Geschriebenes lesen, so stark war der Feuerschein. Aber an ein Löschen war nicht zu denken.

Ganz unwillkürlich sucht das Auge in diesen Schrecknissen den großen Mann, der den Namen der kleinen Stadt an der Ilm für alle Zeiten zu einem glänzenden gemacht hat. Goethe wäre um ein Haar ein Opfer der schrecklichen Nacht geworden. Zwar von der Plünderung blieb sein Haus bewahrt, denn der Marschall Augereau hatte dort sein Quartier bestellt. Aber während man vergebens bis in die Nacht hinein den Marschall erwartet, haben sich andere Gäste eingefunden, Leute aus der Stadt, die sich hierher geflüchtet haben, und sechzehn französische Reiter, die von ihrer blutigen Arbeit schnarchend ausruhn. Endlich gibt Goethe das Warten auf und legt sich zur Ruhe nieder. Da donnern Kolbenstöße an die Tür, zwei Tirailleure von der sogenannten Löffelgarde fordern Einlaß und verlangen den Hausherrn zu sprechen. Man willfahrte ihnen, Goethe kommt



Abb. 73. Schuhmachermeister Petri in Weimar bittet fußfällig Napoleon beim Ausreiten aus dem Schloßhof am 16. Oktober, der Plünderung Einhalt zu tun. Farbige Zeichnung von Theod. Götze.

im Schlafrock die Treppe herab, beruhigt sie, läßt ihnen Wein vorsetzen und entfernt sich wieder. Sie trinken weiter, und die Geister des Weins erhitzen ihre Köpfe. Plötzlich stürzen sie die Treppe hinauf, brechen in das Schlafzimmer des Dichters ein und bedrohen ihn mit der blanken Waffe. Vielleicht hätten sie ihn erstochen, wenn sich nicht Christiane Vulpius dazwischen geworfen hätte. Mit durchdringendem Geschrei ruft sie Hilfe herbei, drängt die Wütenden aus dem Zimmer und verriegelt die Tür. Nur ihrer Geistesgegenwart und Unerschrockenheit hatte es Goethe zu danken, daß er unverletzt davonkam. Er fühlte auch wohl, was er seiner „Freundin" schuldig war und ließ sich einige Tage später mit ihr in aller Stille trauen.

Wie diese Frau Weimars größten Bürger rettete, so rettete eine andere Frau, die Herzogin Luise, in diesen Tagen Weimar selbst, ja sie bewahrte ihren Gemahl und vielleicht sein ganzes Land vor einem schlimmen Schicksal. Die Tage der schweren Prüfung waren die großen Ehrentage ihres Lebens. Mit ein paar getreuen Hofdamen saß sie in dem Schlosse, dessen Herrin sie nicht mehr war, in dessen Räumen die fremden Sieger sich eingenistet hatten und alles vorbereiteten, um den Gewaltigen zu empfangen, der hier Quartier nehmen wollte. Der Feuerschein der brennenden Häuser fiel durch die Fenster in ihr Gemach, wildes Gebrüll der Plünderer, Geheul und Jammergeschrei der Geplünderten drang an ihr Ohr. Ihre Dienerschaft war weggejagt, niemand kümmerte sich um sie, vierundzwanzig Stunden hatte sie mit ihren Damen nichts anderes zu essen als ein paar Tafeln Schokolade und ein einziges Brötchen. Endlich am Abend des 15. trifft Napoleon ein, die Herzogin tritt ihm oben an der Treppe entgegen und sagt mit

einer Verneigung einige Worte. Ein barsches: „Wer sind Sie?" ist die Antwort. „Die Herzogin von Weimar," entgegnet sie. Darauf schnaubt sie Napoleon an: „Tut mir leid um Sie, ich werde Ihren Mann zugrunde richten!" dreht sich plötzlich um, geht nach seinem Zimmer, um dort zu speisen, und läßt sie stehn. So behandelte der Emporkömmling eine fürstliche Frau und zeigte sich hier wirklich als der „gekrönte Plebejer", wie seine Feinde ihn nannten.

Genau so roh benahm er sich am andern Morgen, als die unglückliche Fürstin um eine Audienz nachsuchte. Er ließ sie stehen und eröffnete das Gespräch mit der brutalen Frage: „Wie konnte Ihr Mann so toll sein, Krieg mit mir zu führen?" Die Herzogin erwiderte mit ruhiger Festigkeit, ihr Gemahl stehe seit dreißig Jahren im Dienste der Könige von Preußen, wie hätte er beim Ausbruch eines Krieges zurücktreten können! Wie würde denn er, der Kaiser, von einem seiner Verwandten geurteilt haben, der ihn beim Beginn eines Feldzuges hätte im Stiche lassen wollen? Würde er ihn nicht einen Ehrlosen genannt haben? Napoleon wurde durch ihre Antwort und durch die Hoheit ihrer Erscheinung so frappiert, daß er sofort seinen Ton änderte und sogar auf seine Weise höflich wurde, und als nun die Herzogin lebendig und kräftig die jammervolle Lage der Stadt und des Landes schilderte und um Einstellung der Plünderung bat, brach er in die Worte aus: „Madame, Sie sind in Wahrheit eine der achtungswürdigsten Frauen, die ich je kennen gelernt habe, Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm freiwillig, aber allein um Ihretwillen, denn was ihn betrifft, so taugt er gar nichts." Er sicherte ihr zu, daß der Herzog souveräner Fürst bleiben solle, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse und in sein Land zurückkehre. Bald darauf machte er ihr seinen Gegenbesuch, bei dem er sich als ein Werkzeug der Vorsehung bezeichnete, und sie aufs neue seiner höchsten Achtung versicherte. Als er sie verlassen hatte, sagte er zum General Rapp: „Das ist eine Frau, die nicht einmal unsere zweihundert Kanonen in Furcht gesetzt haben." Ohne Frage hat ihr Auftreten mit bewirkt, daß es nicht hieß: „Das Haus Weimar hat aufgehört zu regieren." Sicher hat auch die Verwandtschaft der weimarischen Herzogsfamilie mit dem Zaren den Kaiser bestimmt, Karl August zu schonen, besonders da es ihm ja ganz gleichgültig sein konnte, ob ein deutscher Kleinfürst mehr oder weniger existierte. Dagegen ist es durchaus eine Fabel, daß Napoleon den Herzog geschont habe in Rücksicht auf seinen Musenhof. Weder um Goethe noch um Wieland kümmerte sich der Kaiser während seines Aufenthaltes in Weimar. Nach sehr glaubwürdigem Berichte ist Goethe sogar mit einem Audienzgesuche kurzerhand abgewiesen worden, erst zwei Jahre später blühte ihm das Glück, von dem, den er für den größten Mann der Zeit hielt, empfangen und ausgezeichnet zu werden. Somit gebührt der Herzogin der Ruhm, wenn auch nicht allein, so doch zum großen Teile, und wohl keine Frau hat dem Imperator so gründlich imponiert, wie diese tapfere Tochter des Hauses Brabant, die in ihrer furchtbaren Lage nicht zu Bitten und Tränen ihre Zuflucht nahm, sondern ihren vollen fürstlichen Stolz bewahrte.

Er hielt auch sein Versprechen, tastete die Souveränität ihres Gemahls nicht an, obwohl der Herzog der gestellten Bedingung nicht nachkommen konnte, und ließ sofort die

Bekanntmachung.

Es haben Se. Majestät, der Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, mit Uns am 15. December d. J. zu Posen, durch beyderseitige Bevollmächtigte, einen Frieden abschließen lassen, welcher bereits den 23. desselben Monats zu Berlin ratificirt und ausgewechselt worden ist.

Eben so ist unmittelbar nach dessen Unterzeichnung in Unserm Nahmen und in Gemeinschafft mit den vier übrigen Herzoglich Sächsischen Häusern, Ernestinischer Linie, die Beytritts-Acte zum Rheinischen Bunde vollzogen worden, und Se. Kaiserl. Königl. Majestät haben solche noch in derselben Nacht zu genehmigen und zu bestätigen geruhet.

Wir eilen, dieses glückliche Ereigniß zur öffentlichen Kunde zu bringen, und finden in Landesväterlicher Beherzigung der Bedrängnisse, welche der Gang der großen Weltbegebenheiten in den drei letzten Monaten herbeygeführt hat, eine ungemeine Beruhigung darinnen, daß Wir Unsern getreuen Unterthanen noch vor dem Schlusse des Jahres einen heitern und ruhigen Blick in die Zukunft eröffnen können.

Die Erleichterung von den vielfachen Lasten des Kriegs wird die erste wohlthätige Folge des Friedens seyn, und um so mehr, als die schon statt gefundene Verlegung der bisher durch die Sächsischen Lande gegangenen Militär-Straße hinzutritt.

Der Beytritt zum Rheinbunde sichert Uns alle Vortheile desselben und insbesondere den vollen Genuß aller Souverainitäts-Rechte in dem Umfang und Einschluß Unserer Lande zu, und Wir werden, unter dem mächtigen Schutze Sr. Kaiserl. Königl. Majestät darinnen nur neue Mittel suchen und finden, für das Wohl Unserer geliebten Unterthanen desto sicherer und ungestörter wirken zu können.

Zugleich ergreifen Wir diese ausgezeichnete Gelegenheit mit Freude, um für die so vielfach erhaltenen Beweise patriotischer Gesinnung, ausharrenden Diensteifers und seltener Treue und Anhänglichkeit in den überstandenen traurigen Verhältnissen, Unsere dankbare Empfindung öffentlich darzulegen, und fügen die Versicherung hinzu, daß Uns solche ewig theuer und unvergeßlich bleiben werden.

Berlin, den 24. December 1806.

Carl August, H. z. S.

Beilage 11. Proklamation über den Beitritt des Großherzogtums Weimar zum Rheinbund.

Plünderung in der Stadt einstellen. Auch dafür hatte die Stadt der Herzogin zu danken, nicht dem Viertelsmeister Petri, der den Imperator durch einen Fußfall um Gnade angefleht hatte, als er einritt. Noch war die Not groß, die Einwohner waren froh, wenn sie nur trocknes Brot zu essen hatten, denn alle Lebensmittel waren geraubt. Aber sie konnten doch nun wenigstens wieder aufatmen, die Greuel des Krieges waren vorüber.

Am 17. verließ Napoleon die Stadt und zog nach Berlin.

Die Schlacht bei Auerstädt

Die Schlacht, die am 14. Oktober 1806 zwischen der preußischen Hauptarmee und dem III. Korps des französischen Heeres stattfand, trägt ihren Namen sehr mit Unrecht. Sie müßte eigentlich Schlacht bei Hassenhausen genannt werden, denn um dieses Dorf wurde im wesentlichen gekämpft, von seinem Besitze hing das Schicksal des Tages ab.

Allerdings hatte am Abend des 13. der König von Preußen in Auerstädt sein Hauptquartier aufgeschlagen und auch der nominelle Führer der Armee, der Herzog von Braunschweig, brachte dort die Nacht zu. Sie logierten beide im Herrenhause des Rittergutes, aber trotz der Anwesenheit der hohen Herren und trotzdem es in der preußischen Armee „nicht herkömmlich" war, wurden Gut und Dorf von den Soldaten richtig ausgeplündert. Die Leute hatten es satt, zu hungern und zu darben und die Offiziere hatten nicht mehr die Macht, sie zurückzuhalten. Dem Gutsherrn gingen in der Nacht allein 600 Schafe verloren, im Orte „wurden viele Scheunen ganz leer gemacht. Kein Brot, kein Bier, kein Branntwein blieb im Dorfe, fast alles Holz wurde herausgetragen, die Tore und Türen wurden verbrannt, einige Kühe hinausgeführt und geschlachtet, so auch viele Gänse und Hühner".

In der Nacht kam noch der General Blücher (Abb. 74) an, allein, seine Reiter standen noch im Biwak südlich vom Dorfe. Da er die Führer der Armee nicht mehr sprechen konnte, legte er sich in einer Scheune zum Schlafen nieder.

Früh zwischen 5 und 6 Uhr brach das Hauptquartier auf und ritt zur Division Schmettau, die vorwärts von Auerstädt im freien Felde biwakiert hatte. Hier traf auch Blücher ein, der die Vorhut führen sollte, und da seine eigenen Reiter noch immer nicht zur Stelle waren, so stellte der Herzog die bei der Division befindlichen Königin-Dragoner und zwei Regimenter Kürassiere unter sein Kommando.

Darüber erregte sich der Graf Schmettau heftig und nicht mit Unrecht, denn er hatte dann überhaupt keine Kavallerie mehr unter seinem Befehle. Es kam zu einer sehr lebhaften Szene, aber endlich fügte sich der General der Autorität des Höchstkommandierenden.

So ritt denn Blücher mit seinen drei Reiterregimentern in den weißen Nebel hinein. Der Vorhut folgten der König, der Herzog, der Feldmarschall von Möllendorf mit einer großen Menge höherer Offiziere und Adjutanten. Dann kam die Infanterie Schmettaus, ihr sollten die Divisionen Wartensleben und Oranien folgen. Die Armee bewegte sich

auf und längs der Chaussee auf das Dörfchen Poppel zu. Sehen konnte man absolut nichts, denn der Nebel war so dicht, daß man ihn, wie das Volk sagt, mit der Hand durchschneiden konnte.

Da blitzten vor Poppel die ersten Schüsse auf. Französische Kavallerievorposten hatten sie abgefeuert, zogen sich aber dann eiligst zurück. Die erste Schwadron der Königin-Dragoner ritt durch das Dorf und verfolgte sie, stieß hinter Poppel vor Taugwitz auf eine zweite französische Reiterschar, verjagte auch sie und folgte ihr durch Hassenhausen hindurch. Dort wurde sie vom Kartätschenfeuer einer feindlichen Batterie empfangen, die links auf einem Hügel hinter dem Dorfe stand.

Der Oberst von Zieten kam ihr mit zwei weiteren Schwadronen und einer reitenden Batterie zu Hilfe, hatte aber Unglück, wurde wieder durch Hassenhausen zurückgeworfen und büßte fast die ganze Batterie ein. Nur zwei Geschütze wurden gerettet.



Abb. 74. General Gebhard Leberecht v. Blücher. Kpfr. 1806.

Blücher war indessen in nördlicher Richtung um Hassenhausen herumgeritten. Dort sah er im Nebel eine lange Linie vor sich, die er erst für einen Heckenzaun hielt. Beim Näherreiten erkannte er, daß es eine feindliche Infanteriekolonne war. Da er von seinen zwanzig Schwadronen zwölf nach verschiedenen Richtungen hin zum Patrouillieren und zur Sicherung entsandt hatte, so wagte er nicht, die Infanterie anzugreifen, deren Stärkeverhältnisse sich seinem Urteil gänzlich entzogen. Er ließ aber schleunigst den Herzog um mehr Kavallerie bitten, denn er war entschlossen, einen Vorstoß zu unternehmen. Vorläufig blieb er bei dem Dorfe Spielberg stehen.

Inzwischen hatte sich Davout in Bewegung gesetzt. Dem Marschall war in der Nacht der Befehl vom Kaiser zugegangen, auf Apolda zu marschieren und der preußischen Armee in den Rücken zu fallen. Napoleon war ja der Meinung, das ganze, ungeteilte Heer des Königs von Preußen vor sich zu haben.

Hätte Davout geahnt, daß sich die preußische Hauptmacht gegen ihn heranzog, so hätte er sich natürlich gehütet, dem Befehle zu folgen. Daß er es nicht wußte, hat ihn zum Sieger von Hassenhausen und zum Herzog von Auerstädt gemacht.

Seine drei Divisionen sollten in der Reihenfolge auf Apolda marschieren, wie sie lagerten. Zuerst er selbst mit der Division Gudin, dann die Division Friant, endlich die

Division Morand. Nach der Berechnung des Marschalls sollten sie unmittelbar hintereinander den Saaleübergang bei Kösen passieren. Aber auch im Heere Napoleons ging nicht immer alles so, wie die Führer es wünschten und wollten. Beide Divisionen verspäteten sich, Friant traf erst um 9 Uhr, Morand erst 1/2 11 Uhr bei Hassenhausen ein, während Davout schon 1/2 8 Uhr dort angekommen war.

Der ganze Anmarsch wäre jedoch unmöglich gewesen, wenn die Höhen bei Kösen von den Preußen noch am Tage vorher besetzt worden wären. Den Befehl dazu hatte der Herzog von Braunschweig gegeben, aber Schmettau hatte ihn nicht befolgt. Der Marschall wäre gar nicht auf die Hochfläche hinaufgelangt, denn die Bergränder sind dort zwar nicht sehr hoch, aber doch recht steil, und eine Erstürmung hätten die Franzosen schwerlich gewagt. Darum eben hatte Davout sie besetzen lassen und konnte nun unangefochten auf Hassenhausen marschieren.

Als er dort ankam, nahm er nördlich und südlich vom Dorfe Stellung, während er den Ort vorläufig nur schwach besetzen ließ.

Im Norden hielt er selbst auf einer kleinen Anhöhe mit drei Infanterie-Regimentern und zehn Geschützen. Gegen ihn rannte Blücher an, der unterdessen vom Herzog drei weitere Eskadrons und eine Batterie zur Unterstützung erhalten hatte. Damit glaubte sich der alte Haudegen stark genug, den hundsföttischen Franzosen eins auszuwischen und ließ zur Attacke blasen. Mit hochgeschwungenen Säbeln, der Alte selbst mitten unter seinen Reitern, sprengte die Schar gegen den Feind. Aber der Marschall ließ Karrees bilden, und gegen das Massenfeuer der Infanterie richteten die Reiter nichts aus. Der Angriff wurde abgeschlagen, ein zweites Mal erging es nicht besser. Beim dritten Male artete der Rückzug in volle Flucht aus. Denn als die preußischen Reiter schon nahe an die Franzosen heran waren, fing auf einmal die eigene Batterie auf sie zu feuern an, weil ihr Führer im Nebel die preußische Kavallerie für zurückfliehende feindliche hielt. Blücher fluchte, tobte und wetterte, sprengte auf die Batterie zu und hieb mit der flachen Klinge auf die Bedienungsmannschaft ein. Aber das Unheil war nun einmal geschehen, seine Reiter flohen. Wütend jagte er ihnen nach und suchte sie zum Stehen zu bringen. Da wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen, wie später bei Ligny, und nur die Geistesgegenwart eines Trompeters rettete ihn vor der Gefangenschaft. Der Brave half dem Generale auf sein eigenes Pferd. Blücher ergriff eine Standarte und schrie: „Halt! Halt!", aber es war kein Halten mehr. Nur ein paar Schwadronen brachte er hinter Spielberg wieder zum Stehen, die andern flohen wie vom bösen Feinde besessen davon und verließen das Schlachtfeld.

Die preußische Batterie Meerkatz, der das arge Mißverständnis passiert war, feuerte ruhig weiter auf die Franzosen. Es war neun Uhr geworden, und die Division Friant kam heran. Nun befahl Davout eine Attacke gegen die Batterie und trotz tapferer Gegenwehr ward sie bis auf eine Kanone genommen.

Die Division Schmettau war, während das alles vor sich ging, erst vorgerückt, dann stehen geblieben. Der Herzog von Braunschweig hielt es für höchst bedenklich, so in den Nebel hinein zu marschieren, und er hatte nicht unrecht. Wenn da vor ihnen eine große

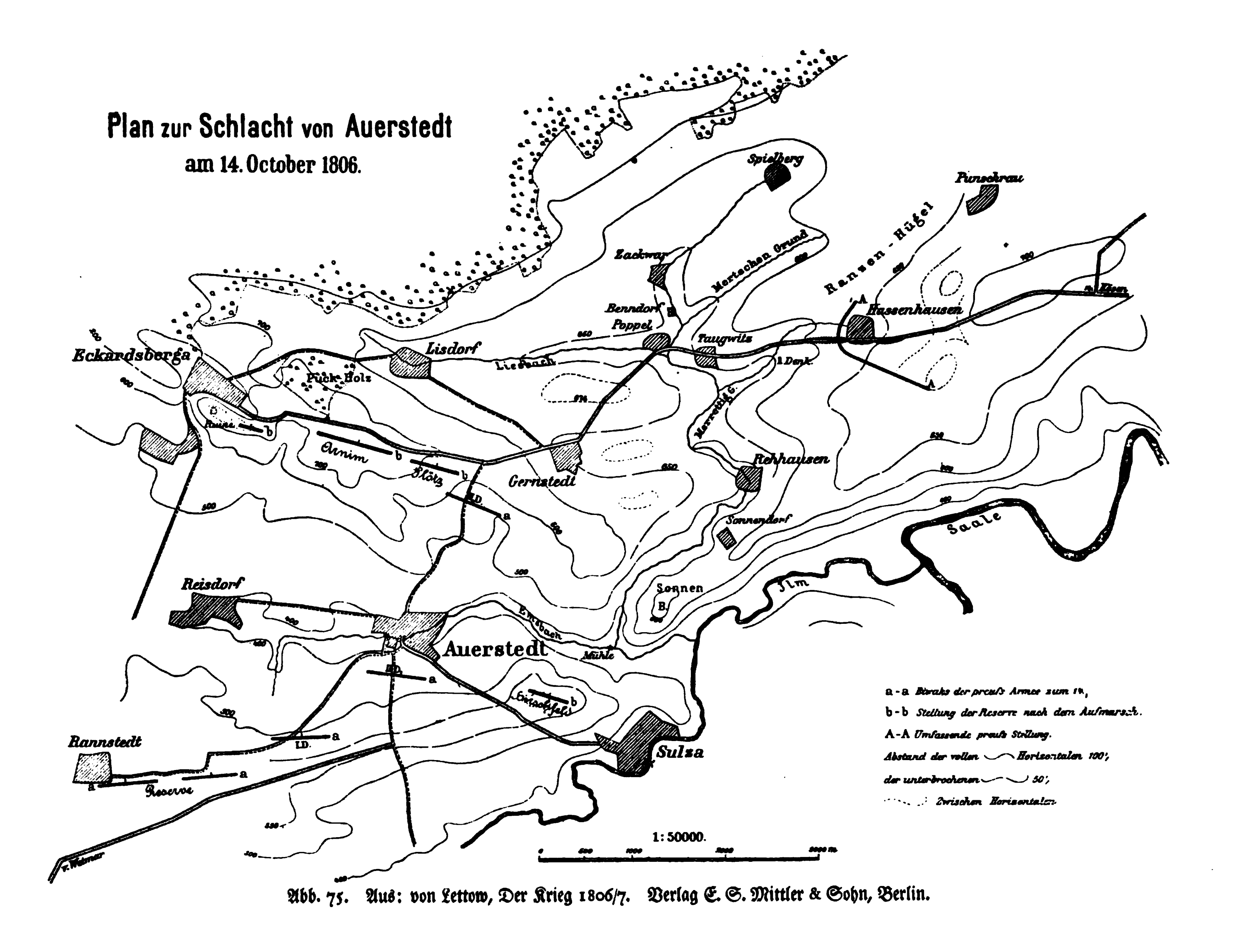


Abb. 75. Aus: von Lettow, Der Krieg 1806/7. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

feindliche Kavalleriemasse stand — möglich war das ja immerhin — so konnte sie die Vorhut überreiten und der König und alle die höchsten Führer schwebten in größter Gefahr. Man beriet, was man tun wolle. Da soll der alte Möllendorf dem Könige zugerufen haben: „Frische Fische, gute Fische!", dasselbe Wort, mit dem einst bei Prag Friedrich der Große seinen Feldmarschall Schwerin zum Vorrücken angefeuert hatte. Das Wort wirkte auch hier. Der König befahl selbst den Vormarsch.

Ungefähr um diese Zeit wurde es heller, der Nebel begann zu fallen. Der Herzog von Braunschweig ritt mit seinem Stabe vor, um das Gelände zu erkunden, wandte sich rechts über die Chaussee, sah das Dorf Hassenhausen und seine Umgebung, die Höhen im Süden vor sich und rief mit erhobener Hand: „Das ist der Schlüssel zum Siege. Wenn wir diese Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzen, so ist der Sieg unser." Sofort befahl er dem Stabskapitän von Boyen, zurückzureiten und den nachfolgenden Divisionen den Befehl zu bringen, sich nach dieser Richtung in Bewegung zu setzen.

So sollte nach dem Plane des Herzogs die Schlacht sich ungefähr so gestalten, daß die Division Schmettau den linken Flügel bildete, die Division Wartensleben das Zentrum, Oranien den rechten Flügel.

Boyen sprengte also zurück, um die Division Wartensleben heranzuholen, die sich schon diesseits von Auerstädt befand. Aber eben bei dem Passieren des Dorfes waren die Truppen in die fürchterlichste Unordnung geraten. Die Straßen des Dorfes waren durch Handpferde und Bagagewagen des Hauptquartiers fast verstopft. Infanterie und Kavallerie drängten sich durcheinander. Am allertollsten wurde der Wirrwarr bei der Brücke, die über den Emsbach führte. Sie war so schwach gebaut, daß Reiter und Kanonen sie nicht benutzen konnten, sondern den kleinen seichten Bach neben ihr durchschreiten mußten. Die Infanterie hätte ganz gut dasselbe tun können, denn das Gewässer ist gar nicht der Rede wert. Aber weil es befohlen war, über die Brücke zu marschieren, so marschierte man über die Brücke und kümmerte sich nicht darum, daß dabei so viel kostbare Zeit verloren ging. Endlich wurde die Infanterie von der nachdrängenden Kavallerie, die vorwärts wollte und sollte, in zwei Teile zerschnitten. Der Teil, der die Brücke passiert hatte, marschierte weiter, der andere mußte stehen bleiben, bis die Kavallerie den Bach durchritten hatte.

So wurden die beiden Infanteriebrigaden der Division getrennt. Die Brigade Wedell überschritt den Liesbach südlich von Taugwitz, die Brigade Renouard dicht bei Rehehausen nördlich vom Dorfe.

Der Herzog hielt mit seinem Stabe noch rechts von der Chaussee und erwartete die anmarschierende Division Wartensleben. Unterdessen war nördlich von Hassenhausen die Batterie Meerkatz von den Franzosen attackiert und zum größten Teile genommen worden. Mit einer geretteten Kanone floh die Bedeckungsmannschaft zurück und stürzte sich gerade auf die Division Schmettau, die noch im Aufmarschieren war. Die französischen Chasseurs folgten ihnen auf den Fersen und bemerkten im Eifer des Gefechtes zu spät, daß sie sich mitten in den Reihen des Feindes befanden. Darauf zogen sie sich schleunigst zurück, wobei die im zweiten Treffen stehenden preußischen Bataillone ohne Rücksicht auf die vor

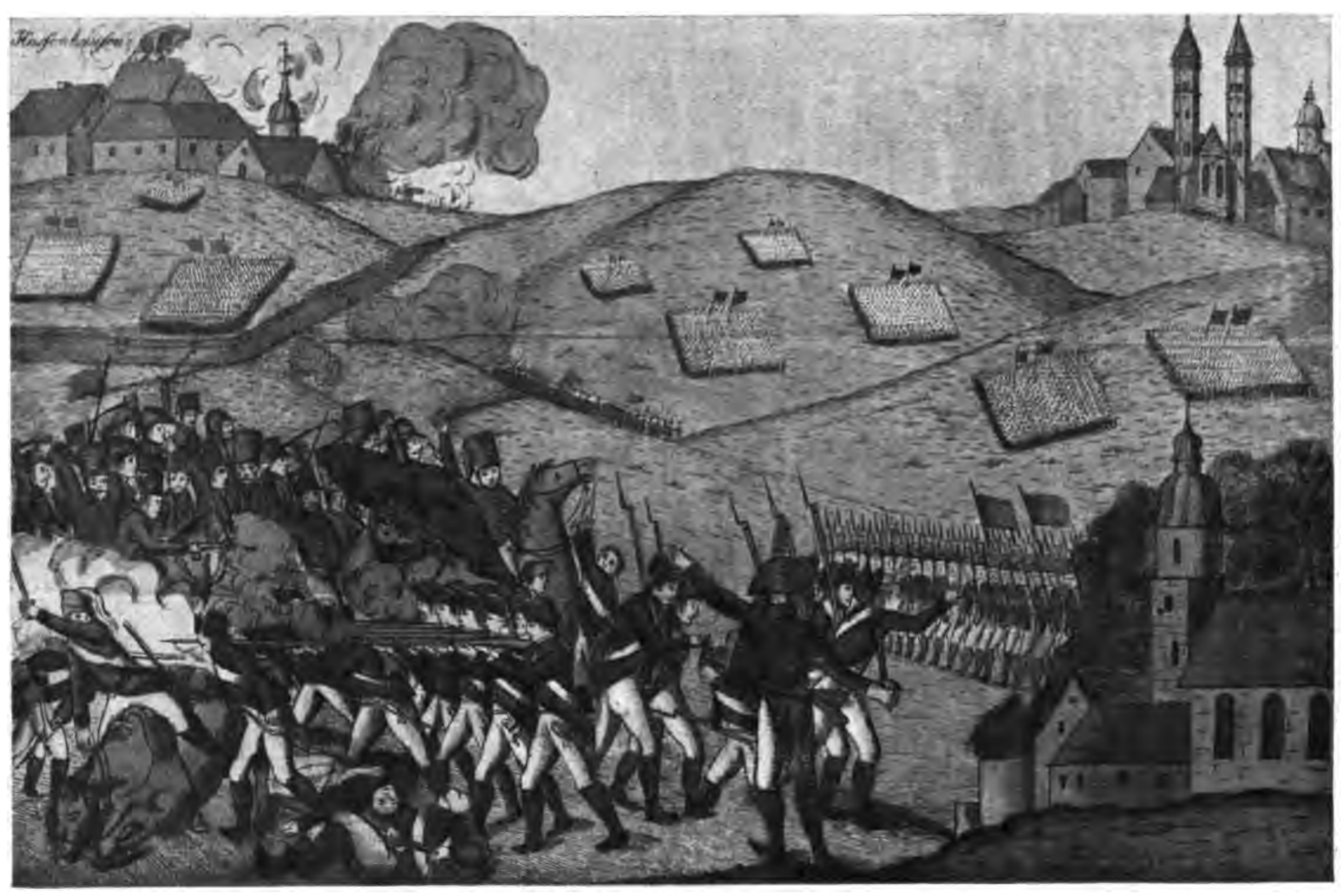


Abb. 76. Schlachtfeld zwischen Jena, Naumburg und Hassenhausen. Hallenser Bilderbogen. Die Darstellung ist natürlich ein naives, unmögliches Phantasiebild.

ihnen stehenden eigenen Truppen auf sie feuerten. Natürlich antworteten die Chasseurs mit ihren Karabinern und dabei soll dem Könige selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden sein.

Braunschweig hörte von seinem Standorte aus die Schüsse bei Schmettau knattern, konnte aber nicht sehen was vorging. Er sagte deshalb zu Scharnhorst: „Reiten Sie auf der Stelle dorthin und sehen Sie zu, was es dort gibt. Ich mache Sie für alles, was dort geschieht, verantwortlich."

Scharnhorst ritt ab und hat den Herzog in diesem Leben nicht wiedergesehen. Sie waren in den letzten Tagen hart aneinandergeraten. Der klare, schneidige und entschlossene General-Quartiermeister war seinem unentschlossenen Chef weit überlegen, er sah mehr und mehr „den kläglichen Zustand der Heeresführung" ein, und so war es zwischen beiden zum heftigsten Bruche gekommen. Darum faßte Scharnhorst den Befehl dahin auf, daß der Herzog ihn aus seiner Nähe entfernen wollte, und blieb bei Schmettau.

Die Division war im Vorrücken, als Scharnhorst bei ihr eintraf und gleich darauf wurde ihr Führer, Graf Schmettau, tödlich verwundet. Obwohl zwei Generale bei der Truppe waren, übernahm Scharnhorst den Oberbefehl und führte ihn die ganze Schlacht hindurch.

Gegen 10 Uhr begann er den Angriff auf Hassenhausen. Die Preußen rückten unaufhaltsam vor, ließen sich auch nicht stören, als Davout Miene machte, ihren linken Flügel von Spielberg her mit fünf Bataillonen zu umfassen. Die fünf Bataillone wagten nicht recht vorzugehen, da sich hinter Spielberg wieder preußische Kavallerie gesammelt hatte und mehrfach, wenn auch unglücklich, gegen sie anritt. Dort wurde der preußische General von Quitzow tötlich verwundet.

Scharnhorst ließ gegen Spielberg nur ein einziges Bataillon Front machen, mit der übrigen Macht rückte er weiter auf Hassenhausen. Hätte er nur Kavallerie gehabt, so hätte er, wie er selbst erklärt hat, die Schlacht gewinnen können. Schon waren allerdings seine Verluste sehr bedeutend, aber es trafen nun zwei Regimenter der Division Oranien bei ihm ein, die seine Lücken ausfüllten. Halb verzweifelt sandte er immer wieder Boten zum Herzog und ließ um Kavallerie bitten, erhielt aber keine Antwort. Nach langem Warten brachte ein Leutnant von Oppen eine Schwadron Königin-Dragoner herbei, deren Führer, Oberst von Seelhorst sogleich zur Attacke blasen ließ und sich wie ein Wirbelwind auf den Feind stürzte. Es war ein prächtiges Reiterstückchen und erinnerte an die glorreichen Tage von Hohenfriedberg und Roßbach. Die tapferen blauen Reiter warfen die feindlichen Tirailleure auseinander, eroberten die verloren gegangene Batterie Meerkatz zurück und jagten sogar den Franzosen noch eine Batterie ab. Die feindlichen Bataillone bildeten Karrees hinter Hassenhausen und erwarteten einen neuen Kavallerieangriff, aber Scharnhorst hatte nur die eine Schwadron und konnte nichts mehr unternehmen.

Achtzig Schwadronen Kavallerie hatte die preußische Armee, aber wo sie am nötigsten gebraucht wurden, war eine einzige vorhanden. Davout hatte nur neun Schwadronen, aber was wußte er mit ihnen durchzusetzen!

Immerhin stand hier bei Schmettau die Schlacht noch recht günstig für die Preußen.

Die Infanterie, angefeuert durch den brillanten Angriff der Dragoner, rückte vor und setzten sich nördlich von Hassenhausen fest, und im Hochgefühle des Sieges rief ihr Scharnhorst zu, sie hätte die preußische Monarchie gerettet. Leider war das eine schwere Täuschung, denn vor dem Dorfe kam der Kampf zum Stehen. Den Sturm auf das Dorf wagte Scharnhorst nicht, und seine Bataillone wären auch zu schwach dazu gewesen. —

Genau ebenso ging es bei der Division Wartensleben — ein vielversprechender Anfang und dann Stillstand.

Zunächst fehlte es auch hier an Kavallerie, weshalb der Herzog auch Scharnhorst keine geben konnte. Er suchte selbst mit Schmerzen danach. Endlich stieß der von ihm ausgeschickte Flügeladjutant Major von Jagow auf das Dragonerregiment Irwing, das erste von den Blücherschen Regimentern, das nach vorn gelangt war. Aber der greise Oberst war nicht zu bewegen, das Kommando zum Attackieren abzugeben, entweder konnte der gute alte Mann nicht mehr so schnell reiten, oder die Sache war ihm zu gefährlich. Auf die Bitte einiger Offiziere des Regiments(!) setzte sich Jagow selbst an die Spitze und kommandierte zur Attacke marsch, marsch! Der Stoß traf das 85. Regiment des Davoutschen Korps und hatte glänzenden Erfolg. „Le 85 ème allait être écrassé“ — sagte Davout in seinem Schlachtberichte. Es wurde zersprengt und ins Dorf zurückgeworfen. Nur einem Teile gelang es, Karree zu bilden, und daran scheiterte ein zweiter Angriff der Dragoner. Auch eine dritte Attacke, die von inzwischen eingetroffenen Kürassierschwadronen der Regimenter Bünting und Beeren unternommen wurde, hatte keinen Erfolg mehr.

Die Infanterie war indessen dicht an das Dorf herangerückt und wurde von dort aus mit heftigem Kartätschen- und Gewehrfeuer begrüßt. Mit Gewehrsalven gegen die Gartenmauern und Häuser war gar nichts auszurichten, das sah der Herzog wohl ein, auch erkannte er, daß man das Dorf haben müsse, es koste, was es wolle. Deshalb gab er den Befehl, Hassenhausen mit dem Bajonette zu erstürmen.

Das war das Vernünftigste, was er tun konnte, wenn auch viel Blut dabei vergossen werden mußte, es wurde dann doch wenigstens nicht vergebens vergossen. Der alte Welfe war eben doch noch ein ganz anderer Feldherr als Hohenlohe, der seine Truppen vor Vierzehnheiligen zwei Stunden lang den Feinden zu gefälligem Abschießen hinstellte.

Leider aber machte in diesem Augenblicke das Verhängnis seiner Feldherrntätigkeit ein Ende. Als er das Gesicht seitwärts wandte, um die Truppen zum Vorgehen anzufeuern, traf ihn ein Schuß in beide Augen. Er war tödlich verwundet. Aufrecht auf dem Pferde sitzend, links und rechts von einem Offizier gestützt, wurde er langsam hinter die Front geleitet.

Wo er die Todeswunde empfing, steht ein einfacher Obelisk (Abb. 77), den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar zu seinem Gedächtnis errichten ließ.

So hatte sich denn das Unheil von Saalfeld wiederholt. Wie dort der Kommandierende nicht da stand, wo er stehen mußte und einen heldenhaften aber nutzlosen Reitertod fand, so wurde vor Hassenhausen der Herzog von Braunschweig wie ein Major oder Rittmeister in der Front erschossen. Nur standen hier noch ganz andere Dinge auf dem Spiele als

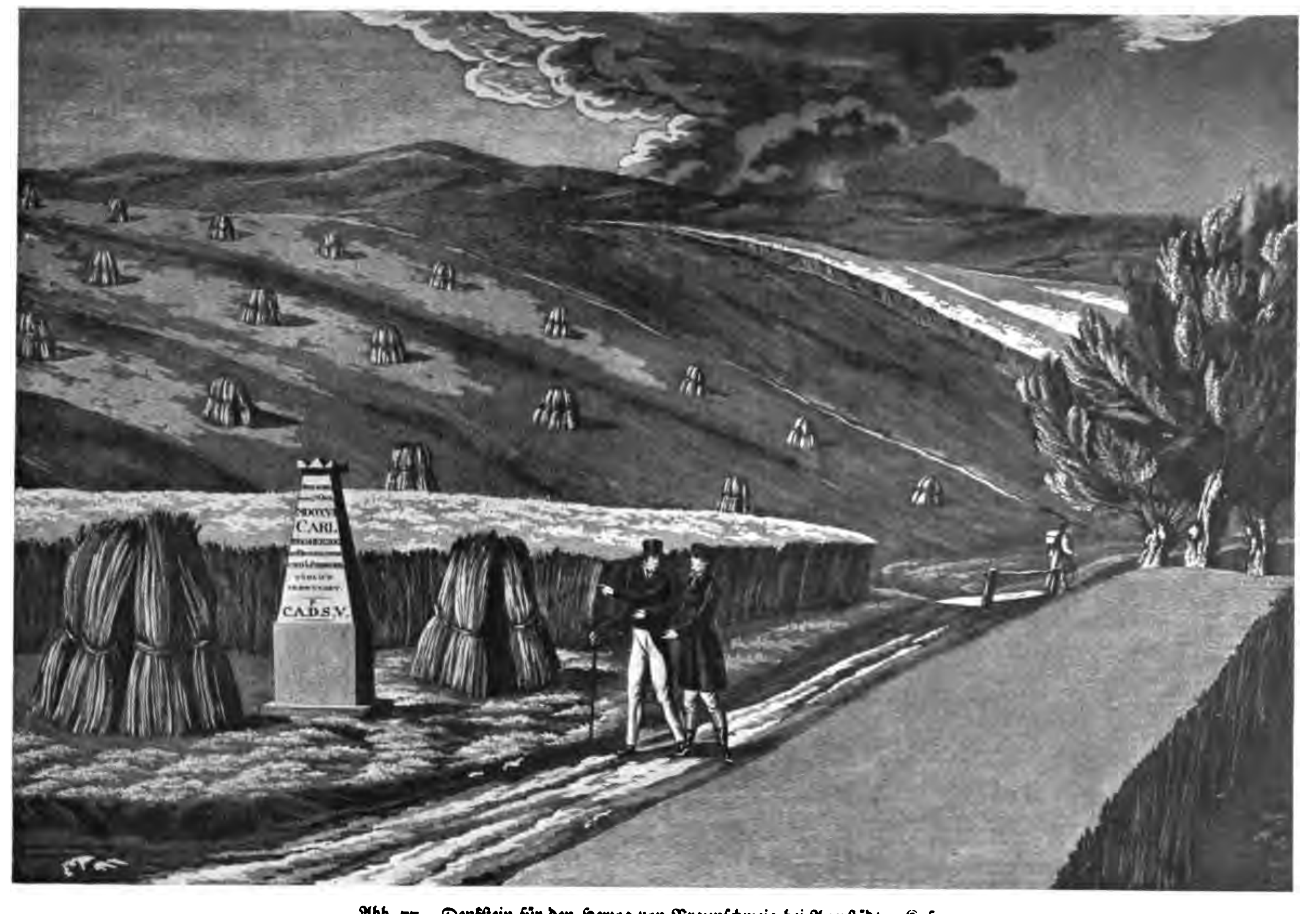


Abb. 77. Denkstein für den Herzog von Braunschweig bei Auerstädt. Kpfr.

bei Saalfeld. Denn wenn man nun noch siegen wollte, so mußte das aus Zufall geschehen. Jede höhere Leitung hörte mit dem Falle des Herzogs auf, jeder Führer tat, was er wollte. Von einem einheitlichen Plane war nicht die Rede mehr. Die Armee befand sich mitten in der Schlacht auf einmal ohne Führer. Denn der einzige, der die Zügel hätte in die Hand nehmen können und müssen, ließ sie am Boden schleifen. Was König Friedrich Wilhelm in der nächsten Stunde getan hat, ob er überhaupt etwas getan hat, läßt sich nicht feststellen. Den Oberbefehl hat er keinem andern übertragen, befahl aber offenbar auch selbst nichts.

Zu allem Unglück traf nun auch die letzte der drei französischen Abteilungen, die Division Morand, auf dem Schlachtfelde ein. Schon war Davouts Lage bei der Übermacht der Preußen eine recht prekäre geworden, nördlich hielt die Division Schmettau Hassenhausen umklammert, im Süden waren die feindlichen Grenadiere der Division Wartensleben sogar mit dem Bajonett schon ins Dorf eingedrungen. Nun wurden sie wieder hinausgeworfen und weitere Bajonettangriffe abgeschlagen.

Auch die preußische Kavallerie wendete das Blatt nicht mehr. Zwischen Hassenhausen und Rehehausen war eine ganze Masse Reiterei zusammengebracht worden, aber ohne einen gemeinsamen Kommandeur.

„Die Majors Rauch, Knesebeck, Kamptz und andere Generalstabsoffiziere waren bemüht, Einheit hineinzubringen, was ihnen aber nicht gelang.

Der Major Rauch hatte endlich einen älteren Generalleutnant von der Kavallerie gefunden, der ohne Kommando hinter der Front umherritt.

Seine Bitte, den Befehl zu übernehmen, wurde jedoch auf das bestimmteste abgelehnt, indem sich dieser General durch die Art und Weise, wie man ihn vor Beginn des Feldzuges behandelt hatte, zurückgesetzt und gekränkt fühlte und unumwunden erklärte, daß er keinen Beruf in sich fühle, das mindeste aus freien Stücken zu tun, da man seiner nicht benötigt zu sein schiene.

Ohne jede einheitliche Führung wurde nun diese hier versammelte Kavallerie schwadronweise von den verschiedensten Offizieren gegen die allmählich eintreffende Division Morand vorgeführt, und natürlich auch schwadronweise geschlagen.

Dem Prinzen Wilhelm wurde bei einer dieser Attacken vor der Front des I. Bataillons Blücher-Husaren das Pferd unter dem Leibe erschossen.

Nach und nach kam alles durcheinander und flutete durch Sonnendorf und dem Emsbach hinter Auerstädt zurück."

Und die Infanterie? Der erging es wie der unglücklichen Division Grawert bei Vierzehnheiligen. Sie standen vor Hassenhausen und schossen hinein, die Franzosen lagen darinnen und schossen aus sicherer gedeckter Stellung heraus. So wurden auch hier die Verluste mit der Zeit ungeheuer, und als die frischen Regimenter der Divisionen Oranien eintrafen, nützte ihr Eintreffen nichts mehr. Sie fanden eine völlig dezimierte Truppe vor, die gerade ins Wanken gekommen war, und sie selbst konnten auch nichts anderes tun, als vor dem Dorfe stehen bleiben und sich langsam, einer nach dem andern, von dem Feinde niederknallen lassen.

Das ging auch hier nur so lange, bis die Soldaten es nicht mehr aushielten, als lebende Scheiben im freien Felde zu stehen. Dann war mit einem Male ihr Mut vollkommen gebrochen, sie wandten sich zum Rückzuge. Gegen 1/23 Uhr nachmittag trat der Moment ein, und daß er erst so spät eintraf, ist das glänzendste Zeugnis für die Tapferkeit des gemeinen Mannes.

Ungefähr um dieselbe Zeit brach auch die Division Schmettau zusammen, bei der die Unterstützung von seiten der Division Oranien ebensowenig geholfen hatte, wie bei Wartensleben. Wenn man einen Bogen aus Holz längere Zeit anspannt, so verliert er nach einiger Zeit die Spannkraft, und will man dann einen Pfeil damit abschießen, so merkt man, daß es nicht mehr geht. So ist's auch mit einer Truppe. Sie hält es aus, im feindlichen Feuer zu stehen, ohne etwas auszurichten, hält es vielleicht sehr lange aus, aber dann kommt ein Augenblick, wo ihre Spannkraft zu Ende ist. Dann ist nichts mehr mit ihr zu machen.

Allmählich gingen die gelichteten Reihen der Preußen zurück. Der König sah das vom Eckartsberge aus. Dort stand die Reserve unter dem Grafen Kalckreuth. Ihre Stärke wird sehr verschieden angegeben, nach der höchsten Angabe betrug sie 16000 Mann, nach der niedrigsten 10—11000 Mann, und sicher standen bei ihr noch vier intakte Batterien. Damit konnte der König, wenn er wollte, die Schlacht erneuern. Aber er hielt die Franzosen bekanntlich für viel stärker, als sie wirklich waren, und wagte das nicht. Er sandte nur einige Truppenteile zur Deckung der weichenden Divisionen aus, damit deren Rückzug nicht in vollkommene Flucht ausarte.

Auf dem rechten Flügel der zurückgehenden Armee wurde das auch so ziemlich erreicht. Das Königs-Regiment, das von der Reserve dorthin abging, besetzte den westlichen Hügelabhang bei Rehehausen, und unter seinem Schutze konnte die geschlagene Division Wartensleben in leidlicher Ordnung nach Auerstädt zurückgehen. Auch wurde der nachdrängende Feind durch ein Gefecht abgelenkt, das sich zwischen ihm und vier Bataillonen der Brigade Oswald entspann und sich eine längere Zeit hinzog. Die preußischen Truppen standen auf dem Sonnenberge nördlich von Sulza. Morand ging gegen sie vor und vertrieb sie von da, aber weiter vermochte er nicht vorzurücken. Die preußischen Füsiliere und die weimarischen Schützen verteidigten mit viel Geschick und zäher Tapferkeit den Emsbach, hüben und drüben stand auch Artillerie und beschoß sich gegenseitig über den Talgrund hinweg. Erst dann gingen die Preußen zurück, als der Rückzug befohlen wurde.

Schlechter erging's auf dem linken Flügel. Auch hierher entsandte der König zur Deckung des Rückzugs mehrere Bataillone unter der Führung des Prinzen August. Der Feind stand schon in Poppel, also im Rücken der zurückflutenden Masse, und mußte erst daraus vertrieben werden. Das geschah durch einen Bajonettangriff, aber kurz darauf brachte der Feind das Dorf doch wieder in seine Gewalt und tat mit seinem Tirailleurfeuer den Truppen vielen Schaden. Immer von den Franzosen hart bedrängt, dabei in vollkommener Verwirrung, die ständig zunahm, zogen sich die geschlagenen Regimenter auf Auerstädt zurück. Dem Prinzen Heinrich wurde dabei das Pferd erschossen, er selbst verletzte sich schwer beim Sturze. Scharnhorst half ihm auf sein eigenes Tier und zog als

einer der Letzten, verwundet, wie ein gemeiner Soldat mit einer Muskete über der Schulter aus der verlorenen Schlacht.

Er traf in solcher Aufregung und Erschöpfung auf dem Eckartsberge bei der Reserve ein, daß ihn der König gleich nach Auerstädt schickte, damit er sich verbinden ließe. Ehe er wieder zurückkam, hatte der oberste Kriegsherr bereits den Befehl zum Rückzuge gegeben.

Blücher hatte ihn vergebens bestürmt, noch einmal mit der Kavallerie angreifen zu dürfen. Der König schlug es ab, und er hatte recht. Die sieben oder acht Schwadronen, die gerade verfügbar waren, konnten die Lage der Dinge schwerlich mehr ändern, und was die Kavallerie an dem Tage geleistet hatte, macht es vollkommen begreiflich, daß dem Könige das Vertrauen zu ihr geschwunden war. Man hätte dann mit der ganzen Reserve angreifen müssen, und daß man das nicht getan hat, erscheint uns ja heute unglaublich. Wir wissen, daß Davout allein war und auf eine Unterstützung nicht rechnen konnte. Allerdings hätte er sie haben können, denn Bernadotte stand ein paar Stunden davon in Dornburg, marschierte aber ruhig weiter nach Apolda und ließ sich durch alle Boten Davouts nicht irre machen. Ja, er kam nicht einmal, als ihm der bedrängte Marschall den Oberbefehl anbot, und selbst dann setzte er sich nicht in Bewegung, als er die fliehende preußische Armee mit eigenen Augen wahrnehmen konnte. Er hat offenbar den großen Erfolg des III. Korps aus Neid nicht noch vergrößern wollen und ließ Davout die Sache allein ausfechten.

Ebenso wissen wir, daß die Truppen, die bei Hassenhausen auf französischer Seite im Gefecht standen, längst nicht so stark waren, wie sie von den Preußen geschätzt wurden, daß sie außerdem am Nachmittage weit auseinanderstanden und tief erschöpft waren. Deshalb muß es uns heutzutage ganz unglaublich erscheinen, daß es der König nicht wagte, die letzte Kraft seines Heeres einzusetzen. Er aber wußte das alles nicht, war dabei weder ein großer, noch überhaupt ein Feldherr, und kühner Wagemut lag nicht im geringsten in seiner Natur.

So befahl er denn den Rückzug. Leider aber sagte er nicht, wohin. „Da aber irgend eine Anweisung von oberster Stelle doch hierüber gegeben werden mußte, so erlaubte sich der Hauptmann Tiedemann vom Generalstabe, den König hiernach zu fragen.

Da der König schwieg, schlug ihm der Hauptmann Tiedemann Artern als Rückzugspunkt vor.

Der König glaubte indessen, daß Artern wohl auch schon vom Feinde besetzt sein könnte.

Er gab infolgedessen den Befehl, auf Weimar zurückzugehen, um sich mit Hohenlohe und Rüchel am Ettersberge zu vereinigen und um am nächsten Tage die Schlacht zu erneuern."

Das muß ungefähr um dieselbe Zeit gewesen sein, als am Webichtholze bei Weimar die letzten Trümmer der Hohenloheschen Armee zersprengt wurden.

Der rechte Flügel ging in leidlicher Ordnung zurück, der linke wurde von den nachrückenden Feinden stark bedrängt, bei Reißdorf warfen die französischen Chasseurs noch vier preußische Bataillone über den Haufen und machten viele Gefangene. Die französische

Das ging auch hier nur so lange, bis die Soldaten es nicht mehr aushielten, als lebende Scheiben im freien Felde zu stehen. Dann war mit einem Male ihr Mut vollkommen gebrochen, sie wandten sich zum Rückzuge. Gegen 1/2 3 Uhr nachmittag trat der Moment ein, und daß er erst so spät eintraf, ist das glänzendste Zeugnis für die Tapferkeit des gemeinen Mannes.

Ungefähr um dieselbe Zeit brach auch die Division Schmettau zusammen, bei der die Unterstützung von seiten der Division Oranien ebensowenig geholfen hatte, wie bei Wartensleben. Wenn man einen Bogen aus Holz längere Zeit anspannt, so verliert er nach einiger Zeit die Spannkraft, und will man dann einen Pfeil damit abschießen, so merkt man, daß es nicht mehr geht. So ist's auch mit einer Truppe. Sie hält es aus, im feindlichen Feuer zu stehen, ohne etwas auszurichten, hält es vielleicht sehr lange aus, aber dann kommt ein Augenblick, wo ihre Spannkraft zu Ende ist. Dann ist nichts mehr mit ihr zu machen.

Allmählich gingen die gelichteten Reihen der Preußen zurück. Der König sah das vom Eckartsberge aus. Dort stand die Reserve unter dem Grafen Kalckreuth. Ihre Stärke wird sehr verschieden angegeben, nach der höchsten Angabe betrug sie 16000 Mann, nach der niedrigsten 10—11000 Mann, und sicher standen bei ihr noch vier intakte Batterien. Damit konnte der König, wenn er wollte, die Schlacht erneuern. Aber er hielt die Franzosen bekanntlich für viel stärker, als sie wirklich waren, und wagte das nicht. Er sandte nur einige Truppenteile zur Deckung der weichenden Divisionen aus, damit deren Rückzug nicht in vollkommene Flucht ausarte.

Auf dem rechten Flügel der zurückgehenden Armee wurde das auch so ziemlich erreicht. Das Königs-Regiment, das von der Reserve dorthin abging, besetzte den westlichen Hügelabhang bei Rehehausen, und unter seinem Schutze konnte die geschlagene Division Wartensleben in leidlicher Ordnung nach Auerstädt zurückgehen. Auch wurde der nachdrängende Feind durch ein Gefecht abgelenkt, das sich zwischen ihm und vier Bataillonen der Brigade Oswald entspann und sich eine längere Zeit hinzog. Die preußischen Truppen standen auf dem Sonnenberge nördlich von Sulza. Morand ging gegen sie vor und vertrieb sie von da, aber weiter vermochte er nicht vorzurücken. Die preußischen Füsiliere und die weimarischen Schützen verteidigten mit viel Geschick und zäher Tapferkeit den Emsbach, hüben und drüben stand auch Artillerie und beschoß sich gegenseitig über den Talgrund hinweg. Erst dann gingen die Preußen zurück, als der Rückzug befohlen wurde.

Schlechter erging's auf dem linken Flügel. Auch hierher entsandte der König zur Deckung des Rückzugs mehrere Bataillone unter der Führung des Prinzen August. Der Feind stand schon in Poppel, also im Rücken der zurückflutenden Masse, und mußte erst daraus vertrieben werden. Das geschah durch einen Bajonettangriff, aber kurz darauf brachte der Feind das Dorf doch wieder in seine Gewalt und tat mit seinem Tirailleurfeuer den Truppen vielen Schaden. Immer von den Franzosen hart bedrängt, dabei in vollkommener Verwirrung, die ständig zunahm, zogen sich [illegible] t Regimen[illegible] auf Auerstädt zurück. Dem Prinzen Heinrich wurde dabe[illegible] [illegible]ssen, er verletzte sich schwer beim Sturze. Scharnhorst half ihm [illegible] r un[illegible]

einer der Letzten, verwundet, wie ein gemeiner Soldat mit einer Muskete über der Schulter aus der verlorenen Schlacht.

Er traf in solcher Aufregung und Erschöpfung auf dem Eckartsberge bei der Reserve ein, daß ihn der König gleich nach Auerstädt schickte, damit er sich verbinden ließe. Ehe er wieder zurückkam, hatte der oberste Kriegsherr bereits den Befehl zum Rückzuge gegeben.

Blücher hatte ihn vergebens bestürmt, noch einmal mit der Kavallerie angreifen zu dürfen. Der König schlug es ab, und er hatte recht. Die sieben oder acht Schwadronen, die gerade verfügbar waren, konnten die Lage der Dinge schwerlich mehr ändern, und was die Kavallerie an dem Tage geleistet hatte, macht es vollkommen begreiflich, daß dem Könige das Vertrauen zu ihr geschwunden war. Man hätte dann mit der ganzen Reserve angreifen müssen, und daß man das nicht getan hat, erscheint uns ja heute unglaublich. Wir wissen, daß Davout allein war und auf eine Unterstützung nicht rechnen konnte. Allerdings hätte er sie haben können, denn Bernadotte stand ein paar Stunden davon in Dornburg, marschierte aber ruhig weiter nach Apolda und ließ sich durch alle Boten Davouts nicht irre machen. Ja, er kam nicht einmal, als ihm der bedrängte Marschall den Oberbefehl anbot, und selbst dann setzte er sich nicht in Bewegung, als er die fliehende preußische Armee mit eigenen Augen wahrnehmen konnte. Er hat offenbar den großen Erfolg des III. Korps aus Neid nicht noch vergrößern wollen und ließ Davout die Sache allein ausfechten.

Ebenso wissen wir, daß die Truppen, die bei Hassenhausen auf französischer Seite im Gefecht standen, längst nicht so stark waren, wie sie von den Preußen geschätzt wurden, daß sie außerdem am Nachmittage weit auseinanderstanden und tief erschöpft waren. Deshalb muß es uns heutzutage ganz unglaublich erscheinen, daß es der König nicht wagte, die letzte Kraft seines Heeres einzusetzen. Er aber wußte das alles nicht, war dabei weder ein großer, noch überhaupt ein Feldherr, und kühner Wagemut lag nicht im geringsten in seiner Natur.

So befahl er denn den Rückzug. Leider aber sagte er nicht, wohin. „Da aber irgend eine Anweisung von oberster Stelle doch hierüber gegeben werden mußte, so erlaubte sich der Hauptmann Tiedemann vom Generalstabe, den König hiernach zu fragen.

Da der König schwieg, schlug ihm der Hauptmann Tiedemann Artern als Rückzugspunkt vor.

Der König glaubte indessen, daß Artern wohl auch schon vom Feinde besetzt sein könnte. Er gab infolgedessen den Befehl, auf Weimar zurückzugehen, um sich mit Hohenlohe und Rüchel am Ettersberge zu vereinigen und um am nächsten Tage die Schlacht zu erneuern."

Das muß ungefähr um dieselbe Zeit gewesen sein, als am Webichtholze bei Weimar die letzten Trümmer der Hohenloheschen Armee zersprengt wurden.

Der rechte Flügel ging in leidlicher Ordnung zurück, der linke wurde von den nach-
…inden stark bedrängt, bei Reißdorf warfen die französischen Chasseurs noch
…e Bataillone über den Haufen und machten viele Gefangene. Die französische



Das ging auch hier nur so lange, bis die Soldaten es nicht mehr aushielten, als lebende Scheiben im freien Felde zu stehen. Dann war mit einem Male ihr Mut vollkommen gebrochen, sie wandten sich zum Rückzuge. Gegen 1/2 3 Uhr nachmittag trat der Moment ein, und daß er erst so spät eintraf, ist das glänzendste Zeugnis für die Tapferkeit des gemeinen Mannes.

Ungefähr um dieselbe Zeit brach auch die Division Schmettau zusammen, bei der die Unterstützung von seiten der Division Oranien ebensowenig geholfen hatte, wie bei Wartensleben. Wenn man einen Bogen aus Holz längere Zeit anspannt, so verliert er nach einiger Zeit die Spannkraft, und will man dann einen Pfeil damit abschießen, so merkt man, daß es nicht mehr geht. So ist's auch mit einer Truppe. Sie hält es aus, im feindlichen Feuer zu stehen, ohne etwas auszurichten, hält es vielleicht sehr lange aus, aber dann kommt ein Augenblick, wo ihre Spannkraft zu Ende ist. Dann ist nichts mehr mit ihr zu machen.

Allmählich gingen die gelichteten Reihen der Preußen zurück. Der König sah das vom Eckartsberge aus. Dort stand die Reserve unter dem Grafen Kalckreuth. Ihre Stärke wird sehr verschieden angegeben, nach der höchsten Angabe betrug sie 16000 Mann, nach der niedrigsten 10—11000 Mann, und sicher standen bei ihr noch vier intakte Batterien. Damit konnte der König, wenn er wollte, die Schlacht erneuern. Aber er hielt die Franzosen bekanntlich für viel stärker, als sie wirklich waren, und wagte das nicht. Er sandte nur einige Truppenteile zur Deckung der weichenden Divisionen aus, damit deren Rückzug nicht in vollkommene Flucht ausarte.

Auf dem rechten Flügel der zurückgehenden Armee wurde das auch so ziemlich erreicht. Das Königs-Regiment, das von der Reserve dorthin abging, besetzte den westlichen Hügelabhang bei Rehehausen, und unter seinem Schutze konnte die geschlagene Division Wartensleben in leidlicher Ordnung nach Auerstädt zurückgehen. Auch wurde der nachdrängende Feind durch ein Gefecht abgelenkt, das sich zwischen ihm und vier Bataillonen der Brigade Oswald entspann und sich eine längere Zeit hinzog. Die preußischen Truppen standen auf dem Sonnenberge nördlich von Sulza. Morand ging gegen sie vor und vertrieb sie von da, aber weiter vermochte er nicht vorzurücken. Die preußischen Füsiliere und die weimarischen Schützen verteidigten mit viel Geschick und zäher Tapferkeit den Emsbach, hüben und drüben stand auch Artillerie und beschoß sich gegenseitig über den Talgrund hinweg. Erst dann gingen die Preußen zurück, als der Rückzug befohlen wurde.

Schlechter erging's auf dem linken Flügel. Auch hierher entsandte der König zur Deckung des Rückzugs mehrere Bataillone unter der Führung des Prinzen August. Der Feind stand schon in Poppel, also im Rücken der zurückflutenden Masse, und mußte erst daraus vertrieben werden. Das geschah durch einen Bajonettangriff, aber kurz darauf brachte der Feind das Dorf doch wieder in seine Gewalt und tat mit seinem Tirailleurfeuer den Truppen vielen Schaden. Immer von den Franzosen hart bedrängt, dabei in vollkommener Verwirrung, die ständig zunahm, zogen sich die geschlagenen Regimenter auf Auerstädt zurück. Dem Prinzen Heinrich wurde dabei das Pferd erschossen, er selbst verletzte sich schwer beim Sturze. Scharnhorst half ihm auf sein eigenes Tier und zog als

einer der Letzten, verwundet, wie ein gemeiner Soldat mit einer Muskete über der Schulter aus der verlorenen Schlacht.

Er traf in solcher Aufregung und Erschöpfung auf dem Eckartsberge bei der Reserve ein, daß ihn der König gleich nach Auerstädt schickte, damit er sich verbinden ließe. Ehe er wieder zurückkam, hatte der oberste Kriegsherr bereits den Befehl zum Rückzuge gegeben.

Blücher hatte ihn vergebens bestürmt, noch einmal mit der Kavallerie angreifen zu dürfen. Der König schlug es ab, und er hatte recht. Die sieben oder acht Schwadronen, die gerade verfügbar waren, konnten die Lage der Dinge schwerlich mehr ändern, und was die Kavallerie an dem Tage geleistet hatte, macht es vollkommen begreiflich, daß dem Könige das Vertrauen zu ihr geschwunden war. Man hätte dann mit der ganzen Reserve angreifen müssen, und daß man das nicht getan hat, erscheint uns ja heute unglaublich. Wir wissen, daß Davout allein war und auf eine Unterstützung nicht rechnen konnte. Allerdings hätte er sie haben können, denn Bernadotte stand ein paar Stunden davon in Dornburg, marschierte aber ruhig weiter nach Apolda und ließ sich durch alle Boten Davouts nicht irre machen. Ja, er kam nicht einmal, als ihm der bedrängte Marschall den Oberbefehl anbot, und selbst dann setzte er sich nicht in Bewegung, als er die fliehende preußische Armee mit eigenen Augen wahrnehmen konnte. Er hat offenbar den großen Erfolg des III. Korps aus Neid nicht noch vergrößern wollen und ließ Davout die Sache allein ausfechten.

Ebenso wissen wir, daß die Truppen, die bei Hassenhausen auf französischer Seite im Gefecht standen, längst nicht so stark waren, wie sie von den Preußen geschätzt wurden, daß sie außerdem am Nachmittage weit auseinanderstanden und tief erschöpft waren. Deshalb muß es uns heutzutage ganz unglaublich erscheinen, daß es der König nicht wagte, die letzte Kraft seines Heeres einzusetzen. Er aber wußte das alles nicht, war dabei weder ein großer, noch überhaupt ein Feldherr, und kühner Wagemut lag nicht im geringsten in seiner Natur.

So befahl er denn den Rückzug. Leider aber sagte er nicht, wohin. „Da aber irgend eine Anweisung von oberster Stelle doch hierüber gegeben werden mußte, so erlaubte sich der Hauptmann Tiedemann vom Generalstabe, den König hiernach zu fragen.

Da der König schwieg, schlug ihm der Hauptmann Tiedemann Artern als Rückzugspunkt vor.

Der König glaubte indessen, daß Artern wohl auch schon vom Feinde besetzt sein könnte. Er gab infolgedessen den Befehl, auf Weimar zurückzugehen, um sich mit Hohenlohe und Rüchel am Ettersberge zu vereinigen und um am nächsten Tage die Schlacht zu erneuern."

Das muß ungefähr um dieselbe Zeit gewesen sein, als am Webichtholze bei Weimar die letzten Trümmer der Hohenloheschen Armee zersprengt wurden.

Der rechte Flügel ging in leidlicher Ordnung zurück, der linke wurde von den nachrückenden Feinden stark bedrängt, bei Reißdorf warfen die französischen Chasseurs noch vier preußische Bataillone über den Haufen und machten viele Gefangene. Die französische

Infanterie war indessen viel zu erschöpft, als daß sie eine ernste Verfolgung hätte aufnehmen können. Dagegen verfolgte die Kavallerie-Brigade Vialannes die abziehenden Preußen bis Buttstädt.

Solange es Tag war, ging bei dem flüchtigen Heere noch nicht alle Ordnung verloren. Als aber die Dunkelheit hereinbrach, wurde die Auflösung allgemein, und als man nun vollends mit der gänzlich geschlagenen Armee Hohenlohes zusammentraf, wurde der Rückzug zur wilden Flucht. Nach allen Seiten gingen die Heeresteile in der Nacht auseinander. Manche kamen in Erfurt an, andere flüchteten auf Magdeburg zu, der Hauptstrom scheint sich in der Richtung nach Sömmerda bewegt zu haben.

Dahin kam auch der König am Morgen des 15. Oktobers, nachdem er die ganze Nacht, begleitet von Blücher und einer Reiterabteilung umhergeirrt war. Bei Apolda war er in die Nähe des Bernadotteschen Korps geraten und war mehrmals in Gefahr gewesen, vom Feinde gefangen zu werden. Er hatte wirklich nicht so unrecht, wenn er, in Sömmerda angekommen, zu seinem Begleiter sagte: „Blücher, wir können einander Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind."

Der Herzog von Braunschweig war indessen auf einen Wagen gelegt und nachdem er schon in Auerstädt notdürftig verbunden worden war, nach Buttstädt und von da nach Cölleda und Sangerhausen gebracht. Der Bauer Krippendorf aus Auerstädt, der dabei als Wegführer dienen mußte, hat seine Flucht bis hierher sehr anschaulich beschrieben. Dann begab sich der Herzog nach seiner Residenz Braunschweig, mußte aber auch von dort wieder fliehen, da Napoleon ihn nicht als Souverän, sondern als kriegsgefangenen preußischen General behandeln wollte, wenn er in seine Gewalt fiele. Er wurde nach Ottensen bei Hamburg gebracht, wo er seiner Wunde erlag. Dort ist er auch bestattet worden.

Auf so jammervolle Weise endete der Mann, der wenige Wochen vorher noch für einen der größten Feldherrn Europas gehalten wurde, und der in Wahrheit ein ehrenhafter, tapferer Soldat, ein vornehmer Mensch und ein tüchtiger Regent seines Landes gewesen ist, der aber auch ganz ohne Frage die Hauptschuld an der elenden Heeresleitung trug. Denn wer eine Verantwortung übernimmt, der muß sie tragen, das ist eine so einfache Logik, daß dagegen nicht aufzukommen ist. Man kann ihn nicht damit entschuldigen, daß er nicht gewagt habe, gegen den Willen des Königs und ohne den obersten Kriegsherrn zu fragen, seine Entschlüsse zu fassen. Das mußte er eben können, und wenn ihn der König bei der Armee genierte, so mußte er ihn entweder bitten, wegzugehen oder er mußte das Oberkommando in die höchste Hand zurückgeben.

Trotzdem war seine tötliche Verwundung gerade in dem Augenblicke, wo sie geschah, ein wirkliches Unglück für Preußen. Denn wenn auch durch seine elende, unentschlossene Führung schon der Feldzug so unglücklich wie möglich eingeleitet worden war, bei Auerstädt wenigstens war noch ein Sieg möglich, wenn er die Führung behalten hätte. Da mit einem Male alle obere Leitung aufhörte, da keiner der Unterführer eine Übersicht über die Schlacht hatte und haben konnte, da endlich keiner die nötige Autorität besaß, so konnte die große Übermacht, die auf preußischer Seite vorhanden war, nicht wirkungsvoll ver-

wendet werden. Der eine Teil der Reserven wurde nicht zeitig genug, der andere überhaupt nicht eingesetzt, und den Angriff auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, das Dorf Hassenhausen, gerade in dem Momente gelähmt, als er die beste Aussicht auf Erfolg hatte. Wesentlich dadurch wurde die Schlacht verloren, daneben noch durch die unerhörte Verzettelung der Reiterei.

Was diese Waffe auf preußischer Seite bei Auerstädt nicht geleistet hat, ist wahrhaft unglaublich. Es waren bei der Hauptarmee, wie gesagt, 80 Schwadronen, Davout hatte neun. Aber erst macht Blücher den Husarenstreich, mit acht Schwadronen gegen starke, intakte Infanteriekarrees anzureiten und holt sich dabei natürlich eine furchtbare Abfuhr. Dann wiederholte sich das vor Hassenhausen noch so und so oft, weil sich kein Führer findet, der die große Masse einheitlich gegen den Feind dirigiert. Sehr richtig sagt deshalb Bruno von Treuenfeld: „Man denke sich einen Seydlitz an der Spitze dieser 80 Schwadronen gedeckt hinter den Dörfern Benndorf, Zäckwar und Spielberg weg trabend, die daliegen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke aufgebaut wären, dann auf dem Raume zwischen Spielberg und Punschrau einschwenkend, der im buchstäblichen Sinne des Wortes so eben ist, wie eine Tenne, und die Franzosen in der Flanke attackierend. In der Saale würden sie sich wiedergefunden haben."

Nun hatte man freilich, wenn auch nicht einen Seydlitz, so doch einen Blücher bei der Armee. Aber er stand an untergeordneter Stelle und mußte überdies auch noch lernen,



Abb. 78. Die Fahnenjunker von Kleist und von Platen während dem Gefecht bei Halle am 17. Oktober 1806. Koloriertes Kpfr.
„Ehe der Feind die Fahne haben soll, stürzen wir uns lieber in die Saale."

Infanterie war indessen viel zu erschöpft, als daß sie eine ernste Verfolgung hätte aufnehmen können. Dagegen verfolgte die Kavallerie-Brigade Vialannes die abziehenden Preußen bis Buttstädt.

Solange es Tag war, ging bei dem flüchtigen Heere noch nicht alle Ordnung verloren. Als aber die Dunkelheit hereinbrach, wurde die Auflösung allgemein, und als man nun vollends mit der gänzlich geschlagenen Armee Hohenlohes zusammentraf, wurde der Rückzug zur wilden Flucht. Nach allen Seiten gingen die Heeresteile in der Nacht auseinander. Manche kamen in Erfurt an, andere flüchteten auf Magdeburg zu, der Hauptstrom scheint sich in der Richtung nach Sömmerda bewegt zu haben.

Dahin kam auch der König am Morgen des 15. Oktobers, nachdem er die ganze Nacht, begleitet von Blücher und einer Reiterabteilung umhergeirrt war. Bei Apolda war er in die Nähe des Bernadotteschen Korps geraten und war mehrmals in Gefahr gewesen, vom Feinde gefangen zu werden. Er hatte wirklich nicht so unrecht, wenn er, in Sömmerda angekommen, zu seinem Begleiter sagte: „Blücher, wir können einander Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind."

Der Herzog von Braunschweig war indessen auf einen Wagen gelegt und nachdem er schon in Auerstädt notdürftig verbunden worden war, nach Buttstädt und von da nach Cölleda und Sangerhausen gebracht. Der Bauer Krippendorf aus Auerstädt, der dabei als Wegführer dienen mußte, hat seine Flucht bis hierher sehr anschaulich beschrieben. Dann begab sich der Herzog nach seiner Residenz Braunschweig, mußte aber auch von dort wieder fliehen, da Napoleon ihn nicht als Souverän, sondern als kriegsgefangenen preußischen General behandeln wollte, wenn er in seine Gewalt fiele. Er wurde nach Ottensen bei Hamburg gebracht, wo er seiner Wunde erlag. Dort ist er auch bestattet worden.

Auf so jammervolle Weise endete der Mann, der wenige Wochen vorher noch für einen der größten Feldherrn Europas gehalten wurde, und der in Wahrheit ein ehrenhafter, tapferer Soldat, ein vornehmer Mensch und ein tüchtiger Regent seines Landes gewesen ist, der aber auch ganz ohne Frage die Hauptschuld an der elenden Heeresleitung trug. Denn wer eine Verantwortung übernimmt, der muß sie tragen, das ist eine so einfache Logik, daß dagegen nicht aufzukommen ist. Man kann ihn nicht damit entschuldigen, daß er nicht gewagt habe, gegen den Willen des Königs und ohne den obersten Kriegsherrn zu fragen, seine Entschlüsse zu fassen. Das mußte er eben können, und wenn ihn der König bei der Armee genierte, so mußte er ihn entweder bitten, wegzugehen oder er mußte das Oberkommando in die höchste Hand zurückgeben.

Trotzdem war seine tötliche Verwundung gerade in dem Augenblicke, wo sie geschah, ein wirkliches Unglück für Preußen. Denn wenn auch durch seine elende, unentschlossene Führung schon der Feldzug so unglücklich wie möglich eingeleitet worden war, bei Auerstädt wenigstens war noch ein Sieg möglich, wenn er die Führung behalten hätte. Da mit einem Male alle obere Leitung aufhörte, da keiner der Unterführer eine Übersicht über die Schlacht hatte und haben konnte, da endlich keiner die nötige Autorität besaß, so konnte die große Übermacht, die auf preußischer Seite vorhanden war, nicht wirkungsvoll ver-

Gedicht
über den
jetzigen Krieg 1807
und
Abschilderung der vielen blutigen Schlachten bey Jena, Lübeck und in der Gegend von Warschau.

(In einem Liede von 44 Versen verfaßt.)

Erlangen, gedruckt bey J. A. Hilpert.

Mel. Guter Mond, du gehst so stille ꝛc. oder: Alles kommt zu seinem Ende ꝛc.

Alles steht in Gottes Händen,
Alles liegt an seiner Macht;
Er ist's, der der Welt Regenten
Giebt und durch sie Friede macht.
Kron und Scepter sind ihm eigen,
Er nur thut, was ihm gefällt.
Monarchien müssen steigen,
Wenn die andere sinkt und fällt.

2. Ach, ihr edlen Friedens=Zeiten,
O, wie schnell seyd ihr vorbey;
Man hört nichts auf allen Seiten,
Als nur Krieg und Kriegs=Geschrey.
Handwerk und Gewerbe liegen,
Künste und der Handlungsstand;
Welcher sonst emporgestiegen,
Liegt und stockt im ganzen Land.

3. Ach, was hat seit sechzehn Jahren,
Da der blutige Krieg gieng an;
Manches Land und Stadt erfahren,
Nebst viel tausend Unterthan.
Bis nach vielen Blutvergießen
Die groß' Schlacht bey Ulm vorgieng,
Wo der Feind mit schnellen Füßen
Kam ins Oestreich bis nach Wien.

4. Was hat Oestreich nicht erfahren,
Durch des Frankreichs starke Macht,
Kurz erst vor fünf Vierteljahren,
Bey der dreyen Kaisers Schlacht.
Frankreichs, Oestreichs, Rußlands Kaiser,
Kam mit groß und klein Geschütz,
Wo viel Leut nebst Dorf und Häuser,
Gieng zu Grund bey Austerlitz.

5. Durch wie viele große Siege,
Viel Eroberungen und Schlacht,
Hat sich Frankreich in dem Kriege
Nicht bisher berühmt gemacht.
Durch Napoleon des Großen
Tapferkeit, Verstand und Witz,
Bis der Friede wurd geschlossen
Nach der Schlacht bey Austerlitz.

6. Kein Jahrhundert kann aufweisen,
Was Napoleon gethan,
Als mit Rußland und dem Preussen
Gieng der Krieg aufs neue an.
Wie er mächtig angewachsen,
In zwey Monat bis Berlin,
Durch ganz Schlesien und Sachsen,
Kam sogar nach Polen hin.

7. Die erste Schlacht bey Jena dorten,
Wo das groß Haupt=Treffen war,
Stellt in Sachsen an viel Orten
Uns manch blut'ges Schauspiel dar.
Wer kann ohn' Entsetzen lesen,
Das Gemetzel und den Mord,
Der in Lübeck ist gewesen,
Als die Preussen flohen fort?

8. Breslau wurd sehr hart blockiret,
Weil der Preuß hielt Widerstand;
Bis der Feind es bombardiret
Und die Vorstädt weggebrandt.
Selbst die Stadt brandt an viel Orten
Durch die Bomben rings herum,
Daß zwey hundert Bürger dorten
Schmählich dabey kamen um.

genau so wie Scharnhorst. Der alte General hielt die Soldaten Napoleons für dasselbe zuchtlose Gesindel, das in den Revolutionskriegen der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vor seinen roten Husaren überall davongelaufen war. —

Alles in allem haftet der Niederlage bei Auerstädt etwas Peinlich-Beschämendes an, wie überall, wo ein ungelenker Großer einem behenden Kleinen unterliegt. Man war geflohen, obwohl man noch gar nicht besiegt war, man hatte den Sieg aus der Hand gegeben, obwohl noch starke, unberührte Kräfte zur Verfügung standen. Dabei hatte das preußische Heer auch hier enorme Verluste. Mehr als ein Drittel war tot, verwundet oder gefangen. Freilich auch Davouts Korps hatte mehr als ein Drittel verloren — aber er hatte gesiegt. Der Rückzug in der Nacht, das Zusammentreffen mit den Geschlagenen von Jena lösten die Armee auf.

So gab es diesseits der Elbe nur noch Heerestrümmer und einzelne kleine Korps, wie das des Herzogs von Weimar und das des Herzogs von Württemberg. Karl August von Weimar führte seine Truppen über die Elbe, erbat und erhielt die Entlassung aus preußischen Diensten, kehrte in seine Residenz zurück und trat in den Rheinbund. Allerdings wurde er ein Rheinbundsfürst, von dem Napoleon später zu einem der weimarischen Räte mit Recht sagen konnte: „Ich weiß, daß Ihr Herzog nie aufgehört hat, mein Feind zu sein."

Der Herzog von Württemberg wurde mit seinem Reservekorps am 17. Oktober bei Halle gänzlich geschlagen, obwohl die Truppen sich wacker hielten und einzelne Offiziere einen wahrhaft heroischen Mut an den Tag legten. Die Fahnenjunker von Kleist und von Platen stürzten sich lieber mit der Fahne in die Saale und fanden dort den Tod, als daß sie die teuren Feldzeichen in die Hände des Feindes fallen ließen (Abb. 78). Doch konnte alle Tapferkeit des einzelnen die völlige Zersprengung der preußischen Reservearmee nicht abwenden.

Aber nicht nur die unmittelbaren militärischen Folgen der Doppelschlacht, sondern auch ihre moralischen Folgen sollten so ungeheuerliche und überraschende sein, daß der übermütige Sieger schon zehn Tage später an einen seiner Brüder schreiben konnte: „J'ai écrasé la Monarchie Prussienne."

Ja, wenigstens die Monarchie Friedrichs des Großen, das *alte* Preußen hatte bei Jena und Auerstädt den Todesstreich empfangen.

Gedicht
über den
jetzigen Krieg 1807
und
Abschilderung der vielen blutigen Schlachten bey Jena, Lübeck und in der Gegend von Warschau.

(In einem Liede von 44 Versen verfaßt.)

Erlangen, gedruckt bey J. A. Hilpert.

Mel. Guter Mond, du gehst so stille ꝛc. oder: Alles kommt zu seinem Ende ꝛc.

Alles steht in Gottes Händen,
Alles liegt an seiner Macht;
Er ist's, der der Welt Regenten
Giebt und durch sie Friede macht.
Kron und Scepter sind ihm eigen,
Er nur thut, was ihm gefällt.
Monarchien müssen steigen,
Wenn die andere sinkt und fällt.

2. Ach, ihr edlen Friedens-Zeiten,
O, wie schnell seyd ihr vorbey;
Man hört nichts auf allen Seiten,
Als nur Krieg und Kriegs-Geschrey.
Handwerk und Gewerbe liegen,
Künste und der Handlungsstand;
Welcher sonst emporgestiegen,
Liegt und stockt im ganzen Land.

3. Ach, was hat seit sechzehn Jahren,
Da der blutige Krieg gieng an;
Manches Land und Stadt erfahren,
Nebst viel tausend Unterthan.
Bis nach vielen Blutvergießen
Die groß' Schlacht bey Ulm vorgieng,
Wo der Feind mit schnellen Füßen
Kam ins Oestreich bis nach Wien.

4. Was hat Oestreich nicht erfahren,
Durch des Frankreichs starke Macht,
Kurz erst vor fünf Vierteljahren,
Bey der dreyen Kaisers Schlacht.
Frankreichs, Oestreichs, Rußlands Kaiser,
Kam mit groß und klein Geschütz,
Wo viel Leut nebst Dorf und Häuser,
Gieng zu Grund bey Austerlitz.

5. Durch wie viele große Siege,
Viel Eroberungen und Schlacht,
Hat sich Frankreich in dem Kriege
Nicht bisher berühmt gemacht.
Durch Napoleon des Großen
Tapferkeit, Verstand und Witz,
Bis der Friede wurd geschlossen
Nach der Schlacht bey Austerlitz.

6. Kein Jahrhundert kann aufweisen,
Was Napoleon gethan,
Als mit Rußland und dem Preussen
Gieng der Krieg aufs neue an.
Wie er mächtig angewachsen,
In zwey Monat bis Berlin,
Durch ganz Schlesien und Sachsen,
Kam sogar nach Polen hin.

7. Die erste Schlacht bey Jena dorten,
Wo das groß Haupt-Treffen war,
Stellt in Sachsen an viel Orten
Uns manch blut'ges Schauspiel dar.
Wer kann ohn' Entsetzen lesen,
Das Gemezel und den Mord,
Der in Lübeck ist gewesen,
Als die Preussen flohen fort?

8. Breslau wurd sehr hart blockiret,
Weil der Preuß hielt Widerstand;
Bis der Feind es bombardiret
Und die Vorstädt weggebrandt.
Selbst die Stadt brandt an viel Orten
Durch die Bomben rings herum,
Daß zwey hundert Bürger dorten
Schmählich dabey kamen um.

9. Wer kann ohne Furcht und Grauen
Lesen, wie bey Warschau dort
Kinder, Greise, Mann und Frauen
Grausam wurden hingemord't?
Wie mit Jammer, Angst und Schrecken
Durch der Russen eigne Hand,
Viele Dörfer und Marktflecken
Gänzlich wurden abgebrannt.

10. Gott, wir können es nicht wissen
Was auch noch trift unser Land,
Da dies große Blutvergießen
Gott von uns hat abgewandt.
Denn der Krieg hat noch kein Ende,
Schütze, o Gott, unsere Leut;
Schütz durch deine Allmachtshände
Bayern, Ansbach und Bayreuth.

11. Krieger hört in Blut man wimmern
Auf dem kalten Schlachtfeld draus,
Eltern halb zu todt sich kümmern,
Dessen Söhne kurz vom Haus
Unerfahren fort gezogen
Zu den großen Kriegeshauf.
Ach, mein Stab ist jetzt zerbrochen,
Seufzen sie zum Himmel auf.

12. Da ist nichts als Laufen, Rennen,
Wenn ein Krieg dem Lande droht;
Da ist nichts als Scheiden, Trennen,
Lebe wohl — behüt dich Gott! —
Doch, ein freudiges Empfinden,
Große Freude findet Statt,
Wenn sie sich einst wieder finden,
Wenn der Krieg ein Ende hat.

13. Wenn der Vater und die Mutter
Ihren Sohn bewillkommt laut;
Schwestern finden ihren Bruder,
Und der Jüngling seine Braut.
Wenn sie aus entlegenen Wüsten,
Sind im Vaterlande bald;
Wenn der Säugling, an den Brüsten,
Vater — froh entgegen lallt.

14. Ach! wie manches durch die Ehe
Treu und höchst beglückte Paar,
Mußt mit Jammer, Angst und Wehe
Trennen sich im vor'gen Jahr.
Jüngling', die der Braut geschworen,
Liegen jetzt im Grabe schon,
Manch's Weib hat den Mann verloren,
Mancher Vater seinen Sohn.

15. Ach, wie weint jetzt manche Mutter,
Die den einz'gen Sohn büßt ein;
Schwestern hört man um den Bruder,
Kinder um den Vater schrey'n:
Meine Stütze ist verloren,
Meine Krone fällt dahin;
Gott, warum bin ich geboren!
Da ich so verlassen bin.

16. Mancher, der sonst viele Güter,
Geld und Ansehn hat gehabt,
Wandelt traurig hin und wieder.
Er, der manchen hat begabt,
Sucht jetzt selber ein Almosen,
Das er nur ganz sparsam find't;
Ist vom Vaterland verstoßen
Und getrennt von Weib und Kind.

17. Selbst viel Krieger irr jetzt laufen,
Finden kein bestimmten Ort.
Tode sieht man ganze Haufen
Führen aus dem Schlachtfeld fort.
Tausende im Lazarethe,
Die sehr hart verwundet seyn,
Seufzen auf dem Sterbebette,
Unter Angst und Todespein.

18. Dunkel ist es — wenn auch scheinet
Uns die Sonn' im hellsten Licht;
Weil jetzt mancher trostlos weinet
Und sein Herz vor Kummer bricht.
Auch die treusten Unterthanen
Sind von ihrem Herrn getrennt,
Und viel Krieger nebst den Fahnen
Sind jetzt in der Feinde Händ.

19. Ach, wie ändern sich die Zeiten;
Gott, wer hätte dies gedacht!
Auch die Großen müssen leiden,
Die sonst hatten große Macht —
Viele thut der Krieg jetzt drücken,
Alles ist voll Traurigkeit;
Drum lernt in die Zeit euch schicken:
Denn es ist jetzt böse Zeit.

20. Thronen wanken — Kronen zittern —
Länder — Königreich — sogar.
Feinde, die sich stark erbittern,
Drohen uns mit Kriegsgefahr.
Große Könige und Kaiser,
Streiten mit viel Muth anjetzt;
Manche hohe Fürstenhäuser
Sind schon längst herabgesetzt.

21. Und hingegen kann man's sagen:
Gott hat's wunderbar geschickt,
Daß jetzt Fürsten Kronen tragen,
Die ihr hohes Haupt jetzt schmückt.
Fürsten werden jetzt zu König,
Und durch Sieg wird mancher jetzt,
Der zuvor gewesen wenig,
Hoch zu Ehren angesetzt.

22. Glänzend sind dein Nam' und Thronen
Großer Kaiser Napoleon;
Du nimmst Kronen und giebst Kronen,
Wie ein halber Götter-Sohn.
Selbst die Nachwelt wird noch müssen
Lange Zeit anstaunen dich;
Dich noch lang bewundern müssen,
Wie den großen Friedrich.

23. Das Ansbacher und Bayreuther
Fürstenthum und schöne Land,
Kam zwar, da der Krieg gieng weiter,
Ganz in eine andere Hand.
Es ist, wie wir alle wissen,
Seit der Krieger Macht dort rauscht,
Ganz zertrümmert, ganz zerrissen,
Theils erobert, theils vertauscht.

24. Doch, wir woll'n der Vorsicht trauen,
Hoffen dennoch stets das Best;
Wollen nie auf Fürsten bauen,
Die das Glück oft schnell verläßt.
Nur die Zukunft wird uns lehren
Und dem ganz Bayreuther Land,
Welchen Herren wir angehören
Und wen Gott uns zuerkannt.

25. Ach, der Hirt, der seinen Heerden
Schutz und Beystand sollte seyn,
Mußt uns schnell entrissen werden,
Läßt uns, seine Schaaf, allein;
Weil der Hirte ist geschlagen,
Hat die Heerde sich zerstreut,
Die er kurz, vor Jahr und Tagen,
Hat geführt auf grüner Haid.

26. Krieger, die sich Ruhm erfochten,
Die kein Feind nicht machte scheu,
Die gethan, was sie vermochten,
Und dem König blieben treu;
Die sich thaten tapfer wehren,
Zeichneten durch Muth sich aus,
Die will jetzt der König ehren
Und macht Generals daraus.

27. Seyd gelobet, seyd besungen
Helden für das Vaterland;
Sowohl der den Sieg errungen,
Als der, der sein Grab dort fand.
Wer fürs Vaterland gestorben
Als ein Sieger in der Schlacht,
Hat viel Ruhm und Ehr erworben;
Sein Tod werde hoch geacht.

28. Ruht wohl, die ihr hier begraben,
Kinder unsers Vaterlands,
Welche wir verloren haben,
Schlummert sanft im kühlen Sand.
Fremde Sieger gleichfalls eben
Schlaft wohl, ohne Sorg und Klag;
Ihr sollt all auch wieder leben
An dem Auferstehungstag.

29. Liebste Eltern, Wittwen, Waisen,
Brüder, Schwestern, junge Braut;
Väter, Mütter, alte Greisen,
Freund und Taufpath, wer ihr seyd!
Tröst euch, müßt ihr sie dahinten
Gleich jetzt lassen in der Schlacht,
Dort werd't ihr sie wieder finden:
Wünscht ihnen viel gute Nacht.

30. Blick auf jene blut'ge Scene,
Wo der Krieges-Schauplatz ist,
Weihe, Leser, eine Thräne
Deinem Bruder, als ein Christ. —
Der ist fühllos, dem das Leiden
Seiner Brüder nicht betrübt,
Und der nicht bey harten Zeiten
Gern den armen Bruder giebt.

31. Sprich nicht: ich muß selbst viel geben,
Viel zum Krieg jetzt steuern bey;
Denk, du hast noch was zu leben,
Bist vom härtsten Druck noch frey;
Hast viel Freuden mancher Arten,
Lebst in deiner Stadt und Ort,
Kannst noch deiner Arbeit warten,
Darfst von Haus und Hof nicht fort.

32. Ach, wie viele müssen wandern,
Jetzt, im Winter, da es kalt,
Stets von einem Ort zum andern,
Finden keinen Aufenthalt.
Haben oft viel kleine Kinder,
Welche schrey'n erbarmungsvoll.
Sind wohl dieses gröss're Sünder
Als du bist? — bedenk dies wohl!

33. Was du Kriegern Guts gegeben
Durch Speis, Trank und Nachtquartier,
Kann dir Gott leicht wieder geben,
Sowohl dorten als auch hier.
Mancher wird noch an uns denken,
Der von uns viel Guts empfand,
An Bayreuth und Ansbach denken
Jetzt und einst im Vaterland.

34. Wenn wir dieses wohl bedenken
Bey dem jetz'gen Zeitenlauf:
So wird Gott auch an uns denken
Und uns wieder helfen auf.
Murrt nie wider Gottes Willen,
Tragt geduldig jede Noth:
So wird Gott den Kummer stillen,
Wenn ein harter Krieg noch droht.

35. Ja, wir werden selbst im Kriege
Stärker noch und vorbereit,
Zeigen unsre Glaubens-Siege
Auch im härtsten Druck der Zeit.
Dieses haben theils erfahren
Unsrer Länder Brüder viel,
Wie Gott dadurch mit den Jahren
Seine Welt nur bessern will.

36. Freylich sprechen manche Leute,
Die beym Krieg stehn bleiben blos:
Warum fällt auf einer Seite
Immer doch der Sieg so groß?
Mußt' es heuer wieder gehen,
Wie es gieng vor einem Jahr?
Dieses kann ich nicht verstehen;
Lebt vielleicht kein Gott mehr gar?

37. Thoren sprechen so im Herzen,
Ohne Gott und Religion.
Nur der Christ trägt seine Schmerzen,
Duldet willig Spott und Hohn.
Ja, sein Herz thut ihm es sagen,
Daß wir durch die Schuld der Sünd
Holz zum Feuer selbst getragen
Und es haben wohl verdient.

38. Er schickt sich in alle Sachen,
Hält jetzt klug und sparsam Haus;
Weiß das Böse gut zu machen
Und lernt manche Weisheit draus.
Er steht vest und unerschüttert,
Wenn ihm Kreuz und Leiden droht;
Wenn der ganze Erdkreis zittert,
Traut er vest auf seinen Gott.

39. Ach, was sind vor harte Zeiten
Dorten, wo der Krieg jetzt ist,
Wo viel Tausend Hunger leiden
Müssen, weil die Theurung ist.
Weil der Feind nichts zu will lassen,
Steigt die Hungersnoth stark an,
Und gesperrt sind Städt und Strassen,
Daß man nichts bekommen kann.

40. In den schönsten, größten Städten
Herrschet Hunger, Kummer jetzt;
Niemand kann da helfen, retten,
Niemand ist, der es ersetzt,
Was man hat dem Feind gegeben
Und noch täglich schaffen muß.
Selbst der Feind hat nichts zu leben,
Der sonst lebt im Ueberfluß.

41. Schlösser, Häuser, Dorf und Hütten
Wird durchs Kriegesfeu'r verzehrt;
Städt und Länder, die sonst blühen,
Sind verwüstet und verheert.
Ja, die stärksten, größten Vesten
Sind erobert, ruinirt. —
Krieger, die sonst war'n die Besten —
Sind gefangen fortgeführt.

42. Seht, solch Jammer und Elende
Macht der Krieg jetzt in der Welt;
Gott, dir höchster Weltregente,
Sey dies Schicksal heimgestellt.
Laß uns kindlich dir vertrauen,
Es mag Fried seyn oder Krieg;
Du wirst dennoch auf uns schauen
Und uns schenken Glück und Sieg.

43. Liebster Vater, voll Erbarmen!
Laß uns, deine Kinder, nicht;
Siehe hülfreich auf uns Armen,
Bis dein Vaterherze bricht.
Schenk der ganzen Welt hienieden,
Durch dein kräft'ges Allmachtswort
Bald den lieben, holden Frieden,
Der sehr lang mög dauern fort.

44. Friede nur kann uns erquicken,
Friede fleht die Menschheit jetzt:
Friede wirst du, Gott! bald schicken,
Der dem Krieg sein Ziele setzt.
Menschen sind dazu zu wenig;
Du nur, Gott! kannst Fried verleih'n.
Gieb dem Kaiser und dem König
Friedliche Gedanken ein. Amen. J. J. L.

Die Folgen der Schlachten bei Jena und Auerstädt

Schon am 15. Oktober legte Napoleon allen preußischen Provinzen diesseits der Weichsel eine Kontribution von 159 Millionen Frank auf, denn das Ergebnis der gestrigen Schlacht sei die Eroberung aller dieser Lande. Vermessener hatte der Glückliche noch nie geprahlt, und doch sollte die frevelhafteste der Lügen durch ein wunderbares Geschick zu buchstäblicher Wahrheit werden."

So Heinrich von Treitschke über die unmittelbare Folge der Doppelschlacht. In der Tat war mit dem einen Schlage der allergrößte Teil des preußischen Staates eine Beute des Siegers geworden. Nur auf den Wällen einiger weniger Festungen wehte diesseits der Weichsel noch die schwarzweiße Fahne, in Schlesien, wo der wackere Graf Götzen den kleinen Krieg gegen Napoleon organisierte, in Danzig, das sich noch eine Zeitlang hielt, in Kolberg, wo Nettelbeck und Gneisenau Bürger und Soldaten zum zähesten Widerstande zu begeistern wußten. Im übrigen war die Macht des Königs auf Ostpreußen beschränkt, wo noch seine letzten intakten Truppen standen, alles in allem vielleicht 20—30000 Mann, und wo er mit seiner Familie erst in Königsberg, dann in Memel Zuflucht suchen mußte. Von einer selbständigen Kriegsführung gegen Napoleon war gar nicht die Rede mehr. Der preußisch-französische Krieg war zu Ende, es begann der russisch-französische, wobei der König seinem Freunde, dem Zaren, nur ein bescheidenes Hilfskorps stellen konnte. Vertrug sich der Selbstherrscher aller Reußen mit dem Selbstherrscher aller Franzosen, ohne auf Preußen Rücksicht zu nehmen, so kehrte der König ganz gewiß nie wieder nach Berlin zurück. Preußen war keine Großmacht mehr, es war augenblicklich überhaupt keine Macht mehr, die ernsthaft mitzählte.

Wie war das möglich? Wie konnte ein einziger Unglückstag der preußischen Waffen einen so vollkommenen Zusammenbruch des ganzen Staates zur Folge haben?

Es können dafür eine Menge von Ursachen angeführt werden, die hauptsächlichsten aber waren drei:

Die Unfähigkeit und Schwäche der militärischen Führer, die in mehreren Fällen direkt in feige Verräterei überging,

die stumpfsinnige Unterwerfung der Zivilbehörden unter den Feind, endlich

die traurige Gleichgültigkeit des Volkes gegenüber dem Unglück des Heeres.

Betrachten wir zunächst, wie nach Jena und Auerstädt die militärische Macht des preußischen Staates zerbrach.

Am 16. Oktober übertrug der König dem Fürsten von Hohenlohe den Befehl über alles, was von der preußischen Armee noch vorhanden war und reiste dann über Magdeburg nach Berlin und weiter nach Königsberg. Noch am 15. hatte er im Pfarrhause zu Sömmerda den Brief Napoleons vom 12. beantwortet und hatte ihn um einen Waffenstillstand gebeten. Natürlich fiel es dem Sieger gar nicht ein, auf solch einen Vorschlag einzugehen. Er ließ sich in seinem Vordringen nicht aufhalten, ihm war es klar geworden, daß der König schon ein König ohne Heer und Land geworden war, mit dem sich das Verhandeln nicht mehr lohnte. Jeder Tag brachte ihm eine neue Bestätigung dieser Ansicht.



Abb. 79. Die in der Schlacht zu Jena erbeuteten Sachen werden an Leipziger Juden verhandelt. Im Hintergrund Fleischverteilung für das Biwak.
Koloriertes Kpfr. von H. Geißler.

Zunächst kapitulierte am Tage nach der Schlacht die Festung Erfurt, und zwar kapitulierte sie beim Erscheinen eines französischen Reiterhaufens unter Murat. Gewiß hätte sich die Stadt gegen ein ernsthaftes Belagerungsheer nicht viel länger als acht bis vierzehn Tage halten können, denn sie war weder genügend armiert, noch gab es ausreichende Lebensmittel. Aber so lange konnte sie sich ohne Frage halten und hätte sich halten müssen unter dem Aufgebot aller Kräfte schon in Rücksicht auf das geschlagene Heer, von dem dadurch die feindlichen Streitkräfte abgelenkt wurden. Indessen waren weder der alte einundachtzigjährige, noch dazu blessierte Feldmarschall von Möllendorf, noch der Prinz von Oranien, des Königs Schwager, die Männer, den Platz zu halten. So zog am 16. Murat mit seinen Reitern in die Festung ein, 11000 Mann, die hinter Wällen gestanden hatten, streckten die Waffen. Dadurch erhielten Murat und Ney freie Bahn zur Verfolgung der Truppen, die noch vom Heere Preußens übrig waren.

Das eine Haupttrümmerstück führte Hohenlohe, das andere Blücher. Der eine kapitulierte mit Unehre ohne ernsten Kampf, der andere mit Ehren nach hartem Kampfe.

Bei Hohenlohe scheint nach seiner Niederlage ein völliger geistiger und moralischer Bankerott ausgebrochen zu sein. Alle Spannkraft der Seele war ihm verloren gegangen. Noch mehr als vorher schenkte er Massenbach sein Vertrauen, und das wurde nun sein völliges Verderben.

Er war bis Prenzlau in der Uckermark gekommen, Stettin hatte er erreichen wollen.

Da ereilten ihn Murat und Lannes mit einigen tausend Mann am 28. Oktober. Nach einem kurzen Gefechte hatte der Marschall eine persönliche Unterredung mit dem Fürsten und spiegelte ihm vor, er halte ihn mit mehr als 60000 Mann umzingelt. Massenbach erklärte seinem Chef, er habe sich durch den Augenschein davon überzeugt, daß man von allen Seiten von den Franzosen mit überlegener Macht umstellt sei.

Der Fürst glaubte dem Ehrenworte Murats — in Wahrheit hatte der Schwager Napoleons 800 Reiter bei sich und Lannes stand in der Nähe mit einigen tausend Mann — er glaubte Massenbachs Versicherung — und kapitulierte mit 10000 Mann Infanterie, 1800 Reitern und 30 Geschützen im freien Felde.

„Die Kapitulation", sagt Marwitz, „war weniger durch den Verlust, den sie dem Vaterlande unmittelbar zufügte, als durch ihre Folgen unheilbringend. Sie gab das Signal zu allen anderen Kapitulationen. ‚Der Fürst Hohenlohe hat mit der Armee kapituliert' — sagte sich jeder Befehlshaber — ‚was will ich machen?' — Sie überlieferten die Festungen des Staates. ‚Der König hat keine Armee mehr, was helfen ihm die Festungen?' dachte jeder pflichtvergessene Kommandant. Sie pflanzte den Kleinmut in alle Herzen, sie streute die Vorstellung von Verrat unter das Volk und verbreitete den jede Tatkraft lähmenden Gedanken, daß doch alles verloren sei, daß Preußen doch nicht mehr geholfen werden könne, statt daß eine mangelhafte Verteidigung, und wäre selbst Vernichtung ihr Ende gewesen, einen jeden Preußen mit Mut und Bewunderung erfüllt und seine Wut gegen den verhaßten Feind entflammt haben würde. So wie eine große mannhafte Tat fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schwächlichen Tat deren Folgen nicht abgeschlossen, sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen, sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern!"



Abb. 80. Durchzug der Reußischen Gefangenen vom Hohenloheschen Korps durch Leipzig nach der Schlacht von Jena. Koloriertes Kpfr. von H. Geißler.

Vorher hatte der Fürst noch eine Versammlung seiner Stabsoffiziere gehalten und sie gefragt, ob sie mit der Kapitulation einverstanden seien. Er sei allerdings seiner Meinung nach verpflichtet, die gestellten Bedingungen anzunehmen. Statt das Leben so vieler braver Leute, die dem Vaterlande erhalten werden könnten, bloß

seinem Ruhme aufzuopfern, erscheine es ihm edler, diesen der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer zu bringen. „Die Stabsoffiziere murmelten und schwiegen dann. Keiner hatte etwas dagegen zu sagen, obwohl Hohenlohe ausdrücklich aussprach, er werde ihre Meinung zu der seinen machen.

Da kein Einspruch erfolgte, befahl Fürst Hohenlohe, die Herren möchten zu ihren Truppen reiten und diesen die Bedingungen der Kapitulation bekannt machen.

Unter Schluchzen und Verwünschungen öffnete sich der Kreis und die Offiziere eilten, die Schreckensnachricht ihren Untergebenen zu bringen. Jeder überließ sich laut dem Ausbruche der Leidenschaft und Verzweiflung. Die Soldaten weinten, fluchten, schimpften auf ihre Offiziere, warfen ihre Gewehre von sich und streuten die Patronen umher, während die Franzosen ihr triumphierendes ‚Vive l'empereur!‘ in das klägliche Wirrsal hineinschrien."

An diesem Berichte ist alles im höchsten Grade bezeichnend. Die Offiziere halten den Mund. Die Subordination hält selbst im Angesicht der Schande noch ihre Zungen gefesselt. Die Soldaten fluchen und toben — ein glänzendes Zeugnis für die kriegerische Tüchtigkeit der abgehetzten Truppen! Der Feldherr endlich nimmt lieber die Schande auf sich und den preußischen Namen, als daß er „das Leben vieler braver Soldaten nutzlos opfert" und er meint damit, „der allgemeinen Wohlfahrt" zu dienen. Als ob die Wohlfahrt des Vaterlandes davon abgehangen hätte, ja, als ob dem Vaterlande auch nur das geringste daran gelegen gewesen wäre, daß einige tausend Soldaten wieder heimkamen zu ihren Weibern und in ihre Wachtstuben. Darauf kam es vielmehr an, daß sie ihre verdammte Pflicht taten, und daß der Waffenruhm der unglücklichen Armee nicht befleckt ward durch eine schimpfliche Kapitulation.

Wo war der Geist des alten strengen und harten Königs hin, der einst vor den österreichischen Kanonen bei Kollin seine weichenden Grenadiere mit dem Donnerworte angewettert hatte: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?!" Man war human geworden in der Armee Friedrichs des Großen, wie es der Zeitgeist verlangte, und schrak vor „nutzlosem Blutvergießen" zurück.

Allerdings — nicht alle dachten so. Der Prinz August von Preußen ergab sich mit einem seiner Regimenter oder vielmehr dessen Rest erst nach verzweifelter Gegenwehr gegen die Übermacht. General York lieferte an der Elbe bei Altenzaun ein glänzendes Gefecht gegen die Soultschen Truppen und bewies, daß seine Jäger im Tirailleurgefecht dasselbe oder mehr leisteten als die Franzosen. Vor allem Blücher zeigte jetzt, was er vermochte. Er hatte sich bei Prenzlau mit Hohenlohe vereinigen wollen, als er die Nachricht von der schmählichen Kapitulation erhielt. Nun zog er sich, immer vom Feinde bedrängt, nach Norden, um womöglich bei Wismar auf schwedische Schiffe zu gelangen. Aber er wurde abgedrängt und mußte sich nach Lübeck werfen. Auch von dort ward er mit Übermacht vertrieben, die Stadt von den Franzosen bestialisch behandelt. Endlich mußte er bei Rattkau kapitulieren und fügte in der Kapitulationsurkunde seiner Namensunterschrift die Worte hinzu: „Ich kapithullire, weil ich kein brot und keine Muhnitsion nicht mehr habe." Er konnte in der Tat nicht mehr, seine Soldaten hatten durch die

fürchterlichen Strapazen so gelitten, daß schon auf dem Marsche nach Lübeck manche tot umgefallen waren. Das war eine Kapitulation in Ehren, denn mit Mannschaften ohne Brot, ohne Schuhwerk, in abgerissenen Kleidern, ohne Munition kann der beste General nichts mehr ausrichten.

Aber solche notgedrungene Übergaben waren durchaus die Ausnahme. Die meisten Festungskommandanten öffneten die Tore ohne ernsten Widerstand, manchmal ohne überhaupt einen Schuß zu tun. Nicht etwa, weil sie der elende Zustand ihrer Festungen dazu zwang. Die Wälle von Pillau, Cosel und Graudenz waren auch nicht besser imstande wie die von Erfurt und Hameln, die von Kolberg waren miserabel, aber sie wurden doch gehalten. Etwas ganz anderes brachte die meisten zur schleunigen Übergabe. Sie dachten ebenso wie Hohenlohe: Es nützt nichts mehr, es ist doch alles vergeblich. Man kann sich schwerlich vorstellen, wie der Untergang der Armee auf die Seelen der greisen Generale gewirkt haben muß, er machte sie einfach an allem irre, was ihnen bisher festgestanden hatte. So sicher wie zweimal zwei vier ist, war nach ihrem aufrichtigen Glauben das Heer des großen Friedrich den Schlachthaufen „des Korsen" überlegen, weit überlegen. Es verstand sich ganz von selbst, daß der Kerl, der Bonaparte, wenn er in seiner Frechheit mit den Preußen anzubinden wagte, die furchtbarsten Prügel bekam. Nicht in ihren schwülsten Träumen wäre es ihnen in den Sinn gekommen, daß die Franzosen wirklich vor ihren Wällen erscheinen könnten. Sie wurden draußen irgendwo „uf der Plaine" geschlagen. Nun waren sie auf einmal da, und die Armee von Roßbach und Leuthen war nicht mehr. Auf manche scheint das geradezu zerrüttend, verstandesverwirrend gewirkt zu haben.



Abb. 81. Die Leipziger Jugend führt die angekommenen Franzosen in die Quartiere.
Koloriertes Kpfr. von H. Geißler.

Dazu kam, daß sie zum großen Teil müde, abgestumpfte Greise waren. Es ist eine Ausnahme, wenn sich ein Mann von siebzig oder mehr Jahren Frische und Schnelligkeit des Entschlusses bewahrt wie Blücher oder Moltke. Die Regel ist, daß alte Leute Ruhe haben wollen, vor allem Ruhe. Es war ein Fehler der höchsten Heeresleitung, daß man die alten brüchigen Ruinen eifrig konserviert und sie sogar dann nicht durch frische Kräfte er-



Abb. 82. Marsch der Franzosen nach dem Biwak bei Leipzig am 18. Oktober 1806.
Koloriertes Kpfr. von H. Geißler.

setzt hatte, wenn sie es selbst wünschten. So hatte der alte General von Romberg, der Kommandant von Stettin, vor dem Kriege an den König geschrieben: „er habe seinen Posten nur als eine Art von Versorgung angesehen und sei zu alt und zu kränklich, um demselben in so ernster Zeit vorzustehen.“ Er bitte, ihm einen Nachfolger zu geben. Aber der König ließ ihn, wo er war, vielleicht weil er selbst nicht glaubte, daß Stettin in Gefahr kommen könne. Ist es dann gerechtfertigt, die Kapitulation des alten einundachtzigjährigen Mannes als eine „schimpfliche“ zu bezeichnen? Bedauern sollte man vielmehr den armen, wackeligen Greis, der einen Platz ausfüllen sollte, dem er seit Jahren nicht mehr gewachsen war.

Nicht viel anders stand es in Magdeburg. Auch dort war der Kommandeur zu alt, Franz von Kleist, ein mittlerer Siebziger. Man hatte ihn wegen seines hohen Alters und weil er nicht rüstig genug war, nicht mit in den Feldzug genommen, aber zum Kommandeur der größten und wichtigsten Festung des Landes war er noch gut genug. Er wollte ja auch Magdeburg nicht übergeben, bevor ihm nicht das Schnupftuch in der Tasche brenne, wie er vorher geprahlt hatte. Aber als von allen Seiten die Hiobsposten einliefen und endlich der Feind anrückte, da entfiel dem alten Bramarbas der Mut, er knickte ganz plötzlich zusammen und ließ es gar nicht erst zur Belagerung kommen. Mit seinen 19 Generalen, die zusammen 1300 Jahre alt waren, übergab er die Festung, in der sich 24000 Mann und riesige Vorräte befanden, dem Feinde. Keiner der Generale ließ den Alten arretieren und stellte sich selbst an die Spitze, um den Platz für König und

Vaterland zu behaupten. Nur die gemeinen Soldaten tobten und wüteten auch hier und wollten „den alten Hund von General massakrieren".

Ähnlich erging es fast überall. Der Kommandant von Spandau schrieb am 23. Oktober an den König, er werde die Festung halten, bis nur noch Trümmer davon vorhanden seien. Am Abend des 25. hatte er sie schon übergeben und kein Schuß war dabei gefallen. Küstrin liefert der Oberst von Ingersleben einem französischen Infanterieregiment aus, das starke Hameln wurde mit 10000 Mann von den Generalen Schöler und Lecoq an die Franzosen verraten, denn die Tat dieser beiden ehrlosen Schurken kann man nicht anders nennen, als Verrat. Bekannt ist, daß Adalbert von Chamisso als junger Offizier die schmachvolle Kapitulation von Hameln miterlebt hat und ergreifend ist der Brief an Varnhagen von Ense, worin er den Schmerz und die Wut der verratenen Garnison schildert. „Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit aufeinander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt wurden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Kompagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. Offiziere und Gemeine hegten nur einen Gedanken: Es galt, bedrängt vom äußeren und inneren Feinde den alten Ruhm zu behaupten und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O, hätten Männer an unserer Spitze gestanden!"

Ja, an Männern fehlte es unter den Kommandeuren, den „Federbüschen". Wo ein Mann war, da ward in der Regel auch hinter den elendesten Wällen und Gräben standgehalten, das haben Courbière, der „König von Graudenz", Gneisenau und Nettelbeck und manche andere bewiesen.

Noch vielmehr aber fehlten die Männer unter den hohen und höheren Beamten des Staates. Eine Ausnahme machte Stein, der die Staatskassen schleunigst nach Königsberg bringen ließ. Im übrigen aber arbeiteten die Beamten zumeist an ihren Akten weiter, ohne zu fragen, ob ihre Tätigkeit dem eigenen Könige oder dem fremden Eroberer zugute komme. Der General-Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kähnert erließ, als die Kunde von Jena und Auerstädt eintraf, an die Bevölkerung der Hauptstadt folgende denkwürdige Verfügung: „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!" (Beilage 13.)

Mit solchen Worten wurde den Berlinern die Zertrümmerung ihres Staates offiziell angezeigt. Sie bedürfen keines Kommentars. In ihrer seelenlosen, barschen Knappheit sind sie unübertreffliche Zeugen des Geistes, der damals im höheren altpreußischen Beamtentum lebte.

Ein noch ganz anderes Stückchen leistete sich freilich der neue Gouverneur von Berlin, Fürst von Hatzfeld, der nach Schulenburgs Abreise an die Spitze der Hauptstadt trat. Im

Zeughause lagen noch 40000 Gewehre und standen noch 50 Kanonen, die nach Ostpreußen geschafft werden konnten und sollten, aber Hatzfeld verbot ihre Abführung, weil die Franzosen das übel vermerken könnten. Die Beamten und ein großer Teil der Minister leisteten dem neuen Landesherrn Napoleon — denn als solcher gerierte er sich — den Eid der Treue. In einer Verfügung an die Landräte der Mittelmark heißt es: „Die Untertanen sind anzuweisen, die Truppen — die französischen nämlich —, die bei ihnen eingelegt werden, freundlich aufzunehmen und ihnen nicht nur keinen Widerstand zu leisten, sondern sich ihnen auf alle Weise willfährig zu erweisen. Ihr müßt eurerseits nicht nur den Marsch dieser Truppen zu erleichtern suchen, sondern auch solche Einrichtungen treffen, daß es nicht an Lebensmitteln fehlt!!!" Somit werden also die königlichen Beamten von der Regierung zur Unterstützung des Feindes oder, was dasselbe ist, zum Landesverrat geradezu kommandiert. Es kam vor, daß Lieferungen an die Franzosen abgegeben wurden, die noch gar nicht verlangt worden waren, man suchte durch solchen Eifer sich den neuen Herren zu empfehlen. Immerhin war derartige Niedertracht selten, allgemein dagegen war die stumpfsinnige Pünktlichkeit, mit der die Bureaukratie weiterschrieb, rubrizierte, schematisierte und Steuern eintrieb, als wenn gar nichts geschehen wäre. Genau so schwerfällig aber auch genau so emsig arbeiteten die hohen und niederen Schreiber jetzt für den Feind, wie sie vorher für ihren König gearbeitet hatten. Die Regierungsmaschine ging ihren altgewohnten Gang.

Der Magistrat von Berlin befahl der Bürgerschaft „bei Leibes- und Lebensstrafe, sich beim etwaigen Einzug der französischen Truppen ruhig zu verhalten und keinen Widerstand zu leisten". Als dann der Einzug Napoleons wirklich stattfand, wurde mit allen Glocken geläutet, die Minister und die Spitzen der Behörden erschienen am Tore in Uniform und der Magistrat überreichte die Schlüssel der Stadt. Am Abend mußten die Bürger ihre Häuser auf Befehl des Kommandanten illuminieren, doch soll die Illumination schwach ausgefallen sein.

Denn das kann man der Bürgerschaft Berlins glücklicherweise nachrühmen, daß sie den siegreichen Feind nicht mit Freudenbezeugungen empfing. Abgesehen von dem Lumpengesindel, das es in einer großen Stadt immer gibt, verhielt sich wenigstens die Mehrzahl der Einwohner kalt und ablehnend. Zwar waren viele Menschen aus Neugier auf der Straße, aber nur ganz vereinzelt erklang das „Vive l'empereur". Im ganzen lag über der Stadt „eine dumpfe, totenähnliche Stille". „Die an den Fenstern erschienenen Frauen führten ihre Tücher öfter an die Augen, um die hervorquellenden Tränen abzuwischen."

Aber Tränen waren auch das einzige, was die Leute für ihren zerschlagenen Staat übrig hatten. Wer etwa Haß gegen die fremden Unterdrücker oder gar Wut und Rachedurst bei der Bevölkerung voraussetzen wollte, der würde sich sehr täuschen. Selbst in der Hauptstadt empfanden doch nur einzelne das rohe und verletzende Auftreten des Siegers als eine Schmach, die dem ganzen preußischen Volke zugefügt ward, obwohl Napoleon alles tat, was die Unterlegenen reizen und erbittern konnte. Er veranstaltete im Lustgarten eine glänzende Parade seiner siegreichen Garde (Abb. 83), er ließ die erbeuteten preußischen Feldzeichen wie zum Hohne durch die Stadt tragen, er verbot, daß irgend

Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!

Berlin, den 17. October 1806.

Graf v. d. Schulenburg.

Beilage 13. Proklamation an die Einwohner Berlins nach der Schlacht von Jena.

jemand in Berlin eine preußische Uniform trage. Im königlichen Schlosse diktierte er ein Bulletin, das die Königin Luise von neuem beschimpfte. Darüber entrüstete sich wohl der oder jener, aber im ganzen blieb das Volk erstaunlich ruhig. Auf dem Lande war es nicht anders. Es liest sich ja ganz hübsch, daß der wetterfeste Bauersmann grimmig zu dem Bilde des großen Königs an der Wand aufgeblickt habe und mag da und dort vorgekommen sein. Auch ist es richtig, daß die Invaliden auf den Drehorgeln das Klagelied um den Prinzen Louis Ferdinand spielten und daß die Berliner am Geburtstage der Königin illuminierten, freilich — hinter verhängten Fenstern. Aber die Teilnahme an die unglücklichen Geschicke des Prinzen und die Liebe zu der schönen und leutseligen Königin hatten mit Patriotismus wenig zu tun. Der Volkszorn über die Franzosenwirtschaft erwachte erst sehr langsam. Erst als die Kontinentalsperre den Zucker, Kaffee, Tabak und alle Gewürze maßlos verteuerten und der Steuerdruck der Kontributionen kein Ende nahm, da wurde es auch dem kleinen Manne klar, was die Napoleonische Herrschaft bedeute, da wurde jede Hausfrau eine Feindin des fremden Gewaltherrn.

Vorläufig aber hielt eine ungeheure Gleichgültigkeit das Volk in ihrem Banne. Die Soldaten des Königs waren geschlagen worden, „die Junkers hatten ihre Schmiere gekriegt" — was ging das den ehrsamen Bürger, Handwerksmann und Meister an. Die Hauptsache war, daß die ewige Beunruhigung aufhörte und Friede wurde, wenn das auch auf Kosten des eigenen Staates geschah. Als Clausewitz mit dem gefangenen Prinzen August in französischer Begleitung nach Berlin fuhr, „trafen wir", so erzählt er, „des morgens in Oranienburg ein, wo die Postmeisterin, die den Prinzen nicht kannte, fragt, ob es denn wahr sei, daß alle Garde gefangen. Als der Prinz nichts als einen finstern Blick darauf erwiderte, rief sie aus: ‚Ach Gott, wenn nur doch erst alle gefangen wären, damit es ein Ende hätte.'"

So dachten Unzählige. Das war die Folge davon, daß der friedliche Bürger und Bauer es gar nicht merken sollte, wenn die Armee des Königs sich schlug. Man betrachtete den Krieg fast wie eine Privatsache des Königs. Daher wurde den versprengten Offizieren fast nirgends geholfen und Vorschub geleistet, wenn sie zur Armee zurückwollten, ja hie und da versagten ihnen sogar die Beamten ihre Beihilfe dazu. Daher kam es ferner, daß viele der Landeskinder, die aus der Schlacht geflohen waren, einfach wieder nach Hause gingen und die Fahne verließen. Sie dachten: Ich habe lange genug gedient, der König mag es nun allein ausfechten. Daß sich die Truppen für das Vaterland schlugen, leuchtete wenigen ein. „Vaterland" war auch einer der Begriffe, die etwas veraltet waren, ein aufgeklärter Mann sprach nicht viel davon, oder lächelte doch wenigstens überlegen, wenn er davon sprach. Solche Gedanken waren auch schon ins niedere Volk gedrungen. In einem Wirtshaus vor Jena wurde einige Tage vor der Schlacht folgendes Lied gesungen:

„Fürs Vaterland zu sterben
Wünscht mancher sich.
Zehntausend Taler erben
Das wünsch ich mich.



Abb. 84. Napoleon besucht das Grab Friedrichs II. am 25. Oktober 1806. Kpfr. von F. Jügel nach Dähling.

Das Vaterland ist undankbar,
Und dafür sterben? — O du Narr!"

Sieben Jahre später sang dasselbe Volk „Der Gott der Eisen wachsen ließ — Der wollte keine Knechte —" es hatte unter dem Drucke der Schmach- und Elendsjahre eine andere Auffassung von dem Werte idealer Güter erhalten, und wußte nun, was das Vaterland bedeutet.

Anno 1806 aber wußten es nicht einmal die Gebildeten, ja die wußten es am wenigsten. Es war doch etwas Erbärmliches, wenn ein Mann wie Johannes Müller, der von vielen für den größten Historiker gehalten wurde, der „schweizerische Tacitus", der Hofhistoriograph des Königs, einen Monat nach der Schlacht erklärte: „Gott, ich sehe es, hat dem Kaiser Napoleon das Reich, die Welt, gegeben." Einige Monate vorher hatte er geschrieben: „Nie werde ich vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und Kleinheit schuf, die Knie beugen." Freilich überbot ihn an Servilität ein Dresdner Gelehrter noch weit, indem er bei Napoleons Einzug in die sächsische Hauptstadt die Überschrift über dem Kreuze Christi JNRJ in der Form Imperator Napoleon Rex Italiae an seinem Hause anbringen ließ. Nach Ansicht dieses Geistes war also Napoleon eine Art Weltheiland. Nach Hegel war er sogar die Inkarnation der Weltseele, was der Philosoph übrigens ganz ehrlich meinte und nicht etwa aussprach, um sich bei dem Sieger einzuschmeicheln.

Noch viel widerwärtiger aber, als die Lobeshymnen auf den siegreichen Feind berühren die Eselstritte, die von der Gemeinheit den gestürzten Größen versetzt wurden.

Von der „Minerva", der ersten militärischen Zeitschrift, geleitet vom Hauptmann von Archenholz, wurden die heimkehrenden, zum Teil noch auf der Flucht umherirrenden Offiziere mit folgendem Gedicht begrüßt:

„Rückkehr der Helden in bürgerlicher Kleidung und ohne Zopf.
Gott sei's gedankt, daß noch so gut
Die lieben Herren weggekommen.
Hoch stand die Feder, hoch der Mut!
Nun Feder fort und Glut verglommen!
Heil blieben Haupt und Fuß und Kopf,
Denn Hieb und Schuß traf nur den — Zopf —."

Richtig war es ja, die Schlachten bei Jena und Auerstädt haben den Preußen den Zopf abgeschlagen — dem Heere wenigstens. Aber solchen Spott hatten die Männer nicht verdient, die, wenn auch ungeschickt und nach veralteten Regeln, doch ohne Frage tapfer gekämpft hatten. Solch ein Gedicht war einfach eine Unwürdigkeit.

Schändlicher noch benahm sich der Herausgeber des „Telegraph", ein Professor Lange. Der schrieb am 28. Oktober in seiner Zeitung: „Wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen." Und als am 30. Oktober das glänzende Regiment der Gendarmes „entwaffnet, abgerissen und halb verhungert im jammervollen Zustande wie eine Viehherde" die Linden hinabgetrieben wurde und dabei vor Napoleon defilieren mußte, da erinnerte Lange an die Frechheiten, die dieses Regiment sich früher gegen die Bürger herausgenommen hatte.

NAPOLEON

pacis auctor vivat in aeternum.

N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t e r n u m
a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t e r n u
p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t e r n
o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t e r
l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t e
e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae t
o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n ae
n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i n
p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t i
a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a t
c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v a
i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i v
s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v i
a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r v
u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o r
ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct o
o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u ct
r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a u
v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s a
i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i s
v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c i
a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a c
t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p a
i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n p
n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o n
ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e o
t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l e
e t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o l
r e t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p o
n r e t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a p
u n r e t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N a
m u n r e t ae n i t a v i v r o ct u a s i c a p n o e l o p a N

Optat

Johannes Fridericus Schmidt,

Advocatus Lipsiensis.

Lipsiae die XV. Mens. Augusti MDCCCVII.

Beilage 14. Typographische Huldigung für Napoleon seitens des Leipziger Advokaten Joh. Friedr. Schmidt.



Abb. 85. Königin Luise betend am Altar zu Königsberg, umgeben von ihren Kindern. Kpfr. von Haas.

Sie seien es gewesen, die ihre Säbel unter den Fenstern des französischen Gesandten gewetzt hätten, lächerliche Fanfaronaden, die von leidenschaftlichen Weibern nach dem Beispiel der Königin als Fingerzeig der großen Bestimmung der Armee betrachtet worden wären. — Der rohe Angriff, den Napoleon schon früher gegen die Königin Luise gerichtet hatte und den er gerade in diesen Tagen durch ein neues Bulletin aus dem Königlichen Schlosse in Berlin wiederholte, fand also Nachahmung in einer preußischen Zeitung der Hauptstadt. Der jetzt so tiefgebeugten Frau, die vor kurzem der Abgott aller Kreise der Bevölkerung, besonders auch der niederen des Volkes gewesen war und die trotz kleiner Schwächen die Liebe und Achtung ihres Volkes im vollsten Maße verdiente, wurden jetzt öffentliche Schmähungen nachgerufen und nirgends regte sich ein Widerspruch. Das ist wohl das schmählichste, was aus jenen Tagen der Schmach zu berichten ist.

Napoleon ließ indessen den Rock und Degen Friedrichs des Großen und die Viktoria von dem Brandenburger Tore nach Paris bringen, damit auch ein äußeres Zeichen es aller Welt deutlich mache, daß es zu Ende sei mit dem alten Preußen.

Eine Darstellung der weiteren Kriegsereignisse bis zum Frieden von Tilsit gehört nicht in diesen Zusammenhang. Preußen war zusammengebrochen, ehe die Russen herankamen, mit Mühe behauptete der Rest des Heeres seine Stellung hinter der Weichsel. Dann war aber auch die letzte Kraft erschöpft. Noch fochten 13000 Preußen, das letzte Überbleibsel

des Heeres, mit großer Tapferkeit in der entsetzlichen unentschiedenen Schlächterei bei Preußisch-Eylau mit, am 7. Februar 1807. Aber in der entscheidenden Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807 standen fast nur Russen den Franzosen gegenüber, und die furchtbare Niederlage des russischen Generals Bennigsen entschied auch über Preußens Schicksal. Wenige Tage vorher hatte der Zar noch den König von Preußen bei einer Revue vor der Front seiner Regimenter umarmt und dabei gerufen: „Keiner von uns beiden fällt allein. Entweder keiner, oder wir beide zusammen!" Jetzt war das vergessen, denn die russischen Generale, an ihrer Spitze des Kaisers Bruder, Großfürst Konstantin, murrten und fluchten über den Feldzug und wollten heim. Alexander wußte nur zu gut, welche Folgen der Zorn russischer Generale haben kann, denn der Besiegte von Friedland war der Mörder seines Vaters. Er gab nach, und eine persönliche Begegnung mit Napoleon machte ihn für die nächste Zeit zum Freunde und Bewunderer des „großen Mannes". „Wenn wir beide uns vertragen, so muß sich das übrige Europa auch vertragen", sagte der Imperator zu dem Zaren und machte ihm den Vorschlag, Europa gewissermaßen in eine russische und in eine französische Machtsphäre zu teilen.

Die beiden verständigten sich, und aus Achtung vor seinem Bruder, „dem Kaiser von Rußland", gestattete Napoleon, daß Preußen weiter bestand. Aber ein schmachvoller, demütigender Friede wurde der am Boden liegenden einstigen Großmacht auferlegt. Vergebens ließ sich die Königin Luise herbei, ihren Beleidiger persönlich um mildere Bedingungen zu bitten. Welch wunderlicher Einfall, daß Napoleon aus Courtoisie gegen eine anmutige Frau auf reale Vorteile verzichten sollte! Die sonderbaren Schwärmer, die dem Königspaare zu diesem Schritte rieten, haben der Königin nur zu einer schmerzlichen Demütigung verholfen. Einen Erfolg hatten ihre Bitten nicht.

So wurde denn der Friede von Tilsit geschlossen, wodurch der König mehr als die Hälfte seiner Staaten verlor (Abb. 86). Die polnischen Landesteile kamen zum einen Teile an Rußland, aus dem andern Teile ward ein selbständiges Großherzogtum Warschau gebildet. Dessen nomineller Herrscher wurde der neugebackene König von Sachsen, Friedrich August, der längst dem Rheinbund beigetreten und unter allen deutschen Fürsten der eifrigste Freund und Bewunderer Napoleons geworden war. Alle Provinzen westlich der Elbe mußten abgetreten werden. Dem kleinen Preußen, das nun noch blieb, wurde eine gewaltige Kriegssteuer auferlegt, bis zu deren Beitreibung die französischen Truppen die Festungen besetzt halten sollten. Endlich, damit nur ja keine Aussicht auf wirtschaftliche Erholung des zerstückelten und aus tausend Wunden blutenden Staates blieb, mußte Preußen der Kontinentalsperre beitreten, alle seine Häfen gegen England verschließen.

Nie hat ein König von Preußen einen so schmachvollen Frieden unterzeichnen müssen, wie in Tilsit der unglückliche Friedrich Wilhelm III. Und doch begann mit diesem Friedensschlusse eine neue große Zeit für den so tief gedemütigten, zurzeit ohnmächtig am Boden liegenden Staat der Hohenzollern. Mit Gewalt war Preußen seiner deutschen Bestimmung zurückgegeben worden, der slavische Ballast lähmte und hinderte nicht mehr jede freie Bewegung, Preußen war wieder ein deutscher Staat. Vor allem aber konnte sich der König von nun an der Einsicht nicht mehr verschließen, daß man den Staat von Grund



Ihr kennt geliebte Bewohner treuer Provinzen Gebiete und Städte meine
Gesinnungen und die Begebenheiten des lezten Jahres
Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des lezten
Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äusserste
Grenze des Reichs und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zu
einen Waffenstillstand sich genöthiget gefühlt, blieb mir nichts übrig, als dem
Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede musste
so wie ihm die Umstände vorschrieben abgeschlossen werden. Er
legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten
Opfer auf! Was Jahrhunderte und biedre Vorfahren, was Ver-
träge was Liebe und Vertrauen verbunden hatte musste getrennt
werden Meine und der Meinigen Bemühungen waren frucht-
los, das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern.
Ich entlasse euch aller Unterthanen Pflicht gegen mich und mein
Haus. Unsere heissesten Wünsche begleiten euch zu euren neuen Lan-
des Herrn, seid ihm was ihr mir waret, euer Andenken kann kein
Schicksal, keine Macht aus meinem und der meinigen Herzen
vertilgen.

Königsberg 24. Jul: 1807. Friedrich Wilhelm.

Halle bey Schubert.

Abb. 86. Proklamation an die Bewohner der im Frieden zu Tilsit abgetretenen Landesteile.
Koloriertes Hallenser Flugblatt.

aus reformieren müsse, wenn man nicht gänzlich zugrunde gehen wollte. Das alte Preußen war dahin, der absolutistisch und bureaukratisch regierte Militär- und Feudalstaat war vor dem Anprall des Feindes zusammengebrochen, er hatte sich als morsch und faul und zum Widerstande unfähig erwiesen. Sollte Preußen wieder emporkommen, wieder Macht und Ansehen gewinnen, so mußte ein neues Preußen geschaffen werden, ein Staat, der die gesunden Ideen der neuen Zeit sich aneignen und sich mit ihnen durchdringen mußte.

Der Mann war da, der das vermochte, und der König kannte ihn längst. Er hatte den Reichsfreiherrn vom Stein schon anfangs des Jahres zum Leiter der auswärtigen Politik machen wollen, aber als Stein das Aufhören der Kabinettsregierung forderte, hatte er ihn zornig abfallen lassen. Aufgebracht schrieb er am 3. Januar 1807: „Sie sind ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt. — Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern willens sind, so kann sich der Staat keine Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ Darauf hatte der Freiherr seinen Abschied erbeten und in Ungnaden erhalten.

Jetzt in der höchsten Not erinnerte sich der König des Mannes, den er so von sich gestoßen hatte und kam unter dem Einflusse der Königin zu der Überzeugung, daß Stein allein den Staat retten könne. Da erhob er sich zu der größten Tat seines Lebens und schrieb an den Freiherrn: „Mein lieber Freiherr vom Stein! Die jetzige Lage meines Staates und seine künftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünschenswert, nach der Euch schon mündlich geäußerten Absicht vertraue ich Euch hierdurch die Leitung aller Zivilangelegenheiten meines Staates. Friedrich Wilhelm.“ Stein vergaß, was geschehen war und trat an die Spitze der Geschäfte. Damit begann die Wiedergeburt Preußens.

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Löscheimer, ein Journal aus d. Jahr 1807.
Preuß. Jahrb. 197, 3 Sept 24

